

Vermischte Schriften

von dem

Verfasser des heimlichen Gerichts.



Erster Theil.

Berlin, 1793.

In der Vossischen Buchhandlung.

yc 9042 - 1



Vermischte Schriften

von

Versaffer des heimlichen Gerichts.

*Non civium ardor prava jubentium
nec vultus instantis tyranni*

HORAT.

Erster Theil

Die Titels-Dignette Andre des Refes C. 124 erklärt.

Vorrede.

Die meisten Aufsätze dieser Sammlung waren bereits und ohne weitere Bezeichnung in periodischen und andern Schriften zerstreut; sie sind auch, so viel ich weiß, so ungünstig nicht aufgenommen worden, daß ich von der Seite abgehalten wäre, sie hier wieder zusammen abdrucken zu lassen, da sie als Kinder Eines Vaters doch zusammen gehören. Außerdem giebt es Ideen, die entweder gar nicht, oder nur in flüchtigeren Formen

Vorrede.

ausgedrückt werden können, und in der Verbindung mit einem größeren Ganzen, in der Beziehung auf einen Stoff, der ex professo bearbeitet würde, einen Theil ihrer Eigenthümlichkeit verlieren müßten. Dem reinen Denken muß ja auch unter uns noch immer so viel Werth bleiben, daß es sich für den Schriftsteller der Mühe verlohne, neben den vielen mehr politischen oder kameralistischen als litterarischen Etablissements, diesen Geburten seines Geistes, die sonst wie Zündlinge oder Bastarde unerkannt und auf Gerathewohl in der Welt herumirrten, ein besseres Unterkommen zu verschaffen.

I.

Ueber

Revoluzionen, vorzüglich in Frankreich;

eine Stelle

aus den Mémoires du Cardinal de Retz.

Die Memoiren des Cardinals Retz enthalten die merkwürdigsten Ereignisse seines öffentlichen Lebens, und der bürgerlichen Kriege in Frankreich während der Minorität Ludwigs des Vierzehnten, an denen er, als Coadjutor von Paris, einen wichtigen und gefährlichen Antheil genommen hatte. Warum wir, so viel mir wenigstens bekannt ist, von diesem Meisterwerke noch keine Uebersetzung haben;

Bern, Sch. 17. Thl.

X

warum es auswärts überhaupt nicht nach Ver-
dienst bekannt ist; warum es selbst in der Franz-
ösischen Litteratur nicht unter die allgemein kur-
strenden Produkte derselben zu gehören scheint,
und mehr bewundert, als gelesen wird: dazu
habe ich noch keinen hinlänglichen Grund ent-
decken können. Ich glaube aber Dank zu ver-
dienen, wenn ich durch diese Probe auf ein Werk
aufmerksam machen kann, das ein Handbuch
der tiefsten Menschenkenntniß ist, und an Ener-
gie, ~~Reinheit~~ und Geistesgröße vielleicht in kei-
ner Sprache übertroffen wird. Diejenige, in
der er schrieb, war, zum Glück für diesen Kopf,
auf dessen Idceumfang die ganze Französische
Academie ihre Gesetze wohl nicht ausdehnen
konnte, zu seiner Zeit noch nicht so fixirt und
so gefesselt als sie es jetzt ist. Einen eignen Reiz
hat es daher, in seinen Schilderungen und sei-
nen Reflexionen leise verwickelte Gedanken wie-
der zu finden, die man wohl eher selbst gehabt
zu haben sich erinnert, aber ohne ihnen die Seite

des Ausdrucks abgewinnen zu können. Diese Beobachtung der verworrenen Verhältnisse des Lebens, unbestechliche Beurtheilung der Kleinlichkeiten in der Natur des Menschen, stolze Anerkennung und furchtlose Zergliederung der Größe in ihren wenigen Ausnahmen zeichnen seine Gemälde durchgängig aus. Cäsar und Friedrich nicht ausgenommen, hat nie ein Mann, der im Getümmel der Welt Größe zeigte, diese Größe so rein und glücklich in seine Schriften übergetragen, das Wesen der menschlichen Größe überhaupt, wie man es von dem, der sie in seinem Busen fühlte, immer erwarten dürfte, so deutlich und anschaulich dargestellt, so, ohne ihren Werth zu schmälern, bis auf ihre schwimmendsten Details anatomirt. Doch wäre vielleicht dieses psychologische Talent in ihm nicht gereift, wenn das Schicksal ihn begünstigt hätte, wie jene Helden; und wäre er glücklicher gewesen, vielleicht besäßen wir dieses unvergleichliche Denkmal seines Geistes nicht. Diesen freien

behält der König, der Feldherr nicht in
 dem Glanze des glücklich erreichten Zieles; die
 Größe seines Wirkungskreises kann und muß
 ihm die reine Anschauung seiner eignen Motive,
 seiner Kräfte, seiner Mittel verhindern. Darum
 vermissen wir, und zuweilen mit Schmerz, in
 Friedrichs Schriften den Riesengeist, vor dem
 aller Könige Glanz erblaßt; darum findet der
 forschende Psycholog in der Rechenchaft, die
 Friedrich von seinen eigenen Thaten giebt, seine
 Hoffnungen größtentheils betrogen. Die Spuren
 seines kühnen Ganges auf Erden sind unvertilg-
 bar, und spätes Nachkommen wird sein hoher
 Genius noch ansprechen aus den Revolutionen
 der Zeit; indessen denn immer in dem Gefüge der
 Räder, in den einzelnen Triebfedern dieses Gei-
 stes, Ecken geblieben seyn! Der König, der Held
 lebt in seinen Thaten, und der größte Mensch
 der neueren Zeit hat vor dem größten Menschen
 des Alterthums einen höheren Grad von Hu-
 manität voraus; der Geschichtschreiber, der

Schriftsteller steht weit hinter ihm zurück, und am Schreibpult sank er von seiner unerreichten Höhe zu dem eiteln Geschlechte der Autoren herunter. Ganz anders verhielt es sich mit Keß. Keinen von den frühen Wünschen seines Ehrgeizes hatte sein Schicksal ihm gewährt; eine Zeitlang neckte es ihn mit Hoffnungen, aber es ließ ihn am Ziele scheitern. Schwer lag auf ihm das Verhängniß, das die Lorbeerkrone des Ruhms nach Gefallen austheilt, oder vorenthält. Was er that — so sprach die eiserne Tafel — sollte nichts seyn. Ihm blieb daher nichts übrig, als das Bewußtseyn, wie er gehandelt hatte. An der Zergliederung der angewandten Kräfte mußte er sich ergötzen, nachdem der Zweck, auf den sie angewandt worden, unerfüllt verschwunden und vergessen war. Dieser war also bloß der Name des Spiels; die Geschicklichkeit, die Entschlossenheit, der Muth, mit dem gespielt worden war, beschäftigte und tröstete ihn im Verlust. Der Zusammenhang der Weltgeschichte

läßt, wenn man von der Fronde schweigt und von dem Kardinal Rich; aber der große Mann steht bewundernswürdig und in göttlicher Konsequenz aufgestellt in seinen Memoiren, da die *histoire de mon temps* den Wunsch nach einem würdigen Geschichtschreiber Friedrichs des Großen noch zurückläßt.

Die folgende Stelle, welche in den Memoiren des Kardinals eine Art von Einleitung zu der eigentlichen Geschichte der Französischen Unruhen unter dem Ministerium des Kardinals Mazarin macht, hat in dem jetzigen Zeitpunkt ein eignes Interesse, und scheint sogar, was den allgemeinen philosophischen Theil derselben anlangt, weit treffender auf die Revolution von 1789 zu passen, als auf die damalige Gährung. Die Großen des Königreichs suchten in der Fronde die schwachen Reste einer durch den Aufstand Richelieu gedemüthigten Macht aus den Ritterzeiten und der älteren Feudalverfassung gegen seinen ungeschickten Nachfolger

geltend zu machen, um mit der Convenienz des Despotismus so viel eigne Vortheile noch zu verbinden, als sie mit den Waffen in der Hand erlangen könnten. Sie erkannten ihre Abhängigkeit von der Krone, und ihr ganzer Zweck bei dem bürgerlichen Kriege war eigentlich nur, ihr eine Erhöhung des Dienstlohns abzutrohen. Jedes einzelne Glied der Oppositionspartei hatte früher oder später irgend ein kleines höfisches Interesse vor Augen, und war, sobald es ihm gelang, daß es dem Hofe um ihn besonders zu thun seyn mußte, von dieser Seite immer wieder zu gewinnen. Um diese oder jene Gnade aus der Hand der Majestät legte jeder die Waffen willig nieder; das Volk war von Anfang bis zu Ende ein Werkzeug in der Hand der ehrgeizigen Großen, die Sache des Volkes nichts als Vorwand. Was also Neß von dieser, und von den ewigen Pflichten der Könige schreibt, ist in der That ungleich besser auf die großen Begebenheiten anzuwenden, die sich vor unsern

Augen in Frankreich entwickeln. Hier haben wir die letzte Extremität gesehen, zu welcher die Geduld eines Volkes, das andre Bedürfnisse, andre Genüsse kennt, als die welchen sinnlichen Sklaven Asiens, gebracht werden kann; hier haben wir durch einen Augenblick, den freilich Jahrhunderte bereitet haben, den ganzen Geist eines Volkes, in Rücksicht auf Gehorchen und Befehlen, umgewandelt gesehen; und die Frage mußte sich uns aufdringen, die so leicht ~~und~~ so schwer zu ergründen ist: warum duldeten sie nicht noch, da sie so lange geduldet hatten? Hier ist nicht mehr davon die Rede, die veralteten Verträge zwischen der Majestät und ihren Dienern hervorzu ziehen und zu erneuern; das Wesen der Majestät selbst hat die Ver zweiflung angegriffen, und ihre heiligsten Vorurtheile nicht geschont; die großen Wahrheiten der Natur rächen sich ohne Maaß an ihren Verleumdern, auf Kosten ihrer eigenen Geschöpfe.

Hier also ist eine gründliche Beschreibung der Krankheiten, durch welche die Staaten in solche gewaltsame Symptome verfallen, ganz eigentlich an ihrem Ort. Wenn aber Reiz zum Besten der Fürsten die gewissenlose Ignoranz der Quacksalber rügt, in deren Hände sie die ihrer Pflege anvertrauten Kranken liefern, so ist in dem jetzigen Zeitpunkt seine Diagnostik noch nützlicher zum Besten der Völker anzuwenden; und sie kann imaginäre Kranke bewahren, von Eharlatanen gemißbraucht zu werden, und ihren Feuerkuren und heroischen Mitteln eine beneidenswerthe Gesundheit Preis zu geben. Man fragt so oft, ob die Französische Revolution von wahrem und dauerndem Nutzen seyn könne? Das Elend, in welches sie das Königreich gestürzt haben soll, wird von den Verschlechtern der Aristokratie tausendfach ausgemalt und übertrieben; aber wenn ein Unglücklicher, durch grausame und widersinnige Behandlung, durch Peitschenhiebe und Fasten zur Frenesie gebracht,

gegen sein eigenes Leben wüthet; wäre es da nicht barbarischer Hohn oder Unsinn zu fragen: ob er sich dadurch gebesser hat, daß er sich den Hals abschnitt? Nur die Grenze muß freilich festgesetzt werden, wo nicht mehr die Frage davon seyn kann, was recht und gut war, sondern davon, ob man nicht unwiederkehrlich in den Abgrund gedrängt wurde. Dann würde die Illusion des Vespels die bürgerliche Ruhe nicht mehr stören; dann würden wir das *res sacra miser* an unsern unglücklichen Nachbarn beherzigen, und ihr Elend nicht mehr durch armselige Parodien verspotten.

Ich glaube schon an einer Stelle dieser Erzählung gesagt zu haben, daß die vier ersten Jahre der Regentschaft*) durch den schnellen

*) Maria von Oesterreich, Wittve Ludwigs des Dreizehnten und Mutter Ludwigs des Vierzehnten, führte die Regentschaft während der Minderjährigeit des letztern.

Antrieb, den der Kardinal Richelieu der Königl. Gewalt gegeben hatte, gleichsam hinge-
geissen wurden. Der Kardinal Mazarin,
der sein Schüler, und überdem in einem Lande
geboren und erzogen war, wo die Gewalt des
Pabstes keine Grenzen hat, bildete sich ein, die-
ser schnelle Trieb sey der natürliche der Fran-
zösischen Monarchie; und dieses Mißverständniß
wurde die Veranlassung des bürgerlichen Krie-
ges. Ich sage die Veranlassung; denn den
Grund selbst muß man, wie mich dünkt, viel
früher auffuchen und viel weiter herholen.

Seit mehr als 1200 Jahren hat Frankreich
Könige; doch waren diese Könige nicht von jeher
so unumschränkt, als sie es heut zu Tage sind.
Ihre Gewalt ist niemals, wie die der Könige
von England und Aragonien, durch geschriebene
Gesetze bestimmt worden; sie war bloß gemäsigt
durch hergebrachte Gewohnheiten, die anfangs
die *Etats généraux* und nachher die *Parla-
mente*, gleichsam zur Verwahrung erhielten.

Die Einregistrirung der zwischen den Mächten geschlossenen Verträge, und die Verifikation der Edikte zu Gelderhebungen sind noch halbverwischte Bilder jener weisen Mittelstraße, die unsre Väter zwischen der Ungezähmtheit der Fürsten und der Ausgelassenheit der Völker gefunden hatten. Weise und gute Fürsten sahen diese Mittelstraße als eine Würze ihrer Macht an, die selbst, um sie den Unterthanen schmackhaft zu machen, von großem Nutzen wäre; den angestochten und übelgesinnten Königen schien sie ein verdräuslicher Damm gegen ihre Unordnungen und ihre Launen. Die Geschichte des *Sire de Joinville* giebt uns deutlich zu erkennen, daß *Ludwig der Heilige* diese Mittelstraße kannte und achtete; die Werke des Bischofs von *Lizieux* *Oresmius* und des berühmten *Juvenal des Ursins* überzeugen uns, daß *Karl der Fünfte*, der den Zunamen des Weisen verdient hat, seine Macht nie den Gesetzen und seiner Pflicht überlegen wählte. *Ludwig der*

Fünfte, ein Fürst, der mehr listig als klug war, verletzete die Rechtschaffenheit in dieser Sache, wie in jeder andern. Ludwig der Zwölfte würde sie wieder hergestellt haben, wenn die Ehrsucht des Kardinals d'Amboise, der seinen Geist unumschränkt beherrschte, sich seiner Neigung nicht widersetzt hätte. Der unersättliche Geist des Konnetable von Montmorenci trieb ihn weit mehr an, Franz des Ersten Gewalt zu erweitern, als sie einzuschränken. Die weit aussehenden und großen Entwürfe der Guisen ließen sie unter Franz dem Zweiten nicht darauf denken, dieser Gewalt Grenzen zu setzen. Unter Karl dem Neunten und Heinrich dem Dritten war man am Hof der Unruhen so müde, daß dort alles für Empörung galt, was nicht Unterwerfung war. Heinrich der Vierte, der die Gesetze ohne Mißgunst ansah, weil er sich selbst vertraute, bewies seine Achtung für sie durch die Rücksicht, die er auf sehr kühne Vorstellungen des Prévôt des Marchands Miron,

Aber die Renten des Rathhauses, nahm. Von Ludwig dem Dreizehnten sagte Herr von Rohan, er sei um so eifersüchtiger auf seine Macht gewesen, je weniger er sie gekannt habe. Der Marechal d'Ancre und Luines waren selbst Ignoranten und unfähig ihm darüber einen gesunden Unterricht zu geben. Der Cardinal Richelieu, der auf sie folgte, sammelte so zu sagen alle übeln Absichten und alle Unwissenheiten der beiden letzten Jahrhunderte in Eins zusammen, um sich ihrer zu seinem eignen Nutzen zu bedienen. Er verkleidete sie in nützliche und für die Gründung des königlichen Ansehens nothwendige Maximen. Durch die Entwaffnung der protestantischen Partei in Frankreich, durch die Siege der Schweden, durch die Ohnmacht des Deutschen Reichs, durch die Unfähigkeit des Spanischen Kabinetts stand das Glück seinen Entwürfen bei; und er durfte in der rechtmäßigsten aller Monarchien die schändlichste und gefährlichste Tyrannei ausüben, die je

mals einen Staat gefesselt hat. Die Gewohnheit, sie, die in einigen Ländern die Kraft gehabt hat, die Menschen gegen das Feuer abzuhärten, hat uns zu Dingen abgehärtet, die unsre Väter mehr scheuten, als das Feuer selbst. Wir süßten die Dienstbarkeit nicht mehr; die sie, mehr ihren Herren als sich selbst zu Liebe, verabscheueten; und der Cardinal Richelieu hat alle Tugenden der Vorzeit in so viele Verbrechen umgewandelt. Die Miron, die Harlat, die Marillac, die Vibrac, die Faye, diese Märtyrer des Staats, die durch ihre gesunden und weisen Grundsätze mehr Zwiespalten zerstreut haben, als das Spanische und Englische Gold erwecken konnte, sie waren die Vertheidiger einer Lehre, deren Erhaltung das Verbrechen war, für welches Richelieu den Präsidenten Barillon nach Amboise verwies; und dieser Minister gab das erste Beispiel, die Magistrate zu bestrafen, weil sie Wahrheiten vorgetragen hatten, für welche ihr Eid sie verpflichtete, ihr eignes Leben zu opfern.

Ein besondrer Grund, warum weise Könige, die ihren wahren Vorthell kannten, die Parlamente zu Verwahrern ihrer Befehle machten, war, sich eines Theils der Mißgunst und des Hasses zu entladen, den die Ausübung der heiligsten und selbst der nothwendigsten zurweilen erregt. Sie hielten es dagegen für keine Erniedrigung, sich selbst daran zu binden: der Gottheit gleich, die ewig dem gehorcht, was sie einmal gebot. Die Minister aber lassen sich immer zu sehr von ihrem Glücke blenden, um sich mit dem zu begnügen, was diese königlichen Befehle in den Händen der Parlamente ihnen zulassen; ihr ganzes Bestreben ist, sie umzustossen, und vor allen andern hat der Cardinal Richelieu, mit eben so viel Unvorsichtigkeit als Eifer, an dieser Zerstörung gearbeitet.

Nur die Gottheit kann durch sich allein bestehen; die bestgegründeten Monarchien und die gewaltigsten Monarchen erhalten sich nur durch die Vereinigung der Waffen und der Gesetze,
deren

deren wechselseitiges Bündniß so nothwendig ist, daß die einen ohne die andern nicht dauern können. Ohne den Beistand der Waffen sind die Gesetze der Verachtung Preis gegeben; und fehlt den Waffen die Richtung, die ihnen die Gesetze geben, so stürzen sie ein Reich bald in Anarchie. So bestand die Herrschaft, die Julius Cäsar nach der Zerstörung der Römischen Freiheit, durch die Gewalt seiner Waffen, seinen Nachfolgern übermacht hatte, nur so lange, als diese selbst das Ansehen der Gesetze erhalten konnten. Wie diese ihre Kraft verloren, schwand auch die Macht der Kaiser, und die Werkzeuge ihres Untergangs waren diejenigen selbst, die in den Besitz ihrer Siegel und ihrer Waffen gesetzt, durch die Gunst, deren sie bei ihnen genossen, den Lebenssaft ihrer Herren, in der Zertrümmerung der Gesetze gesichert, in sich saugen durften. Die Versteigerung des Römischen Reichs, und der Strick, der noch täglich über das Ottomannische waltet, stellen uns mit

blutigen Kennzeichen die Verblendung jener Thoren hin, welche die Herrschaft in der Gewalt allein bestehen lassen.

Warum sehen wir uns aber nach fremden Beispielen um, da wir zu Hause deren so viele haben? Pipin, der die Könige aus Meroväus Stamm vom Throne stürzte, und Hugo Kapet, der Karl Martels Nachfolger verdrängte, beide wandten gegen ihre Herren keine andre Gewalt an, als die von den vorigen Ministern unter dem Namen ihrer Maitres erworbene: und es ist der Betrachtung werth, daß die Maitres des Palasts und die Grafen von Paris, um sich auf den Thron der Könige zu setzen, vollkommen und genau das nämliche Mittel beibehielten, dessen sie sich bedient hatten, um sich in die Herzen der Könige einzuschmeicheln. Die Entkräftung und Veränderung der Gesetze des Staats war dieses Mittel, das unklugen Fürsten auf den ersten Anblick immer gefällt, weil sie die Erweiterung ihrer Macht darin zu sehen

wähnen, das aber den Großen in der Folge den Vorwand, und den Völkern den Trieb giebt zur Empörung.

Richelieu's Scharfsinn konnte diese Folgen wohl nicht übersehen haben; aber sein Interesse überwog sie in seinem Geiste. Er wollte nach seinem Willen regieren, nach einem Willen, der keine Gesetze annahm, selbst in Dingen, wo es ihm nichts gekostet hätte, welche anzunehmen; und er ging so weit, daß wenn ihm das Schicksal einen Nachfolger von gleichem Verdienst gegeben hätte, die Eigenschaft eines Premierministers, die er zuerst führte, vielleicht nur wenig Zeit gebraucht hätte, um in Frankreich eben so berücksichtigt zu werden, wie es die Namen der Maitres vom Palast und der Grafen von Paris durch den Ausschlag geworden sind. Die Vorsehung half dieser Gefahr von einer Seite wenigstens ab; denn der Cardinal Mazarin, der an seine Stelle trat, tilgte von Seiten der Usurpation eine Besorgniß, die er unfähig war

zu geben. Da diese Minister beide, obschon auf verschiedene Weise, zum bürgerlichen Kriege viel Veranlassung gegeben haben, so halte ich es für nöthig, sie abzuschildern und gegen einander zu stellen.

Richelieu's Geburt war glänzend, aus seiner Jugend schon bligten Funken seines Verdienstes hervor. Er zeichnete sich in der Sorbonne aus, und man ward die Kraft und die Lebhaftigkeit seines Geistes sehr früh gewahr. Er wußte sich gewöhnlich sehr gut zu entschließen. Er hielt auf sein Wort, wo ein großes Interesse ihn nicht zum Gegentheil zwang; und auch dann vergaß er nichts, um den Schein der Treue zu retten. Ohne freigebig zu seyn, gab er mehr als er versprach, und würzte seine Wohlthaten mit bewundernswürdiger Kunst. Dem Ruhm liebte er mehr, als die Moral es erlaubt; aber gestehen muß man es, die Regelmäßigkeit seiner innern Ansprüche ging bei diesem Manne gleichen Schritt mit der sündlichen

Uebertreibung, die er sich in dem Ziel seines Ehrgeizes erlaubte *). Herz und Geist waren an ihm der Gefahr nicht überlegen; hinter ihr

*) Mais il faut avouer qu'il n'abusoit qu'à proportion de son mérite, de la dispense qu'il avoit prise sur le point de l'excès de son ambition.

Es schien mir für Kenner der Französischen Sprache der Mühe werth zu seyn, daß ich diesem Perioden des Originals, in welchem die spielende aber niemals leere Verworrenheit, die den Styl des Kardinals Rich sehr oft auszeichnet, auf das Äußere sie getrieben ist, zur Vergleichung hieher setzte. Die spitzfindige Dunkelheit des Ausdrucks mehr noch, als ich es gethan habe, auf Kosten der Treue zu mildern, würde ich mir bei dieser Stelle vorzüglich zur Sünde angerechnet haben, weil sie, selbst in ihrem theologisch scholastischen Anstrich, einen eigenthümlichen Zusammenhang mit der Lage dieses sonderbaren Mannes, und dem Einfluß derselben auf seinen Verstand zu haben scheint. Denn obschon der Kampf zwischen den Fesseln seines Standes, die er in seiner Jugend vergebens abzuwerfen versucht hatte, und der Unbändigkeit seines Geistes, in ihm selbst wohl längst und ganz zum Vortheil

jurkt blieben aber beide auch nicht, und man kann sagen, daß er sie durch seine Klugheit öfter abwehrte, als durch seine Standhaftigkeit

der Natur entschieden seyn mochte, so behielt doch die Konvenienz einen wichtigen Antheil an dem Gang und der Einleitung seiner Ideen. Die Schilderung des Kardinals Richelieu giebt eine besondere Veranlassung den Gesichtspunkt aufzusuchen, aus welchem diese und ähnliche Rücksehn von Christen über Moral, die in den Memoiren des Kardinals nicht selten sind, am richtigsten zu beurtheilen seyn dürften. Es fällt nämlich in die Augen, daß auch in diesem Porträt, nach dem Beispiel verschiedener berühmten Maler, welche Personen auf ihren Gemälden ihre eigne Physiognomie und Gestalt gespiegeln haben, das Gefühl von seinem Gehalt und den Motiven seines Thuns in den Abriß übertrug, den er hier von dem Geiste eines andern großen Menschen entwarf; daß ein stolzes, aber gerechtes Bewußtseyn in ihm, indem er schrieb, seinen Helden mit ihm selbst verwechselte. Seine Wahl traf hierbei ganz natürlich einen Mann, dem sein Stand, und die Gattung von Wirksamkeit, die dieser Stand, selbst noch in seinem äußersten Mißbrauch, dem ehrgeizigsten Menschen allein zuläße,

überwand. Freunde konnten auf ihn rechnen, und selbst beim Publikum wünschte er beliebt zu seyn; auch fehlte es ihm dazu weder an Höf-

eine auffallende Aehnlichkeit mit ihm gab, und dessen Handlungen ihn auf Begriffe von Kraft und Recht, die mit den seinigen übereinstimmten, mußten schließen lassen. In einem Alter von zwanzig Jahren, aber voll von brausenden Entwürfen, deren Ziel es hauptsächlich war, einen glänzenden und ehrenvollen Ausweg zu finden, um den geistlichen Stand zu verlassen, verzehrt von unbändiger Ruhmsucht, und durch gründliche schulmäßige Studien, durch eine vertraute Bekanntschaft mit den Beispielen aus der alten und neuen Welt, die seiner Leidenschaft am meisten schmeichelten, zu tiefem Raisonnement, zu einer ruhigen und kalten Ausführung der rasensten Pläne angeleitet, hatte Reg sogar diesen nämlichen Richelieu, dessen gewaltiger Geist den fortdauernden Kampf gegen den Fanatismus eines neuen Glaubens, die Politik fremder Kabinette, die Eifersucht seines eignen Königs, und die Störrigkeit der mächtigsten Großen des Reichs, mit steter Ueberlegenheit kämpfte, zu seinem Feinde auferkoren. Früher und noch mit Schulerexercizien beschäftigt, hatte er es gewagt, und nicht aus Leicht-

lichkeit, noch am Aeußerlichen, noch an andern Eigenschaften, die geschickt sind, diesen Zweck zu erreichen; nur ein gewisses unbestimmbares

Ann, sondern mit herrschender stolzer Achtung für ihn und sich selbst gewagt, den Wünschen des allmächtigen Ministers den Troß seines kindischen Ehrgeizes entgegen zu setzen. Er gewann in der Sache einen Preis, um welchen ein Verwandter des Kardinals buhlte, und lachte ruhig über den viel kindischeren Zorn, den dieser gegen die Austheiler des Preises äußerte; kurze Zeit darauf ward er die Seele zweier Verschwörungen gegen seine Macht und sein Leben. Diese Beziehungen scheinen das Räthselhafte dieser Stelle, die fast an dem Geist jesuitischer Kasuistik gränzt, und einer eben so frommen, die bald darauf folgt, zu erhöhen; und man wagt es kaum zu entscheiden, ob in dem Munde eines Mannes, der das Muster eines eben so konsequenten als unbegrenzten Ehrgeizes war, eines Prälaten, dessen Wandel in jedem Betrachte die Jüggelloßigkeit der weltlichsten Hofmänner übertraf, eine solche Sprache für unwürdige und zwecklose Heuchelei — und was ist verdächtlicher, als ein Heuchler, der selbst überzeugt seyn muß, daß man ihm nicht glaubt? — oder für Voltairische Ironie,

Etwas ging ihm ab, das hierin ganz vorzüglich erfordert wird. Durch seine Gewalt und seine fürstliche Pracht verdunkelte er die per-

oder für Inkonsequenz und unbouendete Aufblähung anzusehen ist. Wenn dieser letzten Vermuthung durch den Umstand, daß er in einem ziemlich späten Alter, und von dem Gewähl der großen Welt zurückgezogen, seine Memoiren aufsehte, etwas von ihrer Härte benommen ist, so mögte sie zum Theil wohl anzunehmen seyn; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er aus der ruhigen Einsamkeit von Commerce seine stürmische Jugend und die Verirrungen seiner Ehrsucht mit dem nämlichen Blick überseh, mit welchem Weiber von Verstand in einem gewissen Alter ihre eignen Galanterien übersehen, dem Vorurtheile sein Recht einräumen, ohne die Eingriffe des Herzens zu verdammen. Im Ganzen aber ist diese vorsichtige Behandlung, diese Rücksicht auf zartere Gewissen, und selbst diese pedantische Künstelei im Ausdruck, bei der einfachen hohen Freiheit des Gedankens, hauptsächlich dem Geiste jenes Zeitalters beizumessen, der überhaupt den Unruhen der Fronde, und den Charakteren, die sich in denselben entwickelten, ein besonderes Interesse giebt, weil die Reste einer gewissen Kühn-

Stille Majestät des Königs; aber er versah das königliche Amt mit so vieler Würde, daß ein mehr als gemeiner Sinn nöthig war, um

Heit und Energie, vorzüglich in Frankreich. damals mit der glänzenden jugendlichen Epoche der modernen Kultur zusammen schmolzen. Jenes Zeitalter war der thierischen Brutalität entwachsen, mit welcher unterschämte Hierarchen vor der blinden Dummheit der Völker das schändlichste Unwesen treiben durften, ohne einen leisen Zweifel an ihrer von Gott verliehenen Gewalt über die Seelen zu befürchten, aber nur selbst zu empfinden; es hatte sich aber noch nicht aufgeschwungen zu der Ausgelassenheit des Unglaubens, die im achtzehnten Jahrhundert epnische Ungeheuer, wie zum Beispiel den Kardinal Dubois, im Schooße der Kirche aufgebrätet hat. In diesem Mittelzustande des Glaubens gegen die Philosophie, des Vorurtheils gegen das Genie, waren viele Opfer, die dem Anstand gebracht wurden, die Beobachtung einer gewissen Treue gegen seinen Stand, die Anerkennung der Nothwendigkeit mancher Formalitäten im Denken, lauter Pflichten, die ein Mann wie Rich sorgfältig und mit einer Willkürigkeit erfüllte, die an Ueberzeugung gränzte. Wie leicht wird es auch nicht vollends in dem handeln:

das Gute und das Schlimme in diesem Punkt nicht zu verwechseln. Niemand hat so richtig wie er zwischen dem Guten und dem Besseren,

den Leben, sich an die Sprache der Ueberzeugung bei diesen Gegenständen zu gewöhnen, wenn man die Geschichte und so zu sagen die Kurzzettel des Menschenwerths überlicht, gegen einander hält, wie er in Verbindung mit den verschiedenen Rebuszissen der Vernunft gestiegen oder gefallen ist, und endlich doch findet, daß gerade jener Mittelzustand dem menschlichen Bedürfniß immer der angemessenste seyn mochte, da gerade in demselben, in dem Verhältniß einer friedlichen Uebereinkunft zwischen Parteien, die, nach dem Ausdruck unsers Verfassers am Schlusse dieser Stelle, auch in schweigender Stille am besten gegen einander bestehen, sich immer die meisten und schätzbarsten Kräfte gezeigt haben, die lebhafteste und zweckmäßigste Thätigkeit nach gewesen ist. Und wenn der anspruchslose Geist des Polytheismus, der mit den großen Zeitaltern Griechenlands und Roms hand in hand ging, auf einer höheren Stufe der Vernunft mit den Lehrsätzen des Glaubens — eines Glaubens, den die Aristenker jener Zeiten vorbereiteten, und dem vielleicht in der Philosophie der unsrigen der

dem Bösen und dem Schlimmeren zu unterscheiden gewußt; und dies ist eine große Eigenschaft an einem Minister. Er verlor bei den Kleinigkeiten, welche die Einleitung zu großen Dingen sind, zu leicht die Geduld; mit diesem

Keim zu einem Nachfolger gelegt ist — nicht unmittelbar mehr verbunden werden kann; so ist das doch auch ein glücklicher Augenblick für die Menschheit, wo man das Dogma zwar unangefochten, aber Hosiart stehen läßt, und mit gebührender Ehrfurcht von dem handelnden Leben absondert. Aber es ist nur ein Augenblick, der nun verstrichen ist, und wiederkehren und wieder verstreichen wird. Jener Vertrag ist jetzt gebrochen, Kriegesgeschrei hat allenthalben das heilige Stillschweigen verdrängt; und der Cardinal Rich würde, wenn er in unsern Zeiten lebte, eben so gewiß seine natürlichen Kräfte in eine andre Form der Vernunft gewöhnt haben, als er seine Kleider nach einem andern Schnitt getragen hätte. Vielleicht ist das letzte Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts von der Vorsehung ausdrücklich dazu bestimmt, dem Menschengeschlecht einen bedeutenden Fingerzeig zu geben, um es von dem Wahne zu heilen, als habe sie das Rad des

Fehler aber, der von der Erhabenheit des Geistes herrührt, sind immer Kräfte verbunden, die demselben abhelfen. An Religion fehlte es ihm für diese Welt nicht; seine Neigung, oder sein Verstand, trieben ihn zum Guten so oft

Schicksals den Anfang fortgewölgt, um in diesem Punkte der Zeit es still stehen zu heißen.

An einem Werke, das nicht für den Druck und für das Publikum bestimmt war, ist es wohl am ersten erlaubt, den Menschen im Schriftsteller aufzusuchen und zu studiren; und wenn es überhaupt darauf ankommt, außerordentliche Menschen zu durchschauen; wer, ohne mit streicher unheiliger Hand ihre Excentricität zu beschneiden und in die engen Grenzen der gemeinen Menschheit zurück zu bannen, sich doch nicht entschließen will, sie lediglich auf Treu und Glauben anzunehmen; wessen Selbstgefühl ihn berechtigt, Menschen, deren Zusammenhang, Motive und Gedankenreihe er fassen und sich deutlich machen kann, noch immer für große Menschen anzuerkennen: der wird diese Digression nicht ganz für überflüssig ansehen, wenn er auch übrigens der Erdmüdigkeit des Cardinals Rich eine andre Deutung zu geben weiß.

ihm sein Vorthail nicht aufforderte das Böse zu thun, das er vollkommen kannte, wenn er es that. Er betrachtete den Staat nur für seine Lebenszeit; doch hat nie ein Minister sich so eifrig bemüht die Menschen glauben zu machen, daß er auf die Zukunft des Staats Bedacht nehme. Kurz, wir müssen bekennen, daß seine Laster durch seine erhabene Stelle leicht ein glänzendes Gepräge erhalten konnten, weil sie so beschaffen waren, daß sie großer Tugenden zu Werkzeugen bedurften.

Ein Mann, der solche Eigenschaften, und von denjenigen selbst, die er nicht besaß, den Schein so täuschend hatte, mußte sich bei der Welt leicht in jener Art von Ehrfurcht erhalten, welche die Verachtung von dem Haß absondert, und in einem Staat, der keine Gesetze mehr hat, auf einige Zeit wenigstens ihren Mangel ersetzt.

Eines ganz andern Geistes war der Cardinal Mazarin. Seine Geburt war niedrig,

seine frühe Jugend schändlich. Beim Herausgehen aus dem Koliseo lernte er Kunstgriffe von falschen Spielern, was ihm von einem Goldarbeiter in Rom, Namens Moreto, Stockschläge zuzog. Er wurde Kapitän in der Valtelline, und Bagni, unter dem er diente, hat mir gesagt, daß er auf seiner Kampagne, die nur vier Monate dauerte, geradezu für einen Gauner angesehen wurde. Die Gunst des Kardinals Antonio Barberini, welche zur damaligen Zeit nicht durch gute Mittel zu erlangen war, verschaffte ihm die außerordentliche Munizipatur in Frankreich. Er mußte durch Erzählungen von lüderlichen Stückchen aus Italien dem Herrn von Chavigni zu gefallen, und durch diesen dem Kardinal Richelieu, der ihm das Kardinalat verschaffte, aus dem nämlichen Antriebe, wie man glaubte, aus welchem Augustus die Nachfolge des Reichs dem Tiberius hinterließ. Der Römische Purpur zog ihn aus der Sakatenrolle, die er bei Richelieu

lieu spielte, nicht heraus. Als ihm die Könige, in Ermangelung eines andern — und dies war, was man auch sagen mag, doch der Fall — die Verwaltung des Staats übertrug, schien er das Original zum Trivelino Principe in der Italiänischen Posse. Das Glück verblendete ihn und alle andern: er erhob sich und ließ sich erheben zum Richelieu; aber ihm blieb davon nichts zurück, als die Unverschämtheit der Nachahmung. Zur Schande wurde ihm alles, was jener sich zur Ehre gemacht hatte. Er verspottete die Religion. Er versprach alles, weil er nichts halten wollte. Er war weder mild noch grausam, weil weder Gutes noch Böses, das man ihm that, in seinem Gedächtniß haftete. Er liebte sich zu sehr, was niedrigen Seelen eigen ist; er mißtraute sich zu wenig, wie alle Menschen thun, die keine Sorge für ihren Ruf tragen. Er sah das Schlimme ziemlich richtig voraus, weil er sich oft fürchtete; aber nicht so gut half er demselben ab, weil er weniger Klugheit

Klugheit hatte, als Furcht. Er hatte Wiß, einen einschmelzenden Geist, Munterkeit, Gewandtheit, aber das häßliche Herz blickte durch alles hervor; und darum hatten diese Eigenschaften in dem widerwärtigen Zeitpunkt seines Lebens den ganzen Schein des Lächerlichen, und verloren im Glanze seines Glücks nie den Anstrich der Vüberei. Er trug die Gaunerei in die Staatsverwaltung hinein, was bis auf ihn noch nie geschehen war; und daher kam es, daß selbst die glückliche und unbeschränkte Staatsverwaltung ihm nicht gut stand, und daß die Verachtung sich hineinschlich, die das gefährlichste Uebel eines Staats ist, das Uebel, dessen Ansteckung sich am schnellsten und leichtesten aus dem Haupt in die Glieder verbreitet.

In einem Ministerium, das so nahe auf Richelieu's Verwaltung folgte, und von dieser so verschieden war, konnte und mußte es also manche verdrießliche Handel geben.

Ich habe von dem Aeußerlichen der vier ersten Jahre der Regentschaft, und von der Wirkung welche die Gefangennehmung des Herrn von Deaufort *) auf die Gemüther machte, schon andernwärts gesprochen. Der Kardinal setzte sich dadurch in eine Art von Ehrfurcht, die der Glanz des Purpurs ihm nicht hatte verschaffen können. Und eben hat mir gesagt, daß er selbst bei dieser Gelegenheit mit ihm über den Leichtsinne der Franzosen gelacht hätte; aber eben derselbe setzte hinzu, daß er vier Monate später sich selbst bewunderte, ein Nichts zu seyn wähnte, und sich sogar für noch geschickter hielt als sein Vorgänger. Ich müßte viele Bände schreiben, um alle seine Fehler zu

*) Er war ein Enkel Heinrichs des Vierten, und wurde wegen seines Antheils an einer mißvergnügten Partei, die mit dem verächtlichen Namen des Importans am Hofe bezeichnet wurde, im Jahr 1643 gefangen genommen und auf das Schloß Vincennes gebracht. Erst 1648 fand er Mittel zu entfliehen.

erzählen, die bis auf die geringsten, durch eine Rücksicht, welche besonders bemerkt zu werden verdient, von der äussersten Wichtigkeit waren.

Da er in die Fußstapfen des Kardinals Richelieu getreten war, der alle alten Grundsätze des Staats vollends umgestoßen hatte, so ging er auch den nämlichen Weg wie jener fort, einen Weg, der auf allen Seiten mit Abgründen besetzt war, die dem Kardinal Richelieu wohl bekannt gewesen waren; aber er vernachlässigte die Strüßen, mittelst deren Richelieu seinen Gang gesichert hatte. Ich will diesen anscheinenden Wortklang, der viel Sachen in sich faßt, durch ein Beispiel erläutern. Richelieu hatte sich beflissen, die Gesamtschaften (Corps) im Staat herabzusehen; aber die Einzelnen hatte er zu schonen nicht vergessen. Dieser Gedanke ist hinlänglich, um alles übrige begreiflich zu machen. Das Wunderbare dabei war, daß alles dazu beitrug, den Kardinal Mazarin selbst zu täuschen. Es gab zwar natürliche Gründe zu

dieser Täuschung, und einige derselben lagen in der Stimmung, in welcher er die Geschäfte, die Gesellschaften und die einzelnen Glieder des Königreichs gefunden hatte. Man muß aber bekennen, daß sie ganz außerordentlich und auf das Aeußerste getrieben war.

Der letzte Punkt der Illusion in Betref der Staaten ist eine Art von Schlafsucht, die nur immer nach großen Symptomen erfolgt. Die Umkehrung der alten Geseze, die Vernichtung jenes Mittels, das sie zwischen den Königen und den Völkern errichtet hatten, die Einführung der rein despotischen Gewalt waren die Symptome, welche den Französischen Staat in die Konvulsionen geworfen haben, worin unsre Väter ihn sahen. Der Kardinal Richelieu behandelte ihn, wie ein Empiriker, mit heftigen Mitteln, die ihn eine Art von Kraft äußern ließen, aber eine Kraft der unruhigen Spannung, welche den Körper und die Theile erschöpfte. Der Kardinal Mazarin, als ein höchst unerfahrener Arzt,

erkannte seine Ermattung nicht; er erhielt ihn nicht mehr durch die chemischen Arkana seines Vorgängers, und fuhr fort ihn mit Aberlässen zu schwächen. Der kranke Staat versiel in Schlafsucht, und Mazarin war unflug genug, diese falsche Ruhe für ächte Gesundheit anzusehen. Die Provinzen, den Räubereien der Intendanten Preis gegeben, blieben niedergeworfen und eingeschlummert unter der Last ihres Elends, das durch die Bewegungen, die sie von Zeit zu Zeit unter Richelieu gewagt hatten, nur größer und bitterer geworden war. Die Parlamente, die ganz kürzlich erst unter dem Druck der Tyrannie gedächzt hatten, waren durch das noch zu lebhafteste, noch zu frische Andenken des vergangenen Ungemachs, für das Gegenwärtige wie süßlos. Die Großen, deren viele aus dem Reiche vertrieben gewesen waren, pfl egten sich in träger Wohlgefälligkeit auf ihren Betten, die sie froh waren wiedergefunden zu haben. Wäre diese allgemeine Indolenz mit kluger Scho-

nung behandelt worden, so würde dieser Schlamm
 hier der Ermattung vielleicht noch länger ge-
 währt haben. Aber der Arzt, der ihn für einen
 sanften Schlaf versah, that nichts dafür. Das
 Uebel gährte, der Kopf erwachte: Paris fühlte
 sich, es stieß Seufzer aus, man achtete ihrer
 nicht. Es verfiel in Naseret. Jetzt haben wir
 die näheren Umstände zu betrachten.

Emerl, Oberaufseher der Finanzen, und
 in meinen Augen der verderbteste Geist seines
 Zeitalters, suchte nur nach Namen, um Edikte
 zu erfinden. Besser kann ich das Innere der
 Seele dieses Menschen und den Fehler seiner
 Beurtheilungskraft nicht aufdecken, als durch
 folgenden Zug. Er sagte einmal in der Ver-
 sammlung des Staatsraths — ich habe es
 selbst gehört — daß Treu und Glauben nur für
 die Kaufleute gemacht wären, und daß die Be-
 amten, die sich in Geschäften, welche den König
 beträfen, darauf beriefen, bestraft zu werden
 verdienten. Dieser Mensch, der in seiner Ju-

gend in Poon zum Galgen verurtheilt worden war, hatte in allen innern Staatsgeschäften eine entschiedne Herrschaft über den Kardinal. Ich wähle diese Bemerkung unter vielen andern von gleicher Art, die ich anführen könnte, weil sie den verzweifelten Zustand des Uebels begreiflich macht, das nur dann seinen äußersten Gipfel erreicht, wenn der Theil, der gebietet, das Gefühl der Scham verlernt hat; denn dies ist eben der nämliche Augenblick, wo der Theil, der gehorcht, das Gefühl der Ehrfurcht verlernt, der nämliche Augenblick, wo man von der Schlafsucht zurückkommt, aber durch Konvulsionen.

Die Schweizer schienen unter dem Gefühl ihrer Ketten so erstickt, daß sie nicht mehr athmeten, als durch den Aufstand dreier ihrer mächtigen Kantone Bündnisse entstanden. Die Holländer glaubten sich durch den Herzog von Alba unterjocht, als der Prinz von Oranien, nach dem Loos des Genies, das den Punkt der Möglichkeit früher als alle andern erkennt, ihre

Freiheit in seinem Geist empfing und gebär.
 Dies sind Beispiele; der Grund liegt in den
 selben selbst. Was leidende Staaten in den
 matten Schlummer wiegt, ist die Dauer des
 Uebels, welche die Imagination der Menschen
 ergreift und sie glauben macht, daß es nie enden
 werde. So wie sie aber die Möglichkeit eines
 Ausganges erkennen, und das fehlt niemals,
 wenn das Uebel einen gewissen Punkt erreicht
 hat, sind sie so erstaunt, so froh und so aus-
 gelassen, daß sie auf einmal zur andern Extre-
 mität übergehen, und weit entfernt die Revo-
 lutionen als unmöglich anzusehen, sie nun gar
 für leicht halten; diese Stimmung allein aber
 ist oft fähig Revolutionen zu machen. In der
 unsrigen haben wir alle diese Wahrheiten erfah-
 ren und empfunden. Wer drei Monate vor
 dem schwachen Anbruch der Unruhen gesagt
 hätte, daß in einem Staate, wo die Königliche
 Familie vollkommen einig war, wo der Hof sich
 sklavisch vor dem Minister beugte, wo die Pro-

vinzen und die Hauptstadt ihm unterworfen und die Armeen siegreich waren, wo die Parlamente durchaus ohnmächtig schienen, Unruhen entstehen könnten; wer es gesagt hätte, würde für einen Thoren gehalten worden seyn, ich sage nicht bei dem gemeinen Theil der Menschen, ich sage unter den d'Etrees und den Senneterres. Es zeigt sich ein leises Gefühl, ein Schein oder vielmehr ein Funken von Leben. Dieses Lebenszeichen, das Anfangs fast unmerklich bleibt, das giebt weder der Ohelm des Königs, noch der Prinz von Condé, das geben weder die Großen des Reichs, noch die Provinzen; das Parlament giebt es, das bis auf unsre Zeiten noch keine Revolution begonnen hatte, das ganz zuverlässig diejenige selbst, die es anfang, mit donnernden Verordnungen verurtheilt haben würde, wenn irgend ein andrer Theil sie unternommen hätte. Das Parlament schalt über das Tarifedikt; und kaum hatte es nur gemurret, so war das ganze Reich erwacht. Im Erwachen

tappte man nach den Gesetzen umher; man fand
 sie nicht mehr. Bestürzt und aufgeschreckt,
 suchte man, fragte sich, wo die Gesetze wären;
 und die Fragen, welche über ihre Erklärung ent-
 standen, statt daß sie sonst dunkel und durch ihre
 Dunkelheit ehrwürdig gewesen waren, wurden
 jetzt in dieser unruhigen Vermutterung zweifel-
 haft, und dadurch schon für die Hälfte der Men-
 schen verhaßt. Das Volk drang in das Heilig-
 thum; es hob den Schleier auf, der ewig alles
 bedecken muß, was man sagen und glauben
 kann von den Rechten der Völker und den Rech-
 ten der Könige, die nie so gut zustimmen,
 als in schweigender Stille,

II.

H o f s c e n e n ,

aus den Mémoires du Cardinal de Retz.

Wenn man in der vorhergehenden Stelle des Kardinals Retz die Kraft seines Raisonnements, und seine gesunde, lichtvolle Politik bewundert hat, so wird man in der folgenden sein Talent als Mahler, wie ich hoffe, nicht ohne Vergnügen kennen lernen. Ihn finden wir in diesem Gemälde als einen ehrgeizigen, aber edlen Mann hervortragen, dem die Kleinliche Falschheit, die stolze Geistesarmuth der Regierung in einem stürmischen Zeitpunkte so lange zuseht, bis er die Rolle des Auführers ergreifen muß. Bei der Konsequenz und der innern Wahrheit, die

in seiner Erzählung ist, bei der einfachen Erhabenheit, die nicht erst am Schreibtisch erlogen werden kann, darf es keinen Verdacht gegen seine Aufrichtigkeit erwecken, daß er es selbst ist, der sich auf diese Weise schildert; wenn auch einige seiner Handlungen zu der Zeit, wo sie entstanden, komplizirter und vielseitiger seyn mochten, als sie in der spätern Erinnerung und Zusammenstellung erscheinen. Seinen Ehrgeiz verläugnete er nie, und er hatte nicht Ursache sich dessen zu schämen; ich hörte selbst manchem Franzosen den frommen Wunsch entfahren, daß Frankreich in den letzten Jahren noch solche Ehrgeizige gehabt haben möchte. Auch die neuere Französische Geschichte liefert uns Beispiele von ähnlichen Apologien, die aber, bei dem besten Willen der Verfasser für große Menschen genommen zu werden, mehr von ihrer Schwäche, ihrer Abhängigkeit von der Gewalt der Umstände, ihrer Inkonsequenz, ihrer Eitelkeit, als von ihrer guten Sache zeu-

gen, und deren Kontrast einen neuen Beweis macht für die Gültigkeit dessen, was Männer wie Reg von sich selbst erzählen. Ueberhaupt kann die Geschichte über die letzten Begebenheiten in Frankreich noch nicht zu Gericht sitzen; aber schon lassen sich gewissermaßen a priori manche Grundsätze bestimmen, nach welchen ihr Urtheil einst ausfallen wird, und deren zeitige Aufstellung den Extremen, in welche die Politik und die Parteisucht verfallen, zum Gegengewicht dienen kann. Die unbefangne Vergleichung des Schauspiels, das theilweise und allmählig noch unter unsern Augen aufgeführt wird, mit dem, was wir als vollständiges Drama zusammengedrängt in den Jahrbüchern der Vorzeit finden, ist wohl das sicherste Mittel, sich über die vielfachen Jerthümer des Verstandes und der Empfindung, welche so zu sagen einen Theil unsrer Geschichte machen, zu erheben. Die üble Wendung, welche die Französische Revolution ge-

nommen hat, scheint gegenwärtig die Er-
 fahrungslehren, die sie enthielt, gerade wieder so
 einseitig zu machen, als sie es, obwohl um-
 gekehrt, im Jahr 1789 schon waren. Wird
 aber auch das glänzende Phänomen der Fran-
 zösischen Freiheitseroberung zum trüglischen Ge-
 richt, das eine ganze Nation in Schmach und
 Verderben stürzt; so verrathe man doch nie
 die Sache des Unglücks, so lasse man in kei-
 nem Augenblick die Moralität verloren gehen,
 welche den Theil trifft, der in dem tiefen Fall
 des andern Theils sich zu neuem Leben, neuen
 Hoffnungen, und — neuen Fehlern erhebt.
 Dem frechen Bagstuck derer, die das Volk
 mit der Krone der Souverainetät belasteten,
 dem frechtstinnigen Zugreifen des Volkes nach
 dieser Krone, deren edles Metall sich auf sei-
 nem Haupt in glühendes Eisen verwandelt,
 hing die Schuld ihrer vorigen Verwahrer
 und Diener voraus. Die Menschheit würde
 viel gewinnen, wenn man sich dieser Wahr-

helten früher erinnerte, als neue Begebenheiten sie vielleicht blutig wieder ausdrücken.

So viel zur Einsassung für das lebendige und treue Gemälde von der Verblendung, den Abwechselungen von stolzer, eingeschränkter Verachtung, und von alles zugebender und an nichts sich bindender Zuchtsamkeit und Falschheit, womit die rechtmäßige Gewalt sich nur zu oft den Bewegungen unterdrückter, unruhiger Völker und ehrgeiziger Anführer entgegen gestellt hat.

Da der Kardinal Mazarin inne geworden war, daß ich seine Pfeile gegen ihn selbst gelehrt hatte, so glaubte er mich fast nicht mehr schonen zu müssen; und als ich eines Tages in seiner Gegenwart zu der Königin sagte, die Gemüther wären in einer solchen Währung, daß man sie nur noch durch Güte wieder gewinnen könnte, da antwortete er mir mit folgender Italiänischer Fabel: zu der Zeit, da die Thiere noch

gesprochen hätten, habe der Wolf sich gegen eine Heerde Schafe anheischig gemacht, sie gegen alle seine Gefellen zu beschützen, wenn nur eins von ihnen jeden Morgen zu ihm kommen und eine Wunde ablecken wollte, die er von einem Hunde bekommen hätte. Das war noch die Verbindlichste von den steifen Blötheleien, mit welchen er mich drei bis vier Monate hindurch beehrte; daher ich einmal, als ich vom Hof kam, zum Marschal von Billeroi sagte: ich hätte zwei Bemerkungen gemacht; die eine wäre, daß es einem Minister noch übler anstände Albernheiten zu sagen als welche zu thun, und die andre, daß alle Warnungen die man ihm gäbe für Verbrechen aufgenommen würden, so oft es sich träfe, daß man ihm persönlich mißfielen.

So stand ich am Hofe, als ich mich auf den Weg machte, um dort so viel ich vermöchte, den übeln Wirkungen vorzubeugen, die von der empfangenen Nachricht von dem Siege bei Leus zu befürchten waren. Ich fand in der That die

König:

Königin in einem unbegreiflich heftigen Entzücken von Freude; der Cardinal schien mir gemäßigter. Beide spannten sich zu einer außerordentlichen Sanftmuth, und der Cardinal insbesondere sagte mir: er wollte die gegenwärtige Gelegenheit ergreifen, um das Parlament zu überzeugen, wie sehr er von der Nachsicht entfernt wäre, die man ihm zuschriebe; in wenigen Tagen sollte alle Welt bekennen, daß die von den königlichen Waffen erfochtenen Siege den Geist des Hofes mehr besänftigt als erhoben hätten. Ich gestehe, daß ich getäuscht wurde, ich glaubte es, und freute mich. Den Tag darauf predigte ich in der Jesuitenkirche zum heiligen Ludwig, vor dem König und der Königin. Der Cardinal war zugegen, und dankte mir beim Herausgehen, daß ich bei der Erklärung des Testaments jenes heiligen Königs (es war der Tag seines Festes) dem König die Sorge für seine großen Städte empfohlen hätte, die in demselben Testament ausdrücklich erwähnt ist.

Der folgende Tag sollte den Sinn aller die-
 ser Vertraulichkeiten enthüllen. Es war der
 26. August 1648. Der König ging in das Te-
 leum, und die Straßen waren, wie es her-
 kömmlich ist, von dem königlichen Palast bis
 zu der Kirche zu U. P. J. mit Soldaten von der
 Halbwache besetzt. So wie der König zurück
 war, traten diese Soldaten in drei Bataillons
 zusammen, die auf der neuen Brücke und auf
 der place Dauphine postirt blieben. Comtinges,
 Lieutenant von der Garde der Königin, nahm den
 ehrlichen Broussel, Parlamentsrath, in ei-
 nem geschlossnen Wagen weg, und führte ihn
 nach Saint Germain. Blancmeins,
 Präsident in den Enquêtes, wurde zur nämli-
 chen Zeit in seinem Hause aufgehoben und nach
 Vincennes gebracht. Die Wahl des letzteren
 war sonderbar genug, und eben so sehr war es
 die des ehrlichen Broussel, für jeden der ihn
 kannte. Aber unbeschreiblich ist die Bestürzung,
 die in der ersten Viertelstunde nach Broussels

Aufhebung in Paris sichtbar war, und die Bewegung die schon in der zweiten erfolgte. Betrübniß, oder vielmehr Niedergeschlagenheit, hatte selbst die Kinder ergriffen. Man sah sich an, und sprach nicht ein Wort. Auf einmal brach man aus; man regte sich, man lief zusammen, man schrie und verschloß alle Läden. Ich wurde davon benachrichtigt, und ob ich gleich gegen die Streiche nicht unempfindlich war, die man mir den Tag vorher am Hofe gespielt hatte, da ich sogar ersucht worden war, meinen Freunden im Parlament zu erkennen zu geben, daß der Sieg bei Lens nur noch mehr zur Mäßigung und Güte gestimmt hätte, ob ich gleich darüber sehr aufgebracht war: so faßte ich doch auf der Stelle den Entschluß, zur Königin zu gehen und mich ohne alle andre Rücksicht an meine Pflicht zu halten. Mit diesen nämlichen Worten sagte ich's zu Chapelain, zu Gomberville und zum Plot, Kanonikus zu U. L. F. und jezt Karthäuser, die

bei mir gespeist hatten. Ich ging im Ornat aus, und ich hatte kaum den neuen Markt erreicht, als eine unzählige Menge Volks nicht sowohl schreiend als heulend auf mich eindrang. Ich machte mich los, indem ich ihnen sagte, daß die Königin ihnen Recht widerfahren lassen würde. Auf der neuen Brücke traf ich den Marechal de la Meilleraye an der Spitze der Garde, der, ob er gleich nur einige Duben vor sich hatte, die den Soldaten Schmähungen zuriefen und Steine nach ihnen warfen, sich doch schon in großer Verlegenheit befand, weil er von allen Seiten her sich's mehr umwölken sah. Er war sehr erfreut mich zu sehen; er ermahnte mich, der Königin die Wahrheit zu sagen, und erbot sich mitzugehen, um meine Worte mit seinem Zeugniß zu bekräftigen. Dies war mir wieder sehr angenehm, und wir gingen zusammen nach dem königlichen Palast, von einer ungeheuren Menge Volks verfolgt, die Droupel, Droupel! schrie. Wir fanden

die Königin im großen Cabinet; bei ihr waren Monsieur, der Cardinal, der Herzog von Longueville, der Marechal von Villeroi, der Abbe' de la Riviere, Bautru, Guitaut, Capitain von der Garde, und der Graf von Nogent. Sie empfing mich weder wohl noch übel; sie war zu stolz und zu erbittert, um wegen dessen, was sie mir den Tag zuvor gesagt hatte, Beschämung zu empfinden, und der Cardinal hatte zu wenig Ehre dazu. Indessen schien er mir doch etwas verlegen, und er warf mir eine Art von Galimathias hin, aus welchem er gewünscht hätte, mich abnehmen zu lassen, ob er schon nicht wagte es ausdrücklich zu sagen, daß ganz neue Gründe eingetreten wären, welche die Königin zu den genommenen Maaßregeln bestimmt hätten. Ich stellte mich, als ob ich alles für baare Münze nähme, was ihm zu sagen beliebte, und antwortete bloß, daß ich hergekommen wäre, um meine Pflicht zu erfüllen, um die Befehle der Königin zu empfangen, und mit

allem, was in meiner Macht stünde, zum Frie-
 den und zur Ruhe beizutragen. Die Königin
 erwiderte mit einem leichten Kopfnicken, gleich-
 sam um mir zu danken; aber ich erfuhr nach-
 her, daß sie diese letzten Worte aufgenommen
 und übel aufgenommen hatte, so unschuldig und
 so angemessen sie der Amtspflicht eines Roadju-
 ters von Paris auch waren. Es ist bei den Fär-
 sten eben so gefährlich, und fast eben so straf-
 bar, das Gute zu vermögen, als das Schlimme
 zu wollen. Da la Riviere, Dauteré und No-
 gent den Aufstand wie eine Kleinigkeit behan-
 delten und sogar lächerlich machten, so wurde
 der Marechal de la Weilleraie heftig; er sprach
 mit Nachdruck, und berief sich auf mein Zeug-
 niß. Ich gab es freimüthig, und bestätigte,
 was er vom Aufstand im Volk erzählt und pro-
 phetisiert hatte. Der Kardinal lächelte boshaft;
 die Königin ergrimmete, und sprach in ihrem
 schneidenden hohen Falsett diese Worte: „es
 ist schon rebellisch, sich einzubilden, daß man re-

belliren könne. Das sind die lächerlichen Mär-
 chen von denen, die es wünschen; aber die kö-
 nigliche Gewalt wird dem allen abhelfen.“
 Der Kardinal, der einige Bewegung an mir
 bei dieser Rede gewahr wurde, nahm das
 Wort auf, und antwortete der Königin mit
 süßem Ton: „Wollte Gott, daß jedermann
 mit eben so viel Aufrichtigkeit spräche, wie der
 Herr Roadjutor! Er fürchtet für seine Heerde,
 er fürchtet für die Stadt, für das Ansehen
 Ew. Majestät. Ich für mein Theil bin
 überzeugt, daß es mit der Gefahr so weit noch
 nicht ist als er glaubt; aber seine Besorgniß
 hierüber ist in ihm pflichtmäßig und lobens-
 werth.“ Die Königin verstand das Geschwätz
 des Kardinals, und saßte sich auf der Stelle;
 sie machte mir Artigkeiten, die ich mit tiefer
 Ehrerbietung und mit einer so treuherzig ab-
 bernnen Mine aufnahm, daß la Riviere zu
 Baurü, von dem ichs vier Tage nachher wie-
 der erfuhr, ins Ohr sagte: „da sehen Sie, wie

es ist, wenn man sein Leben nicht Tag und
 Nacht in diesem Lande zubringt! Der Koadju-
 tor ist ein Mann von Welt; er hat Verstand,
 und er nimmt das für baare Münze auf, was die
 Königin ihm jetzt gesagt hat.“ Die Wahrheit
 war, daß wir alle Komödie spielten, so viel wir
 unser in dem Kabinet waren. Ich stellte mich
 treuherzig, und war es, wenigstens in diesem
 Punkte, nicht. Der Kardinal spielte den sichern,
 war es aber nicht so sehr als er es zu scheinen
 suchte. Es gab Augenblicke, wo die Königin
 sanft thun wollte, und nie bitterer gewesen war.
 Der Herzog von Longueville gab Betrübniß zu
 erkennen, und im Herzen war er voller Freude,
 weil kein Mensch in der Welt so sehr in den
 Anfang aller Geschäfte verleibt war. Der Her-
 zog von Orleans spielte den Thätigen und den Vei-
 denschaftlichen, als er mit der Königin sprach;
 ich habe ihn nie mit so vieler Indolenz plappern
 sehen, wie er eine halbe Stunde darauf mit
 Gurchy im kleinen grauen Zimmer plapperte.

Der Marschal von Villeroi stellte sich 'aufgeräumt, um dem Minister zu schmeicheln; und gegen mich, da wir allein waren, bekannte er mit Thränen im Auge, der Staat stünde am Rande des Abgrunds. Baudru und Nogent trieben Pöffen, und beschrieben, um der Königin zu gefallen, die Stimme des alten Droussel, — wohl gemerkt daß es ein Greis von achtzig Jahren war — wie sie das Volk zum Aufruhr antrieb; aber beide erkannten sehr wohl, daß die Tragödie vielleicht von dem Pöffenspiel nicht fern seyn würde. Der einzige Abbe' de la Riviere sah mit der festesten Ueberzeugung den Aufruhr des Volks für einen vorübergehenden Dunst an. Er behauptete es gegen die Königin, die es glauben wollte, wenn sie auch vom Gegentheile überzeugt gewesen wäre; und hier bemerkte ich, in einem und demselben Augenblick, an der Stimmung der Königin, welche die Kühnheit selbst war, und an der des Abbe', welcher die ausgezeichnetste Memme seines Zeitalters

war, daß die blinde Unerfrohenheit und die
 vertriebene Furcht einerlei Wirkungen hervor-
 bringen, wo die Gefahr unbekannt ist. Damit
 keine Rolle auf der Bühne fehlte, fing der
 Marechal de la Meillerie, der mir bis dahin
 in den ernstlichsten Vorstellungen über die Wich-
 tigkeit des Tumults treulich beigegeben hatte,
 plötzlich an den Bramarbas zu spielen. Er
 schlug auf einmal um, über die Nachricht, die
 der eheliche Vannes, Obristlieutenant in der
 Garde der Königin, brachte: die Bürger droh-
 ten die Wache zu stürmen. Zusammengesetzt
 wie er war aus Galle und tollen Einfällen, ge-
 rieth er sogleich in einen Zorn, der an Wuth
 gränzte. Er rief: man müßte eher sterben als
 diese Frechheit dulden; er drang darauf, man sollte
 ihm erlauben, die Soldaten von der Garde, die kö-
 niglichen Officianten, nebst allen Hofleuten die
 in den Vorzimmern waren, mitzunehmen, und
 er versicherte, daß er das ganze Gefindel nieder-
 werfen würde.

Die Königin selbst stimmte dieser Meinung mit Wärme bei; aber sie wurde von niemanden sonst unterstützt, und die Folge zeigte, daß es nicht leicht einen unseligern Gedanken geben konnte. In diesem Augenblick trat der Kanzler in das Kabinet, ein so schwacher Mann, daß man hier noch nie eine Silbe Wahrheit aus seinem Munde gehört hatte; aber diesmal wich die Geschmeidigkeit dem Schrecken: er sprach, und sprach dem Eindruck dessen, was er auf den Straßen gesehen hatte, gemäß. Ich bemerkte, daß der Kardinal von der Freimüthigkeit eines Menschen, an dem er keinen Schatten davon gesehen hatte, sehr gerührt wurde. Aber Sennerre, der fast zu gleicher Zeit hereintrat, vertilgte sehr bald den ersten Eindruck, indem er versicherte, daß das Feuer im Volke sich zu legen anfinge, daß niemand die Waffen ergriffe, und daß mit einiger Geduld sich alles gelien würde.

Es giebt nichts Gefährlicheres, als die Schmeichelei bei Vorfällen, wo der, dem man schmeichelt,

Furcht haben kann. Seine Begierde der Furcht zu entgehen, macht, daß er alles glaubt, was ihn verhindert der Veranlassung abzuweichen. Ueber die Nachrichten, die von einem Augenblick zum andern einliefen, ging die Zeit unnäher Weise verloren, in welcher die Wohlfahrt des Staats so zu sagen eingeschlossen war. Der alte Gultaut, ein Mann von wenig Kopf, aber von warmer Anhänglichkeit, verlor darüber die Geduld, und sagte in einem noch rauheren Tone als sein gewöhnlicher war: er begriffe nicht, wie man einschlafen könnte, in dem Zustand worin die Dinge wären. Er murrte noch etwas zwischen den Zähnen hinzu, das ich nicht verstand, das aber, wie es schien, den Kardinal wurmte, der ihm überdies nicht gewogen war. Der Kardinal antwortete: „Nun Herr von Gultaut, was wäre denn Ihre Meinung?“ „Meine Meinung,“ rief Gultaut heftig, „ist, daß man den alten Schurken Broussel, todt oder lebendig, wieder herausgeben soll.“ Ich nahm das

Wort und sagte: „das erste würde weder der Tugend noch der Klugheit Ihrer Majestät angemessen seyn; das zweite könnte dem Aufruhr ein Ende machen.“ Der Königin stieg bei diesem Worte das Feuer ins Gesicht, und sie sagte: „Ich verstehe Sie, Herr Koadjutor. Sie wollten, daß ich Brouzel die Freiheit wieder gäbe; eher würde ich ihn mit beiden Händen erdroffeln!“ Und hier fuhr sie mir mit den ihrigen fast ins Gesicht, indem sie hinzusetzte: und die dazu — — Der Kardinal sah, daß sie jetzt mit allem was die Wuth eingeben kann, gegen mich losbrechen würde; er trat vor, und sprach leise zu ihr. Sie faßte sich in einem solchen Grade, daß sie mir sehr besänftigt hätte scheinen müssen, wenn ich sie nicht gekannt hätte.

Jetzt aber trat der Polizeilieutenant, todtenbleich, in das Zimmer; ich habe von keinem Italianischen Buffone den Schrecken so wahr und so lächerlich vorstellen sehen, als dieser Mann es hier im Ernst gegen die Königin that,

indem er ein Paar ganz unbedeutende Vorfälle
 erzählte, die ihm auf dem Wege aus seiner Woh-
 nung in das Schloß begegnet waren. Bewun-
 dernswürdig zeigte sich hier die Sympathie der
 schwachen Seelen. Was der Marechal de la
 Meillerie und ich mit ziemlichem Nachdruck
 vorgestellt hatten, machte bis jetzt nur wenig
 Eindruck auf den Cardinal, und die Königin
 blieb dabei ganz unerschüttert; der Schrecken
 dieses Menschen faßt sich, wie durch Ansteckung,
 in ihre Fantasie, in ihren Verstand, und in
 ihr Herz. Sie kamen mir auf einmal wie um-
 geschaffen vor; mich sahen sie nicht mehr für
 lächerlich an; sie bekannten, daß die Sache
 Ueberlegung verdiente. Sie berathschlagten
 und gaben zu, daß Monsieur, der Herzog von
 Longueville, der Kanzler, der Marechal von
 Villeroi, der Marechal de la Meillerie, und
 ich durch triftige Gründe bewiesen, man müsse
 Broussel wieder herausgeben, bevor das Volk
 seine Drohung, die Waffen zu ergreifen, wirklich

erfüllt hätte. Wir erfuhren hier, daß es der Furcht viel natürlicher ist zu berathschlagen, als zu entscheiden. Der Kardinal gab ein Duzend unverständliche Reden dazu, die sich unter einander selbst widersprachen, und beschloß endlich: man müsse sich noch bis zum andern Tage Zeit lassen, und unterdessen dem Volk zu erkennen geben, daß die Königin ihm Brunsfels Freiheit bewilligte, unter der Bedingung, daß es auseinander ginge, und aufhörte, sie auf diese Art zusammengerottet zu verlangen. Der Kardinal setzte hinzu: niemand könne bei dem Volk wirksamer und beliebter das Wort führen als ich. Ich sah die Falle, aber ich konnte mich nicht davor hüten; um so weniger, da der Marechal de la Meilleraie, der kurzsichtig war, sich sogar mit Ungestüm hineinstürzte, und mich so zu sagen mit sich fortriß. Er sagte zur Königin: wir wollten beide zusammen auf die Straßen gehen, und wir würden Wunder thun. „Ganz gewiß,“ antwortete ich, wenn es nur der Königin ge-

fällig ist, uns das Versprechen, die Gefangenen
 auf freien Fuß zu stellen, in guter Form ausser-
 setzen zu lassen; denn ich gelte bei dem Volk nicht
 so viel, daß man mir ohne das glauben sollte.“
 Ich wurde über meine Bescheidenheit gelobt.
 Der Marechal hatte immer noch kein Arges; das
 Wort der Königin war mehr wie alles Schrift-
 liche; kurz, man machte mich zum Narren, und
 ich fand mich auf einmal in der grausamen Noth-
 wendigkeit, die unseligsste Rolle zu spielen, die
 vielleicht jemals einem Privatmann zugefallen
 ist. Ich wollte etwas erwidern; aber die Kö-
 nigin eilte plötzlich in ihr graues Zimmer.
 Monsieur stieß mich, jedoch zärtlich, mit beiden
 Händen fort, und sagte: „geben Sie dem Va-
 terland die Ruhe wieder.“ Der Marechal riß
 mich fort, und alle Gardes du Corps trug-
 en mich mit zärtlicher Inbrunst auf ihren Ar-
 men hinaus, und riefen mir zu: „Sie allein
 können dem Uebel abhelfen!“ So ging ich in
 meinem Ornat heraus, indem ich links und
 rechts

rechts den Regen austheilte; jedoch verhinderte mich diese Beschäftigung nicht, alle Betrachtungen anzustellen, die der Verlegenheit, in der ich mich befand, angemessen waren. Ich faßte indeß ohne Bedenken den Entschluß, rein meiner Pflicht nachzugehen, den Gehorsam zu predigen, und alle Mühe anzuwenden, um den Aufruhr zu verhindern. Die einzige Vorsicht, von der ich mir vornahm nicht abzugehen, war, dem Volke nichts in meinem Namen zu versprechen, und bloß zu sagen, daß die Königin versichert hätte, sie würde Brüssel herausgeben, wenn man dem Aufstand ein Ende machte.

Der Ungestüm des Marechal de la Meillerie ließ mir nicht zu, meine Ausdrücke abzumessen; denn anstatt mit mir zu gehen, wie er mirs gesagt hatte, stellte er sich an die Spitze der Chevaux-Legers von der Garde, trat, den Degen in der Hand, vor, und rief aus allen Kräften: „Es lebe der König! Freiheit für Brüssel!“ Da er von weit mehr Leuten

gesehen als gehört werden konnte, so traf sich, daß er weit mehrere durch seinen Degen erhitzte, als durch seine Worte besänftigte. Man rief zu den Waffen. Gegenüber den Quinze-vingts zog ein Lastträger den Säbel; der Marechal erlegte ihn mit einem Pistolenschuß. Das Geschrei nahm zu; von allen Seiten lief man zu den Waffen. Eine Menge Volks, die mit vom Königlichen Palast an gefolgt war, trug mich mehr als sie mich trieb, bis an die Croix-du-Tiroir, und da fand ich den Marechal im Handgemenge mit einem Haufen Bürger, die in der Straße de l'Arbre sec die Waffen ergriffen hatten. Ich warf mich unter die Menge, um zu versuchen, ob ich sie aus einander bringen könnte, und ob nicht beide Theile wenigstens meine Kleidung und meine Würde ehren würden. Ich irrte mich nicht ganz; denn der Marechal, der sehr verlegen war, nahm mit Freude diesen Vorwand, um den Chevaux-Legers zu verbieten weiter zu schießen. Die Bürger machten

Halt, und begnügten sich, ihren Stand zu be-
 haupten. Aber zwanzig bis dreißig andre, die
 mit Hellebarden und Musketen aus der Straße
 des Prouvelles herauskamen, waren nicht so ge-
 mäßigt; sie sahen mich nicht, oder wollten mich
 nicht sehen, gaben eine heftige Ladung auf die
 Chevaux-Legers, zerschmetterten Contrailles,
 der mit dem Degen in der Hand bei dem
 Marechal stand, den Arm, verwundeten einen
 von meinen Pagen, der mir hinten meinen
 Mantel hielt, und warfen mich selbst mit einem
 Stein, der mich unter dem Ohr traf, zur Erde.
 Ich war kaum wieder auf den Füßen, als mir
 ein Bürger seine Musquete auf den Kopf drück-
 te. Ich kannte ihn ganz und gar nicht, hielt aber
 für gut, es ihn in diesem Augenblick nicht mer-
 ken zu lassen, und rief vielmehr: Elender,
 wenn dich dein Vater sähe — — Er
 bildete sich ein, ich müßte der beste Freund von
 seinem Vater seyn, den ich übrigens in meinem
 Leben nicht gesehen hatte; und wahrscheinlich

Kam er durch diesen Gedanken auf den, mich
 aufmerkamer zu betrachten; meine Kleidung fiel
 ihm in die Augen, er fragte mich, ob ich der
 Herr Koadjutor wäre? Alle riefen nun das
 nämliche; man lief zu mir, und der Mare-
 chal de la Meillerie konnte sich jetzt freier bis
 an den königlichen Palast zurückziehen, da ich,
 um ihm die nöthige Zelt zu verschaffen, die Vor-
 sicht gebrauchte, auf der Seite von den Halles
 zu gehen. Der ganze Haufen folgte mir dahin,
 und das war sehr gut, denn ich fand ein Ge-
 wimmel von Trödlern, alle in Waffen. Ich
 redete zu, schmeichelte, beschwor, drohte; kurz,
 ich überredete sie. Sie legten die Waffen nieder,
 und Paris war dadurch gerettet; denn wenn sie
 beim Einbruch der Nacht, die herannahete, die
 Waffen noch in Händen hatten, so wurde
 die Stadt ohne Widerrede geplündert. Ich
 habe kaum in meinem Leben eine Freude leb-
 hafter empfunden als diese, und sie war
 so groß, daß ich an die Wirkung, die dies

ser geleistete Dienst am Hofe thun mußte, nicht einmal dabei dachte. Ich sage: thun mußte; denn ich fand bald, daß eine ganz entgegen gesetzte darauf erfolgt war.

Ich kam mit dreißig bis vierzig tausend Menschen, die mir unbewaffnet nachgingen, an das Schloß. An den Schranken fand ich den Marechal, der, entzündt über mein Verfahren gegen ihn, mich mit seinen Urmarmungen fast ersticke, und mir genau diese Worte sagte: „Ich bin ein Narr, ein brutaler Narr; an mir hats nicht gelegen, so wäre der Staat verloren gewesen; Sie haben ihn gerettet. Kommen Sie, lassen Sie uns zu der Königin reden, wie wahre Franzosen, wie redliche Leute. Lassen Sie uns Data aufzeichnen, daß bei der Majorität des Königs auf unser Zeugniß diese Staatsverräther, diese schändlichen Schmeichler gehängt werden, welche die Königin glauben machen, diese Sache sei nichts.“ Er machte hier eine Anrede an die Offiziere von der Garde, die sa

rührend, so pathetisch, so kräftig war, als viel-
leicht je eine aus dem Munde eines Soldaten
gekommen ist, und er trug mich mehr als er
mich führte, bis zu der Königin. Beim Ein-
tritt gleich sagte er, indem er mit der Hand auf
mich zeigte: „Das ist der Mann, Ihre Ma-
jestät, dem ich das Leben verdanke, und dem
Ihre Majestät die Rettung Ihrer Garde,
vielleicht die Rettung Ihres Palasts ver-
danken.“ Die Königin fing an zu lächeln, aber
auf eine etwas zweideutige Art, die mir nicht
entging. Um also den Marechal in seiner Lob-
rede auf mich zu unterbrechen, nahm ich das
Wort: „Nein! Es ist nicht von mir die Rede,
sondern von der Stadt Paris, die unterwürfig
und bewaffnet sich zu Ihrer Majestät Füßen
legt.“ Mit Feuer im Gesicht erwiderte die
Königin: „Sie ist sehr strafbar und sehr un-
gehorsam. Wäre sie so unbändig gewesen, als
man michs glauben machen wollte, wie hätte
sie sich in so kurzer Zeit wieder besänftigen las-

sen?„ Der Marechal, der so gut wie ich den Ton der Königin bemerkte, gerieth in Zorn, und sagte fluchend: „Kein redlicher Mann kann Ihre Majestät in dem verzweifeltsten Zustand der Dinge schmeicheln. Wenn heute Broussel nicht in Freiheit gesetzt wird, so bleibt morgen in Paris kein Stein auf dem andern.“ Ich wollte reden, um die Worte des Marechal zu unterstützen; aber die Königin ließ mich nicht zu Worte kommen, indem sie mit einer spöttischen Mine zu mir sagte: „Ruh'n Sie aus, Herr Roadjutor; Sie haben wacker gearbeitet.“

So verließ ich das Schloß, und ob es gleich in meinem Innern kochte, so sprach ich doch auf dem ganzen Wege bis in meine Wohnung nicht ein einziges Wort aus, durch welches ich das Volk hätte erbittern können. Ich fand einen ungeheuern Haufen, der mich erwartete, und mich zwang, auf den Himmel von meiner Kutsche zu steigen, um ihm Rechnung abzulegen von dem was ich im Schlosse gethan hätte.

Ich zog mich durch folgenden Bericht heraus:
 Ich hätte die Königin von dem Gehorsam benach-
 richtet, der ihrem Willen geleistet worden
 wäre, indem man die Wassen, da wo man sie
 schon ergriffen, niedergelegt, und da wo man
 in Begriff gestanden, sie zu ergreifen, es unter-
 lassen; die Königin hätte mir Zufriedenheit
 über diese Unterwürfigkeit bezeugt, und ge-
 sagt, daß es das einzige Mittel wäre, die Frei-
 heit der Gefangenen von ihr zu erhalten. Ich
 fügte alles hinzu, was diese Bürger besänftigen
 konnte, und es kostete mir wenig Mühe, weil
 die Stunde des Abendessens nahte. Dieser Um-
 stand wird lächerlich scheinen, er ist aber gegrün-
 det, und ich habe bemerkt, daß in Paris, wenn
 ein Aufstand im Volke war, die Häßlichsten sich
 nicht wollten in ihren Stunden irre machen
 lassen *).

*) Dieser Umstand scheint im Jahre 1789 nicht mehr
 eingetroffen zu seyn; vielleicht mochten die Stunden
 des Essens für viele unter den Aufstehern nicht
 mehr schlagen.

Ich ließ zur Ader, so wie ich nach Hause kam, weil die Kontusion die ich unter dem Ohr bekommen hatte, viel stärker geworden war; aber das war nun wohl nicht das Uebel, das mich am meisten schmerzte. Ich hatte mein Ansehen bei dem Volke sehr auf die Spitze gestellt, indem ich ihm Hoffnungen zu Brüssels Freiheit gemacht. Ungeachtet der Vorsicht die ich angewendet hatte, ihm mein eignes Wort nicht zu geben — konnte ich selbst wohl darauf rechnen, daß ein Volkshaufen den Unterschied zwischen Versprechungen und Hoffnungen machen würde? durfte ich überdies, nach dem was mir vom Vergangenen bekannt war, nach dem was ich vom Gegenwärtigen eben gesehen, die geringste Hoffnung nähren, daß der Hof auf das, was man mich und den Marechal hatte sagen lassen, auch nur Rücksicht nehmen würde? Oder hatte ich nicht vielmehr allen Grund, überzeugt zu seyn, daß man diese Gelegenheit nicht verschlen würde, mich beim Publikum zu stürzen

zen, indem man glauben ließe, daß ich mich mit
 dem Hof verstanden hätte, um das Volk auf-
 zuhalten und zu hintergehen? Diese Folgen, die
 ich in ihrem ganzen Umfang übersah, betrübten
 mich; aber sie führten mich nicht in Versuchung.
 Was ich gethan hatte, bereute ich keinen Au-
 genblick, weil ich noch zur Stunde überzeugt
 bin, daß Pflicht und gute Aufführung mich dar-
 zu verbanden. Ich hätte mich so zu sagen in
 meine Pflicht, ich schämte mich, meine Ueber-
 zugung durch den Ausgang irre werden zu las-
 sen; und Montresor, der zu mir kam und
 mir sagte, ich betrüge mich, wenn ich bei meiner
 Expedition viel gewonnen zu haben glaubte, be-
 kam genau folgende Worte von mir zu hö-
 ren: „Ich habe immer viel dabei gewonnen;
 denn ich habe mir wenigstens eine Rechtferti-
 gung durch Ausdeutung von Wohlthaten er-
 spart, was für einen Mann von Ehre immer
 eine unerträgliche Sache ist. Wenn ich bei ei-
 nem Anlaß wie dieser war, mich zu Hause ge-

halten hätte, würde die Königin, der ich am Ende doch meine Würde verdanke, Ursache haben mit mir zufrieden zu seyn?“ „Sie ist es ganz und gar nicht,“ erwiderte Montresor; „die Frau von Noailles und die Frau von Motteville *) haben dem Prinzen von Guimene' gesagt: man sei am Hof überzeugt, daß es nicht an Ihnen gelegen, wenn das Volk sich nicht empört habe.“

Ich gestehe, daß ich diesen Reden von Montresor keinen Glauben beimaß; und ob ich gleich in dem Kabinet der Königin gesehen hatte, daß

*) Hofdame der Königin. Sie war eine fromme Frau, von erträglichem Verstand, ihrer Pflicht von ganzem Herzen zugethan, und in ihrer beschränkten Güte, in ihrer unverbürdlichen Dienstbarkeit doch stark genug, sich von den Uebeln des Hofes rein zu erhalten. Ihre Mienen machen einen seltsamen Versuch gegen die des Kardinals; sie dienen aber oft zu ihrer Berichtigung, in Fällen wo es natürlich ist, laß die fromme Einfalt mehr Glauben verdient, als das Genie und der Ehrgeiz.

man meiner spottete, so konnte ich mir doch nicht einbilden, daß diese Bosheit so weit ginge, den Werth des Dienstes, den ich geleistet hatte, zu schmälern. Noch weniger war es mir denkbar, daß man gar fähig wäre, ihn zum Verbrechen auszudeuten. Montresor fuhr fort mich zu quälen, und als er mir sagte, daß mein Freund Johann Ludwig Fiesko *) schwertlich meiner Meinung gewesen wäre, antwortete ich ihm:

*) Sein Freund Johann Ludwig Fiesko, weil er in seinem achtzehnten Jahre die Geschichte der Verschwörung dieses Genuesers geschrieben hatte. Man findet sie bei den frühern Ausgaben seiner Memoires. Ihr Hauptverdienst liegt in der Geschichte ihres Verfassers; sonst ist seine Manier hier noch sehr unreif, und dem Salust schülerhaft nachgeahmt. Indessen traf der Umstand, daß ein junger Mensch von diesem Alter, von diesem Rang und von diesem Stand sich damit beschäftigte, Verschwörungen zu beschreiben, wie eine Ahnung auf die arawöhnliche Seele des Kardinals Richelieu; er las sie nicht ohne Unruhe, und sagte in Gegenwart einiger Hofleute: das ist ein gefährlicher Kopf! „Es wurde noch am nämlichen Abend,“ so schreibt

Ich hätte die Menschen immer mehr wegen dessen, was sie in gewissen Gelegenheiten unterlassen, geschätzt, als wegen alles dessen, was sie in denselben hätten thun können. Ich war in Begreif über diese Gedanken einzuschlafen, als Laigues zu mir hereintrat, der vom Souper der Königin kam. Er sagte mir, daß man mich dort öffentlich lächerlich gemacht; daß

Ach, „meinem Vater wieder gesagt, und ich ließ es mir nun selbst gesagt sehn.“ Die Aelzei rectificirte Richelieu's Urtheil; doch könnte die ängstliche Furcht des Despotismus, die „vor jeder Tugend erzittert,“ hier die Gefahr selbst erschaffen haben, die sie nur fang voraus zu sehen wähnte. Richelieu war ein großer Mann; aber schwerlich hätte ein großer Mann, der kein Despot gewesen wäre, so ängstlich streng über den kindischen Verfasser dieses historischen Versuches geurtheilt. In Ach waren freilich alle Anlagen, die schwachen Tyrannen gefährlich sind; aber auch der Theil seiner Geschichte, den man hier liest, beweist, daß die Voraussetzung, er sei gefährlich, und die armselige Arglist, mit der man ihn in dieser Voraussetzung behandelte, ihn zwang, sich gefährlicher zu machen.

man mich für einen Menschen ausgegeben, der, unter dem Vorwand das Volk zu be-
 sänftigen, alles angewandt hätte, um es zu em-
 pören; daß man auf den Straßen das Gerücht
 verbreitet, ich hätte mich nur verwundet
 gestellt, und wäre es nicht gewesen; kurz, daß
 ich Vaurru's feinem Spott, Nogent's
 Pöffen, la Riviere's scherzhafter Laune,
 dem verstellten Mitleiden des Kardinals, dem
 lauten Gelächter der Königin zwei ganze Stun-
 den lang zum Ziel gedient hätte. Ich war be-
 wegt, aber nicht so sehr, als man glau-
 ben sollte; was ich empfand, war mehr leichte
 Versuchung als ungestümer Erieb; alles fuhr
 mir durch den Geist, aber nichts haftete. Ich
 opferte fast ohne Bedenken die süßesten und
 glänzendsten Ideen auf, die sich aus den ver-
 gangenen Verschöndrungen meiner Seele dar-
 boten, sobald diese üble Behandlung, die wie ich
 sah öffentlich und bekannt war, mir Anlaß gab
 zu glauben, daß ich mit Ehre würde in die ge-

genwärtigen treten können. Ich verwarf, um der Verbindlichkeit willen die ich der Königin hatte, alle diese Gedanken, ob ich gleich, die Wahrheit zu gestehen, mich seit meiner Kindheit darin gewiegt hatte; und weder Laigues noch Montresor würden, weder durch ihre Ermahnungen noch durch ihre Vorwürfe, etwas über mich vermocht haben, wenn Argenteuil nicht dazu gekommen wäre, der seit dem Tode des Grafen von Soissons, in dessen Dienst er gewesen war, sehr treu an mir hing. Er trat mit einer sehr bestürzten Mine in mein Zimmer, und sagte zu mir: „Sie sind verloren. Der Marechal de la Meilleraie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen: der Teufel treibe am Hofe sein Spiel; der habe den Leuten eingegeben, daß Sie alles mögliche gethan hätten, um den Aufstand zu erregen; er, der Marechal, habe nichts unterlassen, was die Königin und den Cardinal von der Wahrheit überzeugen können, aber sie hätten ihn beide ausgelacht;

Er könne diese Ungerechtigkeit nicht entschuldigen, dagegen aber die Verachtung, mit welcher sie den Lärmen immer betrachtet, nicht genug bewundern. Sie hätten die Folge davon gleichsam prophetisch vorausgesehen, und immer gesagt, daß die Nacht diese Wolke verjagen würde. Er habe es nicht geglaubt, aber jetzt sei er selbst davon überzeugt; denn er wäre auf den Straßen herumgegangen, ohne nur einen Menschen zu treffen. Diese Art Feuer plünde sich nicht wieder an, wenn es so schnell erloschen sei; er beschwöre Sie, auf Ihre Sicherheit zu denken; die königliche Gewalt werde sich morgen mit allem ersinnlichen Glanz äußern; der Hof scheine ihm sehr gestimmt, den entscheidenden Augenblick zu ergreifen; Sie würden der erste seyn, an dem man ein großes Beispiel ausübte; man hätte sogar schon davon gesprochen, Sie nach Quimpercorentin zu schicken; Bronfel würde nach Havre de Grace geschickt werden, und man hätte beschlossen, mit

Tages

Tagesanbruch den Kanzler in das Palais *) zu senden, um dem Parlament seine Verrichtung zu untersagen, und den Befehl, nach Montargis abzugehen, zu überbringen. „Argenteuil fuhr fort: „das meldet Ihnen der Marechal de la Meilleraye. Der Marechal von Villeroi läßt sich nicht so sehr heraus, denn er hat das Herz nicht; aber er drückte mir im Vorbeigehen die Hand auf eine Art, die mich schließen macht, daß er wohl noch mehr weiß. Und ich setze noch hinzu, daß sie beide Recht haben; denn es ist keine Seele auf den Straßen: alles ist ruhig, und morgen kann man aufheben lassen, wenn man will.“ Montresor, einer von denen Menschen, die immer alles geweißagt haben wollen, versicherte, daß er nicht daran zweifle, und daß er es vorausgesagt habe. Laigues gerieth in Wehklagen über meine Aufführung, die meine Freunde bemitleiden mußten, ob sie gleich sie selbst ins Verderben stürzte. Ich antwortete

*) Der Versammlungsort des Parlaments.

ihnen: wenn sie die Güte haben wollten, mich eine kleine Viertelstunde allein zu lassen, so würde ich ihnen zeigen, daß wir noch nicht bis zum Mitleiden herunter gekommen wären; und so war es auch. Da sie mich so lange, als ich verlangte, ganz allein gelassen hatten, fing ich an Betrachtungen anzustellen, nicht über das, was ich vermochte, (denn dessen war ich sehr sicher,) sondern nur über das, was ich zu thun befugt war; und ich fand mich in Verlegenheit. Da die Art, wie ich gedrängt wurde, und die Gefahr, die dem Volk drohte, meine Bedenklichkeiten erstickt hatten und ich glaubte, mit Ehre, und ohne getadelt zu werden, etwas unternehmen zu können, so überließ ich mich ~~den~~ meinen Gedanken; ich rief alles zurück, was meine Fantasie nur Glänzendes und weiten Entwürfen Angemessenes jemals genährt hatte; ich erlaubte meinen Sinnen, sich von dem Namen „Anführer einer Partei“, kitzeln zu lassen, den ich in den Lebensbeschreibungen des

Plutarch immer mit Ehrfurcht betrachtet hatte. Aber was meine Bedenklichkeiten vollends abschchnitt, war der Vortheil, den ich darin fand, mich von allen übrigen meines Standes durch eine Lebensart, die alle Stände vermengt, zu unterscheiden. Die Regellosigkeit der Sitten, die dem meinigen so wenig angemessen war, schreckte mich; ich fürchtete, in das Lächerliche des Bischofs von Sens zu verfallen. Ich erhielt mich durch die Sorbonne, durch Predigten, durch die Gunst des Volks; aber diese Stufe ist nicht dauerhaft, und sie kann durch eine Menge Zufälle, die sich in unruhigen Zeiten ereignen, bald verloren gehen. In dem Getümmel des Staats mischen sich die Gattungen unter einander, und wird selbst das ehrwürdig, was nicht gerechtfertigt werden kann; die Laster eines Erzbischofs können in vielen Fällen an dem Anführer einer Partei Tugenden seyn. Ich hatte dies tausendmal so angesehen; aber was ich der Königin schuldig zu

Jepu glaubte, hatte stets die Oberhand behalten. Jetzt war aber dieser Gedanke durch die letzten Ausritte im Schloß, und durch das Vorsehen, mich beim Volk zu stürzen, gleichsam gereinigt; ich umfasste ihn mit Freude, und überließ mein Schicksal dem Antriebe des Ruhms.

Mit dem Schlag Mitternacht ließ ich Laques und Montresor wieder in mein Zimmer kommen, und sagte zu ihnen: „Sie wissen, daß ich die Rechtfertigungen scheue; aber Sie sollen jetzt sehen, daß ich Kriegeserklärungen nicht scheue. Der ganze Hof wird mir Zeuge seyn, auf welche Art man mich seit mehr als einem Jahre im Königlischen Palast behandelt hat. Es ist die Sache des Volks, meine Ehre zu schützen; aber man hat es gegen das Volk vor, und es ist meine Sache, es vor der Unterdrückung zu schützen. Wir stehen nicht so übel, als Sie sichs einbilden, meine Herren; und morgen, eh es Mittag ist, werde ich Herr über Paris seyn.“ Meine beiden Freunde

glaubten, daß ich den Verstand verloren hätte, und eben sie, die vielleicht funfzigmal überlästigt in mich gedrungen hatten, daß ich etwas unternehmen sollte, predigten mir in diesem Augenblicke die Mäßigung. Ich hörte nicht auf sie, und ließ zur nämlichen Stunde Miron kommen, der Maitre des Comptes und Oberster im Viertel Saint Germain de l'Auxerrois war: ein Mann von Rechtschaffenheit und Muth, und der viel Ansehen unter dem Volk hatte. Ich zeigte ihm die Lage der Dinge: er trat meinem Sinne bei, und versprach mir auszuführen, was ich verlangen würde. Wir beredeten uns über alles, was zu thun wäre, und er ging von mir weg mit dem Vorhaben, auf den ersten Befehl, den er von mir erhalten würde, die Trommel rühren und die Waffen wieder ergreifen zu lassen.

III.

Anekdote aus Wien *).

Ich hoffe nicht, daß jemand, ungefähr wie der Geometer nach dem Trauerspiel, fragen wird:

?) Ich hatte diese Anekdote, aus mündlicher Ueberslieferung, als Beitrag zur Thalia bearbeitet, als ich von ungefähr ein schon längst bekanntes oder unbekanntes Stück: Sophie oder der gerechte Härt, in C. auführen sah. Mit jeder Scene wuchs mein Erstaunen, meine Geschichte, die ich neu aufzutragen gehofft hatte, in diesem Schauspiel mir der zu erkennen, daß mir ganz aus dem Gedächtniß gekommen war. Indessen der Zug ist schön, das Stück schlecht, und meine Erzählung — wenigstens kurz. Ich lasse sie daher aus dem nämlichen Grund, mit welchem ich mich damals tröstete, in dieser Sammlung ihren Platz unter meinen übrigen jetzt streuten Auffsätzen einnehmen.

zu was Ende die folgende Geschichte hier einen Platz einnimmt; und ich gestehe, daß ich keine Antwort auf diese Frage wüßte. Für die Wahrheit der Anekdote sollen übrigens verschiedne Einwohner der Hauptstadt Deutschlands zeugen können.

Der Baron **, ein begüterter Ungrischer Edelmann, der in den Kaiserlichen Heeren diente, war in den letzten Jahren des siebenjährigen Kriegs in Preussische Gefangenschaft gerathen. Er lebte gegen ein Jahr zu Magdeburg, und verlegen um Mittel diesen gezwungenen Aufenthalt zu versüßen, suchte er sich an den Herzen der feindlichen Schönen für den übeln Ausgang seiner kriegerischen Projekte zu rächen. Mit diesen gelang es ihm eben so gut, als es ihren Vätern mit ihm gelungen war; und der schöne Kriegsgefangene fing an, seine Erlösung mit ziemlicher Geduld zu erwarten, während daß seine junge häßliche Frau, die er auf seinen Gütern

in Eklavonien zurückgelassen hatte, sich über sein trauriges Schicksal härmte. Diesen letzten Umstand hatte er überhaupt dem dortigen schönen Geschlecht wohlbedächtig verschwiegen; aber ihn traf endlich das Verhängniß mancher Helden und Eroberer, weiter zu kommen, als er selbst wollte. Jetzt sollte Hymen das Unheil wieder gut machen, das die Liebe gestiftet hatte; das Gewissen des Barons setzte sich über eine leichte militairische Heirath hinweg, und Fräulein von E. wurde wirklich mit ihm getraut. Kurz darauf geschah zwischen den feindlichen Mächten eine Auswechselung, bei welcher der Baron seiner Gefangenschaft losgesprochen wurde. Er und seine neue Gemahlin beschäftigten sich nun gemeinschaftlich mit Vorbereitungen zur weiteren Reise nach seinem Vaterlande; er sandte aber sehr gut heimlich vorauszugehen, und hinterließ seiner Frau nur ein zärtliches Abschieds-Billet, worin er mit vielen höflichen

Umschweifen sie gewissermaßen, und so weit es thunlich war, von Umständen unterrichtete, welche diese unglückliche, ewige Trennung veranlaßten, und ihr zugleich freundschaftliche Verhaltensregeln gab, wie sie noch die beste Miene zu diesem bösen Spiel zu machen hätte.

So entkam er aus seinen beiden Gefangenschaften und traf glücklich zu Wien ein, wo er sich mit leichtem Muth den lang' entbehrten Zerstreuungen und Freuden überließ. Eine kleine Störung gab ihm zwar die unvermuthete Ankunft seiner ersten Gemahlin, welche mit der Beharrlichkeit der Liebe die kleinen, von ihm selbst geflüßentlich ihrer Ungeduld in den Weg gelegten Hindernisse besiegte, und dem armen gemißhandelten Krieger ihre treue Pflege anzubieten eilte. Doch fesselte ihre Zärtlichkeit seinen Flattersinn, und sein enges leeres Herz fing wirklich an sich dem ächten Genuß der Liebe zu öffnen. Sie war aus einem der edlen, aber verarmten Ge-

schlechter, deren es in Ungarn so viele giebt, welche durch Zanksucht und Hartnäckigkeit sich selbst so tief herunterbringen, daß sie den Eöhnen ihrer reich gewordenen Geschäftsführer und Advokaten eöhnen müssen. Ihr Herz war dem Manne ganz ergeben, der durch sein Vermögen über sie erhaben, sie von dem harten Schicksal der Dienstbarkeit gerettet, ihrer Schönheit und ihrer Tugend durch die Gabe seiner Hand gehuldigt hatte. In Wien blieb ihre ruhige Seele für alle die Vergnügungen unempänglich, die bei ihrer einfachen Lebensart und Erziehung ihr bis dahin ganz fremd gewesen waren. Sie lebte ~~eingezogen~~ und unbekannt, der Liebe ihres Gemahls vielleicht um desto gewisser, da er auf diese Art in seinem Hause die Freuden seiner glücklichen Ehe in vollem Maße fand, und auswärts die Ungebundenheit, den sorgenlosen Sinn des unverheiratheten Standes behaupten konnte.

Indessen hatte seine andre Frau sich nicht so ruhig in ihr Schicksal zu finden gewußt, als sein Leichtsinn es erwartete. Sie suchte auf die Spur ihres Glücklings zu kommen, und als sie mit Gewißheit herausgebracht hatte, daß er in Wien lebte, trat sie, mit den gültigsten Beweisen ihrer Ansprüche auf ihn ausgerüstet, die Reise nach der Kaiserstadt an. Dort hielt sie sich so lange Zeit verborgen als sie nöthig hatte, um über die innern Hausangelegenheiten des Barons Erkundigung einzuziehen. Sie erfuhr bald, daß ihre Stelle schon besetzt war, und fand nun nicht länger an, ihre Klage vor der Kaiserin selbst zu erheben. Der Fall der Bigamie schien ziemlich erwiesen; der Baron kam in engen Verhaft, und die Strenge der Kaiserin gegen Verbrechen dieser Art ließ voraussehen, daß die von dem Geseß auf Vielweiberei erkannte Todesstrafe an ihm vollzogen werden würde. Bei der Untersuchung wur-

den die Ansprüche der zweiten Frau vollkommen rechtskräftig befunden; als man aber zur Prüfung der früheren Rechte der ersten Frau schreiten wollte, legte diese das Geständniß ab, daß sie dem Baron nie angetraut gewesen wäre, sondern als seine Maitresse bei ihm gelebt, und daß er aus Liebe und Furcht vor den Nachsuchungen der Polizei ihr seinen Namen zu tragen erlaube hätte. Diesem unerwarteten, freiwilligen Geständnisse war nichts entgegen zu setzen; der bedenkliche Handel endigte sich, alles Anscheins ungeachtet, zum Vortheil des Barons: seine Hand wurde der Fremden zuerkannt, und die bisherige Baronin **, zur exemplarischen Bestrafung des unerlaubten Umgangs, auf zehn Jahre zum Zuchthaus verurtheilt.

Fühle die Größe dieser Handlung wer sie fühlen kann; meine Feder soll ihre erhabne Simplicität nicht entweihen! Nur dahin, wo die mitleidige Ahndung meiner Leser sie un-

ter Verbrechern aller Art schon erblickt, dahin wollen wir der Heldin noch folgen, und Rosen blühen sehen für sie aus dem Aufenthalt der Schande.

In dem Zuchthaus selbst fand sie die sanfte stille Belohnung ihrer stillen Größe: ein Herz, ein Auge, das dort und überall sie von ihrem übrigen Geschlecht zu unterscheiden vermochte. Nie hat vielleicht ein Mensch seinen Wirkungskreis so erfüllt, so zum Besten seiner Brüder erweitert, als der damalige Zuchthaus-Verwalter in Wien. Die Erfahrung vieler Jahre hatte seine Menschenkenntniß bis zur Untrüglichkeit geläutert. So selten er getäuscht werden konnte, desto öfter und richtiger erkannte er die Irthümer seiner Obern, und das unablässige Bestreben seiner Menschenliebe war, diese wieder gut zu machen. Mit strenger Unparteilichkeit unterschied er in der Behandlung seiner Züchtlinge die verstockten, gegen Ehre und Schande gleichgültigen

Sünden, die schamlosen Dirnen von den un-
 glücklichen Opfern einer übelverstandenen De-
 likatesse. Jene lernten auf die Achtung dies-
 ses Mannes, dem sie die ihrige nicht versas-
 sen konnten, einen Werth legen, lernten vor
 seiner Geringschätzung sich entschließen, und ge-
 wöhnten sich zu Empfindungen, die ihnen vor-
 her unbekannt waren; bei diesen mußte er,
 mitten in der Ausübung der infamirenden
 Strafe, das Jatte, durch den grausamen
 Leichtsinne der Richter so leicht erstickte Ge-
 fühl der Ehre lebendig zu erhalten. Er hatte
 eine kleine Welt um sich geschaffen, deren
 Mittelpunkt nicht mehr die Schande, son-
 dern er und sein Urtheil war. Er gab zu-
 weilen seinen Kindern — denn ihren Va-
 ter nannten ihn die Züchtlinge — kleine Feste,
 zu denen er seine Freunde einlud; und um
 diese Belohnung der gekränkten oder wieder-
 lehrenden Tugend kämpfte ein edlerer Ehrgeiz,
 als vielleicht in der ganzen Kaiserstadt rege war.

Aus der Schilderung dieses braven Mannes, dem die Menschheit eine Ehrensäule schuldig wäre, wird man leicht urtheilen, welchen Eindruck sein neuer Gast auf ihn machen mußte. Die holde, ruhige Miene der Baronin, ihre unschuldige Heiterkeit verrieth ihm bald das Wesentliche ihrer Geschichte. Eine reuige Magdalena war dies nicht, wie er oft in seinen Mauern gehabt und gepflegt hatte; er erkannte in ihr ein freiwilliges, im edelsten Selbstbewußtseyn zufriednes Opfer der sanftesten Empfindungen. So viel konnte sie ihn nicht hindern in ihren Augen zu lesen; aber eine stillschweigende Uebereinkunft, die ihm verbot in das Geheimniß ihrer Tugend zu dringen, war mit einem solchen Manne bald getroffen. Sie lebte ganz als seine Tochter bei ihm, wurde seine tägliche Tischgenossin und die Freundin seiner Freunde. Er ging so weit, daß er sie öfters, verkappt, zu öffentlichen Belustigungen, Feuerwerken und dergleichen führte.

te; und ihr liebevolles Herz konnte dem gutmüthigen Eifer ihres Freundes in solchen Fällen nur selten widerstehen.

In diesem kleinen, glücklichen Kreis waren ein Paar Jahre ihres Lebens verflossen, als außer den Mauern ihres Gefängnisses eine wichtige Veränderung vorging.

Der wahrscheinlich sehr freudenleere Ehestand des Barons dauerte nicht lange. Selbste Frau starb, und nun schwebte das Bild der Unglücklichen, die im Zuchthaus für ihre Großmuth büßte, mit großer Lebhaftigkeit vor seiner schwachen Seele. Er suchte bei der Kaiserin einen der Augenblicke zu treffen, wo sie von sanfter Frömmigkeit zur höchsten Nachsichtigkeit und Milde hingerissen, nichts abzuschlagen gewohnt war. Er erhielt im voraus Gnade und Verzeihung für das was er ihr zu entdecken hätte; hierauf reinigte er die Baronin von ihrer eignen Anklage, und legte der Kaiserin die unwidersprechlichsten Beweise

vor, daß sie seine rechtmäßige Gemahlin gewesen war. Theresia ward gerührt; sie ließ sogleich den Zuchthaus-Verwalter holen. Einige Fragmente der Unterredung zwischen der Kaiserin und diesem treflichen Manne sind damals bekannt geworden, und ich hoffe durch ihre Mittheilung mir einiges Verdienst um meine Leser zu erwerben.

„Unter Seinen Züchtlingen,“ redete ihn die Kaiserin an, „ist eine Baronin?“

Der gute Mann war eben zwei Tage vorher mit der Baronin bei einem Feuerwerk gewesen; die unvermuthete Botschaft der Kaiserin und diese plötzliche Frage brachten ihn für einen Augenblick aus der Fassung, er glaubte sich verrathen.

„Ja,“ sagte er, „aber wenn Ew. Majestät sie kennen; es ist ein so braves Weib! — Ich weiß, daß ich gefehlt habe; ich soll meine Züchtlinge in enger Verwahrung halten. Aber sie ist nicht Schuld; ihr ist wahrhaftig an

einem lumpigen Feuerwerk nichts gelegen; sie hat immer ihre tausend Bedenklichkeiten, und ich muß sie dazu zwingen — und sehen Erw. Majestät, darauf können Erw. Majestät meinen Kopf hinnehmen, daß sie unschuldig ist. Entlaufen kann sie mir doch nicht, und würde sie auch nicht wollen, das sanfte Lamm! Nun denke ich, an die Luft, unter Menschen kann man sie ja führen — "

Die Kaiserin lächelte über das Mißverständniß, welches ihr das gutherzige Vergessen des Mannes verrieth. Sie ließ ihn abtrügens hoffen, daß sie es vor der Hand wohl übersehen könnte, in so fern sie nun selbst von der Unschuld seiner Klientin überzeugt wäre. Deswegen hätte sie ihn vorzüglich rufen lassen; sie freute sich über das gute Zeugniß, das er der Baronin gäbe, und würde sie auf der Stelle erlösen und zu sich bringen lassen. —

Hier unterbrach er sie, glühend vor Freude. „Nein, nein,“ sagte er, „so müssen's Ew. Majestät nicht machen; das versteh' ich besser. Das arme Weib trift der Schlag, wenn wir sie so plötzlich damit überfallen.“

Theresia fragte, auf welche Art er denn meinte, daß ihr die Ueberraschung am wenigsten Schaden könnte?

„Lassen Ew. Majestät mich vorausgehen, schicken Sie niemanden weiter mit, und — ja! — sehen Ew. Majestät sich hin, und schreiben ihr ein Billet, so artig, so süß Sie's immer können — und wenn Ew. Majestät ein bißchen um Verzeihung bäten, es könnte nicht schaden. Bedenken Ew. Majestät! das schuldlose Lamun, auf zehn Jahr zum Zuchthaus! Wenn's denn nun auch gewesen wäre, wenn sie den Offizier nur lieb gehabt hätte! Aber vollends seine Frau! — Nun, wollen Ew. Majestät sich hinsetzen?“

Die Kaiserin gehorchte. Er las den Brief, und war damit zufrieden; Theresens Herz hatte ihn geschrieben.

„Jetzt geben mir Ew. Majestät das Briefchen mit; ich weiß schon, was ich damit anfangen. Heute Abend spät schicken Sie es mir, und lassen das Weibchen holen.“

Er stieg nach Hause. Alles sollte sein Vergnügen theilen; was das Haus vermochte wurde zu einem Schmause aufgeboten, den er an demselben Abend geben wollte. Er ließ alle seine Freunde laden. Die Baronin ließ er bitten ihre besten Kleider anzuziehen; er würde sein Geburtsfest mit seinen Freunden feiern,

Die Gesellschaft war versammelt. Keiner wußte was er aus dem Manne machen sollte, so unzusammenhängend waren alle seine Reden, so ungereimt fröhlich alle seine Bewegungen. Er war in einer halben Stunde zehnmal auf dem Zimmer der Baronin, er sah

stürzte sie mit Fragen, auf welche sie keine Antwort wußte, quälte sie mit Rathseln, um deren Erklärung sie vergebens bat, bereitete sie indessen doch durch alle diese Thorheiten auf die Ueberraschung vor, die ihrer wartete.

Voll unruhiger gemischten Ahndungen kam sie endlich herunter. Sie setzte sich nieder, und fand unter ihrem Couvert den Handbrief der Kaiserin.

Ich übergehe die Folgen dieser Scene; ich schildre die Huldigungen nicht, die der siegenden Tugend in vollem Maasse gezollt wurden; selbst an dem Abschiede, den die Baronin von ihrem Freunde nahm, will ich meine Darstellung nicht schwelgen lassen.

Folgende Ergänzungen, die aus einer erfundenen Komposition verworfen würden, gehören noch in ein wahres Gemälde aus einer unidealischen Welt.

Die Baronin lebte mit ihrem Mann auf seinen Gütern, und sie schrieb ihrem Freunde in

Wien, daß sie so glücklich nicht mehr wäre, als
 er bei ihm gewesen war. Er selbst wurde spä-
 terhin, wegen seiner vielfältigen Dienstver-
 richtungen, abgeseht; und er dankte mit seele-
 mächtiger Laune dem Monarchen für die hohe
 Gnade.

IV.

Armand Jean Du Plessis,

Kardinal Herzog von Richelieu.

Ein historisches Portrait.

Die kraftvolle und warme Schilderung des Kardinals Richelieu, die wir oben aus den *Mémoires de Retz* gezogen haben*), überhebt uns so mehr, von dem öffentlichen Leben dieses außerordentlichen Mannes und von dem Charakter seiner Staatsverwaltung zu sprechen, als unsere weiteren Betrachtungen über diesen Stoff, aus dem Zusammenhang der Weltgeschichte gerissen, und in den engen Raum der

*) S. 20 und folgende.

und hier vorgezeichnet ist, gedrängt, unzulänglich oder dunkel bleiben würden. Auch seine persönlichen Eigenschaften hat der Cardinal Rich dort nur in Verbindung mit seiner glänzenden Regierung aufgestellt; die Immoralität des Despotismus, der Anmaßung, der Selbstsucht verschwindet bei diesem Gesichtspunkt in der Energie und der Würde, mit welcher der unumschränkte Minister den Scepter seines Herrn geführt hat. Frau von Motteville, (Hofdame der Königin Anna von Oestreich) vergleicht sehr christlich in ihren Memoiren den Französischen Staat unter Richelieu's Ministerium, mit jenen glücklichen Kindern, die auf Erden ein Wohlstandes genießen, den ihre Väter mit ewiger Verdammniß bezahlen müssen. Dieser Vergleich ist schön, das Fromme darin auch bei Seite gesetzt. Der Edelknecht kennt eine Hölle, die von dem Dogma der Religionen unabhängig ist. In den Sätzen von Richelieu's Leben — denn sein Ministerium war nicht sein Le-

ken — die wir hier sammeln werden, wird man den unedlen Mann, den tückischen, grausamen heuchlerischen Priester, den kriechenden, furchtsamen Höfling, den übermüthigen Parvenu, und den unglücklichen Menschen erkennen; man wird sich erinnern, daß er ein großer Staatsmann war, daß mit diesen Künsten Nationen und Könige in Fesseln geschlagen werden. ^{Und} einem jeden sey es dann überlassen, seine Begriffe und Gefühle von Menschenliebe, von Größe und von Tugend, seine sittlichen und politischen Grundsätze zu vermählen und zu ordnen wie er kann. Wenn es wahr ist, daß die Seele des Malers im treuesten Gemählde sich zugleich mit dem abgebildeten Gegenstand offenbart, so dürfen wir hoffen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird, ob Richelieu nicht mehr gewesen seyn würde, wenn er besser gewesen wäre.

Ludwig der Dreizehnte war einer von den Fürsten, die durch Unfähigkeit selbst zu herrschen, und durch die stete Furcht beherrscht zu

werden, welche die Folge dieser Unfähigkeit ist, zu einer beständigen und schimpflichen Knechtschaft bestimmt sind. Das große Mittel, über ihn und durch ihn alles zu vermögen, war das einfache Hausmittel, das bei allen schwachen und eigenwilligen Menschen anschlägt: ihre Eifersucht auf ihre Gewalt und ihr Ansehen ohne Unterlaß zu reizen. Die nächsten Eingriffe hatte er von seinen nächsten Verwandten zu besorgen; nur die Anmassungen derselben abzuwehren, warf er sich in die Arme jedes Ehrgeizigen, der zu der gefährlichen Stelle seines Stillsitzens Lust hatte. Um nichts zu verlieren, gab er dann alles weg, und behielt nur die Nothwendigkeit, das Geschöpf seiner eignen Schwelgerei zu lassen.

Sein erster Herr war Conciul, den er durch fünf bis sechs vornehme Neucheländer aus dem Wege räumen ließ. Jetzt bin ich König! rief er aus, nachdem die kühne That glücklich ausgeführt war. Aber selbst zu dieser Grau-

samkeit war er schon durch einen neuen Günstling verdrängt, der bei der Beschäftigung, Vögel für ihn zur Jagd abzurichten, hinter das Geheimniß seiner Schwäche und der Französischen Monarchie gekommen war. Concini hatte geglaubt, ihn durch Wohlthaten zu binden; aber Laines war des königlichen Vertrauens zu würdig, um auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Florentinische Partei, an deren Spitze die Königin Mutter, Maria von Medicis, stand, war nun durch Concini's Ermordung am Französischen Hofe gestürzt; und es lag weder an Laines Gewissenhaftigkeit, noch an des Königs Tugend, daß Ludwig, der Gerechte genannt, nicht gegen seine Mutter in Nero's Fußstapfen trat.

Richelieu gehörte damals zu dem Anhang Concini's und der Königin: er war noch unwichtig genug, um sich bloß in der allgemeinen Ungnade, welche diese Partei traf, mitbetheiligen zu finden, und erhielt die Erlaubniß,

der veralteten Königin nach Blois zu folgen. Man fing aber bald an, seinen Einfluß und seine Rathschläge zu fürchten; er mußte daher auf Befehl des Hofes die Königin verlassen, und eine Art von Exilium in Avignon aushalten, während dessen er sich damit beschäftigte, theologische Bücher zu schreiben, die nach dem Urtheil der Kenner und der Liebhaber ziemlich schlecht seyn sollen.

Er war indessen nicht dazu gemacht, das Opfer der Partei zu werden, in welche sein Vortheil ihn zuerst gezogen hatte. Als die Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn zum bürgerlichen Krieg erwuchs, bot er dem Hofe seine Dienste zu Wiederherstellung des Friedens an. Das unbegrenzte Vertrauen, welches die Königin auf ihn setzte, machte ihn dem König und dem Günstling zum willkommensten Werkzeug, um sich mit so wenig Nachtheil als möglich aus einem Handel zu ziehen, bei welchem nichts zu gewinnen war, als der Unwille aller

gesitteten Nationen. Er begab sich, gleichsam aus eigenem Antriebe, wieder zur Königin, und mußte sein Verständniß mit dem Hofe vor ihr so geheim zu halten, als es zum Besten seines Auftrags nöthig war. Auf diese Art stiftete er eine Versöhnung, die freilich nicht von langer Dauer seyn konnte, bei welcher er aber seine Absicht, einige Stufen höher zu steigen und festen Fuß am Hofe zu fassen, vollkommen erreichte. Die Königin glaubte ihm die größten Verbindlichkeiten zu haben, und, was noch mehr war, ihre eigene Sucht nach Einfluß trieb sie an, sich mit dem lebhaftesten Eifer für die Vergrößerung eines Menschen, der ihr besonders angehörte, zu verwenden. So viel Verrätheret bei den verborgenen Diensten, die der Hof selbst an Richelieu zu belohnen hatte, mit untergelaufen war, so viel Falschheit und böser Wille mischte sich eine Zeitlang zu den Schritten, die man äußerlich that, um ihm den versprochenen Kardinalshut

in Rom auszuwirken. Der Papst fand sich zwischen den öffentlichen Beyerungen des Französischen Ambassadeurs, und den heimlichen Winken, die er vom Hof erhielt, daß es dem König kein Ernst damit wäre, endlich in einem so seltsamen Gedränge, daß er mit der Vergrößerung von Richelieu's Promotion die wahre Absicht des Hofes noch immer zu erfüllen glaubte, als, nach einer Heirath zwischen einer Nichte von Richelieu und einem Neffen von Laines, Richelieu's Vergrößerung zu einer Familienangelegenheit des Favoriten geworden war.

Man sieht, daß Richelieu am Hofe Ludwigs des Dreizehnten und seiner Mutter in einer weltlichen Schule war, und er übertraf bald alle seine Meister. Der Priesterstand hält den unbedingtesten Ehrgeiz in eine gewisse Sicherheit ein, die ihm einen großen Vortheil über jeden weltlichen Ehrgeiz verschafft. Es giebt eine Linie in den verworrenen und traurigen Verhältnissen der Hölse, über welche Furcht und

Gewissensseigheit sich nicht hinauswagen, so wenig moralischen Werth eine solche Abstinenz von Verbrechen auch hat. Die Kühnheit und die hohe Menschenverachtung eines stärkeren Geistes scheut diese Grenze nicht; und wenn er im Kampfe mit gemeineren Menschen bis dahin getrieben ist, dann hat er meistens gewonnen, und lacht der ohnmächtigen Glücke. Diese besondere Art von Größe zeigt uns die Geschichte vorzüglich an Priestern; ein Priester mit der Seele eines Cäsars stellt die Schranken der sittlichen Welt zurück, um seine Eroberungssucht zu sättigen. Wir werden Richelieu's Leben reich finden an diesen furchtbaren Triumpfen; und der reine Vorwurf des Undanks, der Verrätherei, des Verbrechens wird selten an den Großen verdient.

Die Königin erhielt nach Luines Tod (1621) den Zutritt im Staatsrath; aber Richelieu hatte noch lange gegen die persönliche Abneigung des Königs zu kämpfen. Seine Galan-

taris machten ihn dem König verhaßt, der aus natürlicher Kälte und Kränklichkeit sehr krusch lebte; und es gehört überhaupt mit zu dem ganzen Bilde, das man sich von Richelieu zu machen hat, daß die Kunst, in den Bedürfnissen der Sinne dem Lächerlichen und der Verachtung zu entgehen, seinem Geist überlegen war. Außerdem sah ihn der König für einen Verräther an; denn er hatte ihn selbst als einen solchen gebraucht, und war ihm dafür wenigstens sein Vertrauen nicht schuldig.

WAR Aber der König war des Hasses zu gewohnt, und sogar seine Anhänglichkeit immer zu sehr mit bitteren und feindseligen Empfindungen vermischt gewesen, als daß dieser Grund den Cardinal in seiner Laufbahn hätte aufhalten können. Von 1634, da er die lange gesuchte Stelle im Staatsrath einnahm, und dabei keine der kleinen Heucheleien oder Zierereien unterließ, mit welchen ehrgeizige Priester nicht sowohl die Welt zu täuschen hoffen, als ihrem Stande

Stande den gebührenden Zoll abzutragen suchen, bis 1629, da ihn der König zum Principal-Minister seines Staats erklärte, wußte er seine Macht so zu gründen, daß der Haß des Königs, der Großen und des ganzen Reichs sie nicht mehr zu erschüttern vermochte. Dem Mitleiden, der Schonung, der Furcht vor Menschenrechten unzugänglich, fand er sogar in der Feindschaft aller seine größte Sicherheit, da Ein Gegner vielleicht ihn hätte stürzen können. Er trieb ganze Rotten von mächtigen Mißvergnügten durch seine Henker aus einander, und brauchte die kleinlichen Ränke der Feigheit, um das Verderben abzuwenden, das ein Beichtvater, eine Hofdame, der unterste Hofbediente ihm im Stillen bereiten mochten. Hierbei muß man zugleich dem König die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Einsichten genug hatte, um an Richelieu die hohen Talente des Staatsmanns zu erkennen, und von dieser Seite sich an ihn gebunden zu fühlen. Im

Kabinet, im Felde sogar, machte Richelieu den Namen des Königs siegen; und unter allen, die sich in die Gewalt eines schwachen Fürsten einzudrängen strebten, war er wenigstens der einzige, der ihm wesentliche Vortheile für den Thron dafür zu bieten hatte: Vortheile, gegen welche Ludwigs Verstand doch nicht unempfindlich war.

Dankbarkeit gegen seine Wohltäterin fand in seinen großen Entwürfen keinen Platz, und die Vergangenheit bewies, daß es ihm nicht schwer werden konnte, dem Vortheil sowohl, als der Nothwendigkeit, Ludwigs einziger Herr zu seyn, alle Rücksichten gegen die Königin nachzusehen. Auch war Maria zu stolz und zu unruhig, um den Mann, der seinen eignen Weg zur höchsten Gewalt ging, ungesneckt zu lassen, und sie war viel zu sehr unter ihm, um seinen Gang aufzuhalten, der nun aber sie hin mußte. Sie hatte alle Ansprüche einer Königin; aber um sie geltend zu machen,

die Seele des gemeinsten Weibes. Sie durfte den gewaltigen Beherrscher der Französischen Monarchie, der einst zu ihren Hausbedienten gehört hatte, in dem Uumuth ihres Herzens mißhandeln; sie hatte die bittere Freude, ihn vor sich kriechen zu sehen: aber als ihr Hochmuth sich gegen alle Friedensvorschläge sträubte; als sie es wagte, ihn an den Rand des Verderbens zu bringen: da mußte seine Rache sie erdrücken.

Wir finden in einem Tagebuch des Cardinals, über die Uneinigkeiten zwischen ihm und der Königin Mutter, manche Umstände, die uns belehren, daß in den innern Verhältnissen der Großen viele Dinge wieder vorkommen, von denen wir uns im gemeinen Leben mit Ekel und Verachtung wegwenden. Die Königin ließ einen Wahrsager nach dem andern kommen, um sich das Ende des Cardinals prophezeihen zu lassen, und das Gewicht, das er selbst auf diesen Umstand legte,

machte es nicht unwahrscheinlich, was einige Geschichtschreiber von ihm erzählen, daß auch er sich über das Schicksal seiner Feinde bei Astrologen und Wahrsagern Raths erholte: als ob ein Mann wie er es in den Sternen deutlicher hätte lesen können, als in seiner eignen Brust. Es fällt in das Niedrigkomische, daß die Königin sich zu wiederholten Malen, gegen den ganzen Hof, und mit der größten Heftigkeit, beklagte: der Cardinal suche ihr ihren Leib, Apotheker zu nehmen, um ihr nach dem Leben zu trachten; aber man wird uns verzeihen, daß wir diese Beschwerde einer Königin gegen einen großen Mann nicht mit Stillschweigen übergangen haben.

Der ganze Hof trat in ein Bündniß gegen den harten und grausamen Despoten, der im Namen des Königs regierte. Zwei Königinnen, Maria von Mediceis, und Ludwigs Gemahlin, Anna von Oestreich, führten das Komplott an; Gaston, des Königs Bruder,

unterstützte es; der kranke König war von den Thränen und dem Geschrei seiner Mutter unablässig bestürmt; der Cardinal selbst glaubte sich verloren. An dem Tage, da sein Verderben für entschieden angesehen wurde, wagte er einen kühnen Schritt, drängte sich zu der Königin und ihrem Sohn, bittet, fleht, knieet vor ihr nieder; der König knieet mit ihm. Entrüstet durch diese Erniedrigung nichts ausgerichtet zu haben, entfernt er sich; der Cardinal folgt ihm, und in zwei Stunden ist er Herr über das Leben seiner Feinde, und über die Freiheit der Königin. Dieser Tag, der 11te November 1630, ist in der Französischen Geschichte unter dem Namen la journée des dupes berühmt.

Wer es einmal mit dem Cardinal aufzunehmen wagte, der hätte es müssen auf das Aeußerste treiben; denn, kaum dem Untergang entronnen, warf sich dieser rachsüchtige Mann mit verdoppelter Gewalt auf seine gestürzten

Reinze. Aber die Gewissheit, verloren zu seyn, wenn er sich rettete, scheint den Geist seiner Gegner in den entscheidenden Augenblicken mehr verwirrt, als zum äußersten Widerstand aufgemuntert zu haben. Entfernte Beziehungen auf das Komplott, den Minister zu verjagen, wurden, wie bei einer Verschwörung gegen den Staat, als Verbrechen der beleidigten Majestät angesehen und blutig geahndet. Wenn die Absicht der Verbündeten gelungen wäre, würde man es freilich auch an der Regierung wahrgenommen haben, daß die Majestät des Throns mehr auf dem Kardinal, als auf dem König und seinem ganzen Hause, beruhte.

Marla von Medici, die Mutter des Königs, die Wittwe Heinrichs des Großen, mußte nach einer kurzen Gefangenschaft in das Ausland wandern. Sie wandte sich als Supplikantin an das Parlament, sie unterhielt so lange sie lebte am Hof und im Reich Verständnisse gegen

den Kardinal, und mehrere Werkzeuge ihrer ohnmächtigen Rache endeten am Galgen und auf dem Schaffot ihr Leben. Sie starb endlich 1641 zu Eöln, wenige Monate vor dem Kardinal, in der äußersten Dürftigkeit; denn ihre Einkünfte waren kurz nach ihrer Flucht konfiscirt worden.

Anna von Oestreich blieb als Sklavin des Ministers am Hof ihres Gemahls, da es vielleicht nur an ihr gelegen hätte, den Kardinal zu ihrem Sklaven zu machen. Die Kühnheit seine Räusche bis zu einer jungen und schönen Königin erhoben zu haben, würde an Richelieu allensfalls noch zu verzeihen seyn, wenn sein Aeufferliches, mit seinem Stande verbunden, ihn bei einer solchen Unternehmung nicht dem schimpflichen Hohn gelächter eines stolzen Weibes bloßgestellt hätte. Er hatte Liebesbriefe gewagt, die in die Hände der Königin Mutter geliefert worden waren; seine mündlichen Erklärungen hatte Anna mit dem ganzen

Gewicht ihres Standes zurückgewiesen: hier schätzte ihn nichts vor der entehrenden Rolle eines abgewiesenen alten Wollüstlings, eines nach Verdienst behandelten frechen Unterthans; und seine Macht, seine Würde, der Druck in welchem er die Königin hielt, das Elend, das Blut sogar vieler Menschen, die sich bloß gegen diese Schwachheit versündigt hatten, machten den Schandfleck heller und unvergänglicher.

Der erste Prinz vom Geblüte, Gaston, irrte lange flüchtig im Reiche umher. Seine Sache war gerecht und glänzend, sein Ehrgeiz so natürlich, daß das Gegentheil an ihm verächtlich gewesen wäre. Auch fehlte es ihm nie an dem Anhange, den diese Umstände und der allgemeine Abscheu gegen Richelieu ihm verschaffen mußten. Aber eine unüberwindliche Feigheit des Geistes — (er hatte persöhnliche Tapferkeit) — vernichtete alle diese Vortheile. Es war sein beständiges Loos, von seinen Dienern verkauft zu werden und

seine Freunde aufzuopfern. Auf keinen seiner Gegner konnte der Kardinal mehr Schmach häufen, als auf diesen; denn er kam aus jedem Kampf mit dem Leben und einem neuen Verlust an seiner Ehre davon. Nach jeder Versöhnung floß das Blut seiner Anhänger in Strömen auf dem Schaffot. Gaston schloß einst nach einem kurzen bürgerlichen Krieg einen Frieden mit seinem Bruder, worin er durch einen besondern Artikel wörtlich versprach, den Kardinal Richelieu zu lieben.

Maria warf dem Kardinal oft vor, daß er weinen könnte wenn er wollte. Aber er begnügte sich nicht, wie es der natürliche Zusammenhang scheinen möchte, durch äußerliche Erniedrigung sich das innere Wesen der Gewalt zu versichern. So tief er auch durch Heuchelei unterzutauchen wußte, so unmaßig war doch seine Sucht, mit den äußern Zeichen der Gewalt zu prahlen. Man zweifelt hierbei, ob man seine kindische Eitelkeit verachten, oder

seine Kühne Veringschätzung der Menschen, gegen welche er alles wagte, bewundern soll; aber der große Mann unterläßt um seinerwillen, was er um andrer willen zu wagen wüßte. Richelieu beraubte den König sogar seines Hofstaats. Verlassen und allein fing Ludwig der Dreizehnte in Saint-Germain Vögel, während daß Richelieu mit seinem Geist, seinem Arm und seiner Feder Schlachten gewann und Städte eroberte; und Ludwig hatte Verstand und Tapferkeit.

Sehr natürlich war es, daß ein so unglücklicher Fürst, und der es durch Schwachheit war, einen Trost darin suchte, Vertraute seines Unmuths und seiner Galle zu haben. Aber so viel Süßigkeit darf man einem König nicht zu Theil werden lassen. Mademoiselle de Hautefort, eine Hofdame der Königin, war lange Zeit seine Vertraute, und die Lasterung selbst sah nie etwas anderes in ihr. Sie war so tugendhaft, daß sie mit der Königin des sichern

Mannes spottete, der nach dem einfachen Mitleiden eines menschlichen Wesens rang. Der König wußte es, und spann sein düstres Daseyn fort. Ein freundlicher Augenblick erschien endlich für ihn; er fand an Mademoiselle de la Fayette, ebenfalls einer Hofdame der Königin, ein Geschöpf, das ihn anhörte, das ihn bedauerte, das rechtschaffen genug war, um ihn nicht zu verrathen, und eingeschränkt genug, um ihn am Ende vielleicht gar zu lieben. Er fing an, menschlich zu empfinden; seine Kälte zerrann mit seiner Bitterkeit vor der stillen Güte, die, von einem Weib an einem König ausgeübt, leicht zur Zärtlichkeit werden konnte. Sie widerstand dem ersten Schritt, den er je gegen ihr Geschlecht gethan hatte; sie glaubte Nicht zu thun, sie glaubte zwei Seelen zu retten; und Ludwig versank wieder in sein königliches Elend. Mademoiselle de la Fayette war keine Heldin; aber Richelieu's Eicherheit beruhete so sehr auf der moralischen Gebrech-

lichkeit aller die ihn umgaben, daß ein braves Mädchen, und Ludwigs Rückkehr zur Menschheit, die dieses Mädchen bewirkte, ihn mit Recht zittern machte. Ihr Umgang mit dem König, so unschuldig er auch war, so unschuldig, selbst nach ihren Begriffen, er bei Ludwigs scheuer Herzlosigkeit, und bei ihrer schlichten Frömmigkeit wahrscheinlich geblieben wäre, wurde auf Anstiften des Cardinals ihrem eignen Gewissen zum Verbrechen gemacht: sie entschloß sich, die Welt zu verlassen, sie ging in ein Kloster. Der König weinte heftig, als sie von ihm Abschied nahm. Er besuchte sie nur einmal in ihrem Kloster; er blieb lange am Gitter geheftet und weinte. Richelieu erfuhr es und bebte von neuem; der König durfte sie nicht wieder sehen.

Ein neues Ungewitter bereitete er sich selbst, als er dieses abgewendet hatte; aber, Gefahr für Gefahr, konnte er freilich diejenige vorziehen, wo kein Schatten von Jugend auf

der Seite seiner Gegner war. Um den König aber den Verlust der la Fayette zu trösten, und ihn zugleich von der gefährlichen Sehnsucht nach Empfindung zu entwöhnen, wies ihm der Kardinal einen jungen Menschen, Einqmars, zum täglichen Umgang an, der die nöthigen Talente hatte, um Ludwig dem Dreizehnten in seinen Kinderspielen Gesellschaft zu leisten. Einqmars war im Ganzen zum Günstling eines Königs verdorben: er beklagte sich oft gegen seine Freunde, daß ihm der Geruch von Ludwigs Athem so unerträglich wäre, daß er darum oft gegen ihn unartig würde; und, das Herz abgerechnet, gehören für den Hofmann auch stumpfere Sinnes- Organe, als für andre Menschen. Indessen war er dem steten Bedürfniß des Königs, seine Galle auszuschütten, so nothwendig, daß dieser sich alles von ihm gefallen ließ. Der vornehmste Gegenstand seiner Klagen war Richelien's Uebermuth, und Einqmars mußte sich dem König durch einen Eid verbind-

den, daß er dem Kardinal nie etwas wiedersagen würde. Aber bei den Ansprüchen die Richelieu an Cinqmars zu machen hatte, war diese Rolle für ihn gefährlich, und niemand fand sich weniger im Stande, ihn zu sichern, als Ludwig. Diese kritische Lage wurde bald entschiedener, als der Kardinal sich dem Wunsch des Königs widersetzte, seinen Oberstallmeister — Cinqmars war zu dieser Stelle gelangt — im geheimen Conſeill zu hören zu lassen. Cinqmars warf sich nun zum Feind des Kardinals auf; die Seele der Verschwörung war, so zu sagen, der König selbst, ungeachtet seine bekannte Schwäche einige andre Triebfedern nothwendig zu machen schien. Aber dies eben war der Grund, warum sie mißlang. Die meisten Verschwornen glaubten sich, bei dem Antheil, den der Monarch an ihren Plänen nahm, der Verschwiegenheit überhoben; der Kardinal entdeckte alles, unterschied sehr gut was ihn retten konnte, und legte dem König

die einzelnen Theile der Verschwörung vor, von denen er nicht unterrichtet war, und bei welchen seines Bruders Mitwirkung gegen seine kleine Masse von Regierungskunst anstieß. Richelieu kannte den König zu gut, um ihm auch nur die Beschämung zu ersparen, in einen Entwurf verwickelt gewesen zu seyn, dem geheime Traktaten mit den Feinden des Reichs, den Spaniern, vorher gegangen waren. Ludwig bot, zum Unterpfand seiner Treue, dem Minister seine Kinder als Geißel an, und erhielt seine Verzeihung. Das Schicksal seiner Mitverschwornen ward Richelieu's Henseln überlassen.

Cinqmars wurde enthauptet. Der König pflegte ihn *cher ami* zu nennen; als die Stunde seiner Hinrichtung schlug, zog Ludwig seine Uhr heraus, und sagte: *cher ami* mag jetzt wohl eine trübselige Miene machen. Der Liebhaber der guten la Fayette hatte seine Natur früh wieder angenommen.

Der Kardinal lag in diesem Zeitpunkt an einer tödtlichen Krankheit nieder. Er reiste die Rhone hinauf von Tarascon nach Lyon, weil er die Bewegung des Wagens nicht mehr vertragen konnte, und nahm den Oberstallmeister nach Lyon, wo er hingerichtet wurde, in einem Fahrzeuge mit, das er an das seinige binden ließ. Auch den König hatte er, zur Buße, gezwungen, nach Tarascon zu ihm zu kommen; und an dem obigen Bonmot Ludwigs des Dreizehnten mochte vielleicht die Furcht, und der Wunsch, sich dem Kardinal wieder gefällig zu machen, einigen Antheil haben.

De Thou, ein Freund des Oberstallmeisters, dessen einziges Verbrechen war, ihn nicht verurtheilen zu haben, wurde mit ihm hingerichtet. Sein Leben und sein Tod machen den größten Schandfleck des Kardinals. Seine Rechtsschaffenheit war allgemein geschätzt, und seine Unschuld so sonnenklar, daß sie die Rachsucht des Kardinals bis zur Dummheit herabsetzt.

Wie

Wir finden in einer Geschichte des Cardinals Richelieu ein Kapitel, welches überschrieben ist: Milde des Herrn Cardinals gegen seine Feinde, und zum Beweis dient, daß die Niederträchtigkeit der Sklaverei auch den letzten Grad des Unverständes nicht scheut.

Richelieu und der König fühlten beide den Tod herannahen; aber jeder weidete sich unterdessen an den Plänen, die er auf das frühere Ende des andern entwarf. Ludwig der Dreizehnte wollte — wie er es in seinem siebenzehnten Jahre, nach Concini's Ermordung, schon gewollt hatte — endlich einmal regieren. Der Cardinal brütete darüber, nach dem Tod des Königs Regent des Reichs zu werden. Aber er starb (den 4ten December 1642) einige Monate vor dem König.

Sein Tod war im Ganzen sehr erbaulich. Aber als sein Beichtvater ihm die Pflicht vorstellte, seinen Feinden zu verzeihen, antwortete

er, daß er keine andern gehabt hätte, als die Feinde des Staats. Diese riesenmäßige Verwechselung war von einer Seite nicht unwahr, und außerdem war die Rede davon, Feinden zu verzeihen, an denen er sich schon gerächt hatte. Zu diesen frommen Versöhnungen auf dem Todtbette versteht man sich leichter gegen glückliche Feinde.

Der Papst Urban der Achte sagte bei Richelieu's Tode: Wenn ein Gott ist, so wird er's entgelten; ist aber keiner, so war er wahrlich ein tüchtiger Mann!*) Für einen niedrigeren Geistlichen wäre der Einsall freilich etwas stark gewesen.

*) Frau von Mottetille giebt uns die eignen Worte des Papstes: *Se ci è un Dio, lo pagará, ma se non ci è Dio, veramente galant' uomo.* Ich wünschte das Wort *galant' uomo* ganz meinem Gefühl gemäß übersetzen zu können; denn es liegt hier, in dem Geist der Sprache und des Standes zusammen genommen, etwas, woraus man bis auf das *ben venuto Signor diavolo* in Klingers Bauß verdienen kann.

Der Kardinal Richelieu ließ sich nebenher auch herab ein schlechter Dichter zu seyn; aber er wurde wieder Minister, wenn man seine Verse schlecht fand. Er beschützte daher seine Brüder in Apollo, und verfolgte das Genie.

Als der Zar Peter der Große in Paris war, umarmte er die Bildsäule des Kardinals Richelieu, und sagte diese Worte: Lebtest du noch, ich würde dir eine Hälfte meines Reichs geben, damit du mir die andre regieren häldest! Es würde dann wahrscheinlich sehr darauf angekommen seyn, welcher von beiden sein Leben und das ganze Reich behalten hätte.

V.

Maximilian,

Herzog von Baiern und Churfürst.

Maximilian war einer von den wenigen Fürsten, die den Anfang und das Ende des dreißigjährigen Krieges erlebten. Er hinterließ den glänzendsten Namen unter den Deutschen Souverainen dieses verworrenen Zeitpunkts; er bereicherte sein Haus mit Ländern und Vürden; sein Einfluß blieb in dem ganzen Lauf des Krieges überwiegend; er wußte sein Ansehen gegen Freunde wie gegen Feinde zu behaupten und, wenn es darauf ankam, zu rächen; er war ein treuer und hülfreicher Bundesgenosse; seine Anhänglichkeit an die Partei, die er ergrif-

sen hatte, war fest und gleich, ohne jemals zur Schwäche zu werden: er mußte sich gegen eine größere Macht in dem Verhältniß eines Allirten zu erhalten, und ließ keine Beeinträchtigung auf Rechnung seiner Freundschaft hingehen. Fest, wie diese Grundsätze seines Lebens, kann das Urtheil der Geschichte über ihn seyn; denn in einer Regierung von sechs und fünfzig Jahren drückt der Geist eines Fürsten sich endlich ab.

Sein bis zur Erschöpfung thätiges Leben war ein ewiger Wechsel von wahrem und falschem Ruhm, von Vergrößerung, von beneidetem Glück, und von tiefem, erbitterndem Elend. Seine Länder waren oft der Schauplatz des Krieges; theils setzte sie Nachsicht gegen Maximilian besondern und vorsätzlichen Mißhandlungen aus, theils vereitelten Neider und Nebenbuhler unter seiner eigenen Partei mehr als einmal seine Vorkehrungen zur Schonung seines Volks: wohlthätige Vorkehrungen, wenn

seiner und seiner Räthe Absicht auch nur gewesen wäre, sein Eigenthum zu schonen. Zwischen blutiger Gewalt und der steifen scheuen Höflichkeit im Rathe des Höheren, dem er diente, wurde sein Vortheil, ungeachtet alles seines Aufwandes in Politik und Kriegskunst, oft unwürdig geopfert.

Er diente dem Fanatismus und der Eigennacht in mancher Ungerechtigkeit zum Werkzeuge. Er bewies bei mancher Gelegenheit mehr Eigennutz als Sorge für seine Ehre, die freilich oft durch die Geringsfügigkeit der Gegenstände seiner Habsucht mehr ausgesetzt wurde, als durch diese Leidenschaft selbst, welche so leicht ihren Namen verändern und Ehrgeiz heißen kann. Sein Gewinn in dem furchterlichen Spiele war ein Gegenstand des Neides, der Mißgunst, der Vorwürfe, und er hatte am Ende so viel verloren, als jeder Fürst in Deutschland. Die müßige Spekulation kann nicht leicht eine Möglichkeit erdenken, wie ein

weiser Fürst in der Epoche eines allgemeinen Kriegs zu handeln hat, die damals nicht von einem oder dem andern in der Menge von schwachen und unwilligen Streitern erschöpft worden wäre. Aber das Elend war so allgemein und unvermeidlich, daß Ein abgewehrtes Unheil den Fürsten in jener Zeit so hoch anzurechnen war, als in ruhigeren ein beglücktes Land. Wer kann also den Herzog von Baiern tadeln für das was er that? Wer kann sagen, was er Besseres zu thun hatte?

Mäßigung und Standhaftigkeit, Liebe zum Frieden und Talent zum Krieg zeichneten im Ganzen Maximilians öffentliche Handlungen aus. Freilich hatten die Deutschen Fürsten zu wenig selbstständige Macht, als daß ihre überlegtesten Pläne nicht in steter Gefahr gewesen wären, von den Wechselln des Glücks zerstört zu werden. Wer mehr durch den Zufall als durch eigne Thorheit litt, wessen Rathschläge am wenigsten verbarben, wer die Kabinette der

größeren Mächte gewöhnt hatte, ihn bei ihren Rechnungen nicht auszulassen, wenn auch ein gelungener Zug des einen oder des andern Heeres seinen Wohlstand auf eine unübersehbliche Zeit zerrüttete: der war der Größte und Weiseste unter ihnen. Dieser Ruhm kann dem Herzoge von Valern vielleicht nicht streitig gemacht werden; aber an dem Unglück jener Zeiten liegt es, daß auch seine Geschichte einen Einschnitt zureißt, der mehr traurig als erhebend ist. In dem allgemeinen Brand ward es dem, dessen Haus in Flammen aufging, selten vergönnt, bei sich zu löschen und mit Ruhe wieder aufzubauen; eine unvermeidliche Nothwendigkeit stieß ihn fort, seines Nachbarns Haus umzustehen. Die Rolle, die Maximilian erwählt hatte, warf dieses Loos auf ihn besonders. Betrachtet man aber dagegen die Verwüstungen anderer Deutschen Länder, deren Fürsten durch Unentschiedenheit sich zu schützen suchten, so neigt sich die Waage auf die Seite

dessen, der wenigstens einen Willen behielt, und Kraft zum Widerstand oder zur Rache rettete.

Ueberhaupt war die Epoche des dreißigjährigen Krieges arm an eigentlicher Menschengröße. Fälschlich hat man hier die Stimme der Empfindung von der Sache der Vernunft ausschließen wollen; Menschengröße und Menschenglück wandeln nicht so abgesondert, als es die Bewunderer jener Generationen zu glauben scheinen. Gustav Adolph allein fühlte den Krieg als Mensch, beschloß ihn als König, und führte ihn als  Held. Aber der Krieg zehrte seine kurze Laufbahn auf, und das Schicksal vergabnte der Menschheit den ganzen Anblick seiner Größe nicht. Einen desto unbegrenzteren Wirkungskreis ließ es da für einem Religionsseifer, der, hinter bürgerliche Rechte und politische Konstitutionen, hinter wechselseitige Klagen über Eigenthumsverletzungen versteckt, nicht weniger gefährlich,

nicht weniger wüthend war; einer Völlerei, die durch ihre Mittel selbst, Verwirrung und Zerstörung, ihrer Absichten nie sicher blieb; einer Sucht nach Vergrößerung und Unterjochung, die, seitdem sie mehr in den Kabinetten der Fürsten sich fortpflanzte, als in ihrem Geiste aufstieg, die Kennzeichen der Schwäche und der Hartnäckigkeit angenommen hatte. Durch diese unnatürlichen Triebfedern wurden freilich übermenschliche Kräfte in Bewegung gesetzt, um der tiefen Erschöpfung, dem allgemeinen Lechzen nach Ruhe und Frieden zu trosten. Große Talente traten auf, um jenem bis zur Konvenienz herabgesunkenen Ehrgeiz zu fröhnen oder zu widerstehen, und in der langwierigen Uebung nahmen sie an Umfang und Stärke beträchtlich zu. Aber so gewiß der Vertrag zwischen den Fürsten und den Völkern nicht Selbstzerstörung zum Zweck hat, so gewiß gebührt der höchsten Anstrengung der Ollaveret mehr Mitleid als Bewunderung;

und durch die Verkettung von entarteten Trieben und Leidenschaften, die diesen Krieg so unnatürlich verlängerten, ging in der Anstrengung selbst überhaupt, und meistens in dem Zweck derselben, die Größe verloren.

Die Geschichte gewinnt bei diesem Gesichtspunkt, was ihre Helden einbüßen; daher wird eine gebrängte Uebersicht von Maximilians Leben unser Nachdenken und unsere Theilnehmung noch erwecken, wenn er selbst auch unserer Bewunderung weniger werth befunden worden ist.

Ein wichtiger Zug in diesem Fürsten ist, daß er den Gefahren einer so zweckwidrigen als sorgfältigen Erziehung entging. Pedanterie und Frömmelci bezeichnen alle Anstalten seines Vaters zur Bildung dieses Sohnes, den er sehr früh zur Regierung bestimmte; sein Panegyrist Adlzreiter, führt mit der besten Meinung von der Welt lauter Details von seinen Kinderjahren an, die eine kleinliche, aber glän-

bische und folglich tyrannische Regierung er-
 warteten lassen. In ihm selbst mußte also eine
 andere Bildung vorgehen, welche ihn die Ge-
 wohnheiten der Frömmigkeit von seinen politi-
 schen Handlungen sehr wohl absondern lehrte,
 wo sie nicht gerade damit verbunden bleiben
 konnten. Der Erzherzog Ferdinand, nachmals
 Kaiser Ferdinand der Zweite, theilte zu Ingol-
 stadt die väterliche Pflege Herzog Wilhelms von
 Baiern mit Maximilian: glücklich, wenn er
 seinen Geist von dem Fanatismus nicht mehr
 hätte unterjochen lassen, als sein Mitschüler.
 Indessen mögen diese zusammen verlebten Ju-
 gendjahre mit als ein Grund zu Maximilians
 stätiger Anhänglichkeit für das Oestreichische
 Haus anzusehen seyn, zumal da unter Ferdi-
 nands Nachfolger die Einigkeit zwischen dem
 Kaiser und seinem ersten Allirten, Maximilian,
 zuerst zu wanken anfang.

Wilhelm hatte nun alle Mühe angewandt,
 seinen Sohn zu dem frömmsten, gelehrtesten

und — weisesten Fürsten seiner Zeit zu bilden; er hatte ihn verschiedene Reisen thun lassen, unter andern eine nach Rom, deren Absicht war, die Schwellen der Apostel zu begrüßen, auf welcher aber des Jünglings glücklicher Verstand vielleicht eben so viel zur Vermehrung seiner Staatsklugheit, als zur Gründung seines Seelenheils, gedärmt haben mochte. Entschlossen, den Ueberrest seines Lebens einer frommen Abgeschlossenheit von allen weltlichen Geschäften zu weihen, trat Wilhelm 1596 dem 23jährigen Maximilian die Regierung seiner Länder ab.

Die Uneinigkeiten und Neckereien zwischen den Religionsparteten, die natürliche Rivalität zwischen den Baiserschen und Pfälzischen Häusern, und die aus dem Vorwand der Glaubensverschiedenheit hinzukommende wechselseitige Erbitterung, beschäftigten, wenigstens mittelbar, den jungen Herzog von Baiern schon in den ersten Jahren seiner Re-

gierung. Aber die Exekution des einseitigen und parteiischen Urtheilspruchs gegen die Reichsstadt Donauwerth, die ihm 1607 von dem Kaiser übertragen wurde, war der erste Auftritt, durch welchen Maximilian seine wichtige Rolle bei dem katholischen Religionsheil übernahm. Die Stadt blieb ihm für die Exekutionskosten verpfändet; zum großen Verdruss der Protestanten, aber in einer sehr natürlichen Folge der Deutschen Reichsjustiz, welche die Mächtigen als Schergen gegen die Schwachen aufruft; und die Befoldung für dieses ehrenvolle Amt zu den Prozeßkosten des verlierenden und geschlagenen Theils rechnet: einer Justiz, welche das Faustrecht der Handlanger der exekutiven Gewalt mit den Mitteln und dem Wesen souveräner Mächte vereinigt.

Man würde vergebens hier einen helleren Punkt aufsuchen, wo Maximilians Entschlüsse und Thaten reifen und aufgingen, wo seine Motive sich entwickelten. Die protestantische

Partei, hier unterdrückt, dort widerrechtlich an sich reißend, war in der That und im Herkommen die schwächere; auch war bei den Angriffen der Reformation mehr Verschiedenheit und Uneinigkeit, als bei dem Widerstand des althergebrachten Glaubens; ihre Anhänger hielten weniger zusammen als die Katholiken; denn der Gemeingeist stellt sich nur über verjährte Vorurtheile zur Wache. Formen und Verträge mußten also ersehen, was dem Wesen der Sache abging; die Union der Protestanten ging der katholischen Ligue voran, Friedrich der Fünfte, Churfürst von der Pfalz, war an ihrer Spitze; die erste Stelle bei der katholischen Ligue wurde Maximilian natürlicher Platz.

Das Menschengeschlecht war nun doch so weit erwachsen, daß die politische, mäßigere Anhänglichkeit eines Fürsten, wie Maximilian, der Sache Roms weit wesentlichere Vortheile bringen konnte, als unbedingter Fanatismus.

Wäre Ferdinand als Kaiser geblieben, was Maximilian als mächtiger Reichsstand war, so hätte das Reich schwerlich dreißig Jahre geblutet, und schwerlich wäre die Religionsgleichheit aufgetommen.

Die Geschichte und das Leben zeigen uns häufig Beispiele von dem Schicksal, das Friedrichs und Maximilians wechselseitiges Verhältniß bestimmte. Jener erlag Zeit Lebens einer gewissen negativen Superiorität des Herzogs von Baiern, und verlor Glück und Ehre an einem Gegner, dessen Stärke hauptsächlich nur in Kälte und Eigennutz bestand. Maximilian hingegen wußte sich unverrückt in dem Vortheil zu erhalten, in welchen Friedrichs Unstern und Ungeschicklichkeit, bei friedlichen Unterhandlungen wie bei offenbarem Kriege, ihn setzte. So geschah es, daß Gewalt und Unthun immer auf Friedrichs Seite blieben, und daß Maximilian, der seine Größe auf dem Verderben dieses unglücklichen Fürsten gründete, jeden

jeden Schein von Mäßigung, von Schonung, von redlicher Meinung, mit den zweideutigen und darum sicheren Fortschritten seines Ehrgeizes verband.

Im J. 1617 hatte Friedrich den Herzog von Baiern zu bereden gesucht, dem Erzherzoge Ferdinand die Nachfolge im Reiche streitig zu machen; aber Maximilian ließ sich von dem unreligösen Vorschlag nicht blenden: er kannte den Kreis besser, in welchem er sich wirklich vergrößern und seine Macht erweitern konnte, und das Verdienst, nach einer Kaiserkrone nicht lästern gewesen zu seyn, behielt er obendrein. Friedrich übernahm mit der Böhmischen Krone ein Loos, dem er nicht gewachsen war. Die meisten seiner Bundes- und Glaubensgenossen selbst waren wohl in dem Fall, einen glücklichen Ausgang seiner Unthätigkeit zu benutzen, aber nicht durch ihre Unterstützung ihn zu sichern oder auch nur das Strafgericht des bevorzogenen rechtmäßigen Eigenthümers abzuwehren,

der die Valerische Hülfe mit den Ländern und Würden des treulosen Vasallen bezahlte. Auf diese Art wurde Friedrich V. von Maximilian erst wohlmeinend gewarnt, dann ohne Mühe geschlagen, und endlich durch Urtheil und Recht geplündert.

Die Kaiserlichen und die Valern gewannen vereinigt die Schlacht am weißen Berge (1620); aber zur Ehre des Feindes gereicht es nicht, daß die beiden siegenden Theile sich nach der Schlacht einander Fehler vorwarfen, durch welche sie hätte verloren gehen sollen. Von dem kindischen Bagstück, sich zum Feind einer so entschieden überlegenen Macht aufzuwerfen zu haben, trug Friedrich nichts als den entehrenden Namen des Winterkönigs davon. Aber Maximilian, dem Ferdinand nunmehr den Besitz seiner empörten Ober- und Unter-Oestreichischen und Böhmischen Länder verdankte, hatte durch die Bedingungen, unter welchen er die Truppen der katho-

lischen Lique dem Dienst des Kaisers widmete, den Ruhm und den Vortheil erlangt, ein gefährlicher Freund eben dieser Macht zu werden.

Friedrich war so tief gesunken, und die kaiserliche Macht durch seinen Fall selbst so überwiegend geworden, daß die Fürsten, die es am besten mit ihm meinten, sich begnügen mußten, von dem Reichstag zu Regensburg wegzubleiben, wo (1623) seine Ehurwürde auf den Herzog von Baiern übertragen wurde. Einigen seiner Verwandten und Wittstände lag es ohnehin näher, mit dem Herzog von Baiern um die schöne Beute zu wetteifern, als dem eigenmächtigen Verfahren des Kaisers zu widerstehen; und der Neid auf Maximilians Glück verschlang die Furcht vor den Gefahren, mit welchen Ferdinands feierlicher Despotismus das Reich bedrohte. Den Herzog von Baiern selbst trifft der Vorwurf dieser Blindheit nicht; denn seine Vergrößerung, die hier mit den Eingriffen der kaiserlichen

Gewalt Hand in Hand ging, bildete zugleich
 ein Gegengewicht für diese Gewalt. Dieser
 Sinn lag bei seinem Verhältniß mit dem
 Kaiser stets sehr deutlich in der immer wa-
 chen Vorsicht auf seiner, und der immer re-
 gen Eifersucht auf der Oestreichischen Seite.
 Es war für Maximilian genug, daß er
 im Reiche selbst und von seinen Mitbursch-
 en anerkannt wurde; die Drohungen frem-
 der Mächte, und ihre Bündnisse gegen den
 Unterdrücker Friedrichs, konnten seinen Ein-
 fluß nur vergrößern, und seine Person, als
 Anführer der katholischen Ligue, dem Oest-
 reichischen Hause nothwendiger machen. Durch
 diese Verwendungen konnte der Krieg allgemei-
 ner und langwieriger werden; aber Fried-
 richs Lage erleichterten sie nicht, da seine
 Feinde in Deutschland freies Feld behielten;
 und während daß sein Interesse zu dem Spiel
 auswärtiger Kabinette den Namen mit her-
 gab, bot er vergebens die Hände zu dem

nachtheiligsten Friedensvorschlägen. So hatten Ferdinand und Maximilian durch einen Kapuziner, Namens Franz de Rota, in Haag eine Unterhandlung mit ihm anknüpfen lassen, die jetzt, bei einer günstigeren Wendung der Dinge, zugleich mit dem zweideuthgen Agenten, von beiden Fürsten verläugnet wurde.

Maximilians Rechnung für die Kriegskosten bei der Unterwerfung von Ober- und Unter- Oestreich betrug dreizehn Millionen Gulden, für welche der Kaiser ihm Ober- Oestreich verpfändet hatte. Aber Friedrich hatte dem Kaiser nach der Böhmischen Krone getrachtet; nichts war also natürlicher, als daß seine verfallenen Güter für kaiserliches Eigenthum gelten und die Hypothek einlösen mußten. Die Sache der kaiserlichen Machtvollkommenheit gewann für den Augenblick durch Maximilians Weisand, vorzüglich in einzelnen konstitutionsmäßigen Ere-

nationen, immer mehr; die Sache der Religion that ebenfalls in den Pfälzischen Ländern, die Maximilian statt Ober- Oestreichs überkam, wunderbare Fortschritte; und der Herzog von Baiern schlug in der allgemeinen Verwirrung das sicherste Mittel ein, um von einer Macht nicht verschlungen zu werden, die nur durch den von ihr selbst aufgerufenen Verstand aufgewogen werden konnte.

Maximilians Ehrgeiz hielt mit den Umständen immer so gleichen Schritt, daß es schwer wäre, zu bestimmen, wie weit sich jener ausgedehnt haben würde, wenn diese ihm noch mehrere und größere Versuchungen dargeboten hätten. Er, ein geborner Fürst, spielte bloß die Rolle, welche die Politik ihm anwies; aber seinen gemessenen Gang führte ein Mann, bei welchem der Trieb des Ehrgeizes viel leidenschaftlicher und unbändiger war, ein Mann, der mit allen seinen Kräften über seinen Kreis hinaus strebte, und

auf den Gräueln seines Zeitalters seine ungeheuern Entwürfe gründete. Wallenstein war Maximilians böser Genius. Auf dem Churfürstentage zu Regensburg (1630) wurde dieser gefährliche Nebenbuhler zwar entfernt; aber die Gewalt, die er durch Gewalt erworben hatte, konnten keine Hof- und Reichskavalen ihm entreißen; seinen Ruhm vertilgte man nicht, der ihn laut zurück forderte, als Maximilians Feldherr, Tilly, in dem Schwedischen Kriege des Sieges entwöhnt wurde, und Gustav Adolph aufrat, dem man nicht Helden genug entgegen setzen konnte. Maximilians Bemühungen, mit der Entlassung Wallensteins und seines Heeres zugleich den Frieden in Deutschland zu bewirken, mochten bei dem Ungewitter, das schon aus Norden herandrohete, die Besorgniß, daß der wachsende Krieg Wallensteins Dienste unentbehrlich machen würde, mit zum Grunde haben. Es gelang ihm freilich der erste seiner Entwürfe

nur auf eine kurze Zeit, da der andere an der hartnäckigen Rechtgläubigkeit, an dem ungeschlagenen Uebermuth des kaiserlichen Rathes scheiterte; und Wallenstein erschien wieder, stolzer durch diesen Triumph, und furchbarer, weil bestimmte Nachsicht ihn entflammte.

Die Entlassung der Wallensteinischen Truppen und ihres Anführers war freilich durch ihre Art zu subsistiren zum Theil eine Sache der Nation geworden; dann hätte aber Deutschland an Tilly's erweiterter Macht mehr gewinnen müssen, und bei Maximilians eifrigem Antheil an den Klagen des Reichs über die Verwüstungen der Wallensteinischen Armee, hätte Magdeburg und die Sächsische Allianz mit Schweden nicht auf die Rechnung der selbigen und seines Feldherrn kommen müssen.

Wallensteins Art zu dienen war für die Oestreichischen Finanzen sehr einträglich, da seine Truppen im Namen des Kaisers fochten, ohne in seinem Sold zu stehen, und el-

gentlich von dem Glück ihres Anführers lebten. Tilly's Unfälle und die Fortschritte der Schweden entkräfteten alle Mittel, die Maximilian anwandte, um Wallensteins Wiedereinsetzung (1632) zu verhindern; und bis der Kaiser die Erfahrung machte, was ein so wohlfeiler Heerführer seinem Herrn doch kosten kann, trugen die Balerischen Erbländer die volle Strafe für den Haß und die Eifersucht ihres Fürsten.

Gustav Adolph selbst war in Deutschland oft als Feind willkommen, wo die Deutschen Truppen und Feldherren als Freunde verflucht wurden; seine Menschlichkeit und sein Edelmuth verleugneten sich auch bei seiner persönlichen Erscheinung in Batern nicht. Aber nachdem Tilly an seinen Wunden gestorben war, mußte Maximilian mit Wallenstein gemeinschaftlich handeln; und wenn auch jener alte Stoll die kriegerischen Operationen des letztern nicht immer zu Maximilians persön-

Nachem Nachtheil geleitet hätte, so fielen doch jetzt, in dem Gange des Krieges, die Rücksichten weg, welche Tilly selbst, mit Hintansetzung der gemeinen oder der Oestreichischen Sache, auf den Vortheil des Fürsten, dem er unmittelbar angehörte, vielleicht behalten hätte.

In dem System des kaiserlichen Hofes war es natürlicher Weise nicht, sich Maximilian gegen den übermächtigen Generalissimus anzunehmen; und Wallenstein, dessen glücklichem Stern man entweder folgen, oder sich von demselben erdrücken lassen mußte, gefiel sich darin, ihn durch seine Anschläge offenbar aufzuopfern, und durch sein Betragen auszusuchen zu demüthigen. Treuherzig genug sind eigne Worte des Churfürsten, die Adlzreiter aus seinem Munde selbst gehört zu haben erzählt, als er von Nürnberg zurück kam, wo er mit Wallenstein den Schweden gegenüber gestanden hatte: Ego vero, erwiederte er auf

die Glückwünsche zu seiner Rückkehr, ego vero a Fridlando bene mortificatus redeo!

Der völlige Untergang des Churfürsten von Baiern und der katholischen Ligue, auf welcher seine Macht und sein Einfluß gegründet waren, diente dem Herzog von Friedland zugleich als Mittel zu weit größeren Entwürfen. Noch zur rechten Zeit für Ferdinand wurden ihm die Augen geöffnet. Wallenstein fiel 1634, ein Opfer seiner Ehrsucht: aber seine Rache überlebte ihn; denn Maximilian bekam es nicht wieder in seine Gewalt, den Krieg von seinen Erbländern abzuleiten, und die Kräfte, mit welchen er sonst nach dem entschiedenen Uebergewicht in der Politik des Deutschen Reichs gestrebt hatte, mußten nun größtentheils zu seiner Vertheidigung, und oft zu seiner Rettung verwandt werden.

Eine Seuche, die 1634 in Baiern so wüthete, daß sie in München allein funfzehntausend Menschen hingerafft haben soll, nimmt

freilich in der Geschichte dieses Fürsten wenig Raum ein; aber sie vollendet ein gewisses Bild von Verrüthung, das, mitten unter der Verwirrung von Kriegsgetümmel und unendlichen Negotiationen, in der letzten Hälfte seiner Regierung den Geist beschäftigt.

Friedrich lebte nicht mehr; Ferdinand der Dritte war seinem Vater nachgefolgt; achtzehn mühsame Jahre waren seit dem berühmten Regensburger Reichstag verflossen, als 1641 für das Pfälzische Haus die Unterhandlungen wieder lebhafter angeknüpft wurden, und eben so fruchtlos an eben den Hindernissen wie vorher sich zerschlugen. Je mehr Aufwand aller Art jedem Theile sein besondres Interesse gekostet hatte, desto hartnäckiger bestand er darauf; und das Blut, das darum geflossen war, bezahlte sich immer mit neuem Blut.

Die zwei letzten Jahre des Krieges waren für Maximilian reich an Begebenheiten und unvermeidlichen Unglücksfällen. Zur Vetrei-

lung des Friedensgeschäfts schien ein vorläu-
 figer Waffenstillstand nothwendig zu seyn; aber
 von Seiten des Kaisers erhoben sich dabei im-
 mer neue Schwierigkeiten, auf deren Beendi-
 gung der Kaiserliche Hof um so weniger ernst-
 lich bedacht war, als nur Maximilians Länder
 zunächst unter den Folgen der fruchtlos zer-
 schlagenen Unterhandlung leiden mußten. Die
 fortwährenden Rücksichten der Französischen
 Politik auf den Baierschen Hof, boten in dies-
 sem Verhältniß dem Churfürsten eine Stütze
 dar, die er dem Kaiser zum Troß ergreifen
 konnte. Er that, was er sich und seinem Lande
 schuldig war, und schloß (1647) hauptsächlich
 durch Französische Vermittelung einen abgeson-
 derten Waffenstillstand. Der Kaiser empfand es
 sehr übel, daß hierdurch der Krieg von Baiern
 ab in seine Lande geleitet wurde, und schlug alle
 Mittel ein, seinen Allirten in ein solches Ver-
 dränge zu bringen, daß er wieder zu ihm zu-
 rückkehrte. Die kaiserliche Politik spann Ver-

Schwörungen unter Maximilians Officieren an, weckte den Feind zum Mißtrauen und zu neuen Drohungen, ließ es selbst an oberherrlichen Verfügungen gegen den einseitigen Schritt des Churfürsten nicht fehlen, und untermischte dieses ganze Gewebe mit freundschafelichen Unterhandlungen. Den Vorwürfen des Kaisers, seinen scheinbar rechtlichen Schritten, den Verbrechen seiner eigenen Officiere, den ungewöhnlichen Schwierigkeiten der Feinde, setzte Maximilian Muth und Würde entgegen; aber mit seinem mächtigen Bundesgenossen entzweit, und durch die Nothwendigkeit dem Feinde so verdächtig, daß er seines Angriffs immer gewärtig seyn mußte, blieb ihm nichts als die Wahl zwischen Uebeln, deren kleinstes doch war, was von dem Glück der Waffen abhing. Er kündigte den Stillstand auf, und vereinigte seine Truppen wieder mit den kaiserlichen.

Die durch Wallenstein in der vereinigten Kaiserlich : Bayerischen Armee ausgestreuten Keime von Parteilucht, von Uneinigkeit, von Verrätherei, gehörten unter die schlimmsten Folgen, die aus dem ehemaligen Verhältniß zwischen diesem Feldherrn und dem Churfürsten von Bayern fortbauerten. So wenig Maximilian sich jezt abgesondert erhalten konnte, so gut wußte er, daß seine Truppen, mit den Kaiserlichen verbunden, selten glücklich waren; und er hatte selbst diesen Grund mit angeführt, um den Schweden seine Aufrichtigkeit in der Trennung von dem Kaiser zu belegen.

Eine Versöhnung nach dem offenbaren Bruch war nicht dazu gemacht, mehr Harmonie in die Maaßregeln der vereinigten Armee zu bringen. Aber es war der Druck der Nothwendigkeit, unter welchem Maximilian erlag: Bayern mußte dem Feinde Preis gegeben werden, und der ausgehende Krieg

(1648) schüttete noch vollends alle seine Schrecken auf das unglückliche Land und den alten Fürsten aus, der vor dem Brand und der Verwüstung mit seinem ganzen Hofe von Stadt zu Stadt flüchtete.

Die berühmten Aequivalente und Satisfactionen des Westphälischen Friedens trösteten nunmehr alle Fürsten und Völker für die dreißig Jahre allgemeinen Elends. Dem sieben und zwanzigjährigen Maximilian ließ der Tod noch ein paar Jahre Frist, in der ungewohnten Ruhe des Friedens die öde Erschöpfung seines Landes zu betrachten.

VI.

Ueber

moderne Größe.

1785.

Die Lobeserhebungen, die man an das jetzt laufende Zeitalter verschwendet, heben sich reichlich gegen die Klagen auf, welche über den Verfall desselben geführt werden, und das achtzehnte Jahrhundert unterscheidet sich von allen vorhergehenden durch die Menge von widersprechenden Komplimenten und Eottisen, die man ihm von allen Seiten ausbürdet. Bei den gutgemeinten Beiwörtern aufgeklärt und philosophisch, womit manche das Zeitalter bestechen zu wollen scheinen, läuft man

Verh. Schr. 15 Thl. 4

nicht so sehr Gefahr, alle Geduld zu verlieren, als wenn man unbärtige Knaben, an deren Seelen die Ammenmilch noch klebt, und entervte Greise, die anfangen von männlicher Energie zu träumen, wenn das Gedächtniß einer beschämenden Wirklichkeit in ihnen erloschen ist; unablässig wehklagen hört, daß Größe und Kraft, und ihre Gefährtin, die Jugend, ausgestorben sind unter den Menschen. Ein gewisses fantastisches Ehedem; das von sehr poetische Floskel war, wird auch jetzt noch zum Ekel wiederholt. Menschen von schwachem Kopf, von frostigem Herzen, kalte Menschen, aber heiße Deklamatoren prahlen mit vergangenen Zeiten, mit Jahrhunderten, die nicht wiederkehren werden; und glücklich genug für ihre aufgedunsenen Lobredner, daß sie nicht wiederkehren können, aufzutreten in ihrer Größe und sie zu dem vernichtenden Gefühl ihres Unwerthes zu wecken! Aber der edle Jüngling, den warmes Gefühl

und männlicher Ernst leiten nach Wahrheit zu streben, wie wird dieser sich bestimmen? Manchmal wohl drang sich ihm ein stiller Seufzer auf, wenn er an dem Anschauen Erleischscher oder Römischer Größe sich weidete, und er fühlte dunkel die Deutung des Seufzers; aber sein Ziel ist Wahrheit, Gerechtigkeit: wahr und gerecht kann er nicht seyn, wenn er sich der jugendlichen Reizbarkeit des Gefühls, wenn er sich der Fantasie anvertraut; denn sie führt einen lügenhaften Pinsel, und an entfernten Dingen übertreibt sie gern Umriß und Farben. Er schlägt die Jahrbücher der Nationen auf, welche die politische Verkettung unsrer Zeiten zusammenhalten; und jede hat ihren Vorrath von großen Menschen, auf welche sie stolz ist. Jedes Jahrzehend der neuen Geschichte weist ihm seine Helden auf, die kolossalisch aus dem vergessenen Schwarm hervorragen. In jeder Gattung von Größe hat die neue Welt

Ihre Beispiele, die so vollkommen sind als die berühmtesten der alten. Kein Tableau in dem Alterthum, das nicht sein würdiges Gegenstück unter den Neuen fände. Hingerissen von Bewunderung steht er auf dem Punkt, freudig zu bekennen, daß wir nicht zu erröthen haben vor unsern Vätern; aber — ein Etwas hält ihn zurück: er zaudert, und magt es nicht, das Urtheil der völligen Gleichheit zu sprechen.

Saren etwa die kleinen Leidenschaften, welche den Haufen der Menschen regieren, den Alten unbekannt? Nein! die menschliche Natur ist sich selbst ewig gleich, und an ihrem Geschehn gehen Jahrtausende vorbei ohne sie zu erschüttern. Die psychologischen Erfahrungen an den Individuen, sie mögen uns den Menschen bewundernswürdig oder lächerlich machen, konnten vor dreitausend Jahren um kein Haar anders ausfallen, als heut. Die Quintessenz von Staub

war nie Quintessenz von Aether; und wenn man die Menschen alter und neuer Zeiten gegen einander hält, findet man hier Größe wie dort, dort Kleinheit wie hier. So viel ist also gewiß: der Abfall unserer Zeiten gegen die alten besteht nicht in dem Unterschied einzelner Menschen; aber der allgemeine Geist von Größe, der Griechenland und Rom beselte, und von da aus den übrigen Erdboden beleuchtete — war dieser untrennlich an die alte Form der Welt gekettet? Ist er zugleich mit ihr verschwunden, um nun in den antiquarischen Compilationen allein noch ein schwaches Nachbild seines ehemaligen Daseyns zu hinterlassen? Wir sehen große Menschen, edle Menschen unter uns noch aufstehen; aber ist Größe, ist Edelmuth Geist unsrer Nationen? Oder einfacher zu fragen: giebt es noch heut zu Tage Nationen, die Einen Geist haben? Ehemals gab es ganze Staaten, wo gewisse große Handlungen

In sehr dem Charakter und das Gepräge ihrer
 Form ausmachen, daß die einzelnen Men-
 schen, von welchen sie erzählt werden, unsern
 unbegrenzten Tribut von Bewunderung kaum
 zu verdienen scheinen. Nicht immer ist der
 Mensch groß, der eine große Handlung thut;
 die wahre Schätzung der Größe hängt oft
 von der Vorstellung der Handlung in der
 Seele des Handelnden ab, und die mehr oder
 weniger widerstrebenden Verhältnisse der Welt
 außer ihm, müssen meistens ihren Werth be-
 stimmen. Aber groß ist der Geist des Volkes,
 dessen Bürger diese Handlungen nothwendig
 thun müssen, weil Verfassung des Staats,
 allgemeine und besondere Erziehung, alles
 was sie sehen und hören, ihnen fast keine
 Wahl mehr übrig läßt. Muth, Uner-
 schrockenheit kann der Geist einer Nation seyn,
 und Uner-
 schrockenheit macht die Bürger die-
 ser Nation nicht groß; sonst beschämte viel-
 leicht der Schlechteste unter den Makassas-
 sen den tapfern Crillon selbst.

Wir mögen immer frohlocken, wenn wir, bald in größerer bald in kleinerer Anzahl, Menschen unter uns sehen, die Muth genug haben, besser als ihre Zeiten zu seyn; aber wahr, gewiß wahr ist es auch, daß die großen Männer des Alterthums bloß ihrer Zeiten würdig waren. Der sicherste Beweis, daß der moderne Geist wirklich klein ist, wäre vielleicht am Ende dieser: weil der Mensch, der in unseren Zeiten groß handelt, ein großer Mensch seyn muß. Bei einer Nation, bei einem Zeitalter, dessen Geist Größe ist, passen außerordentliche Handlungen in den gewöhnlichen Gang des Lebens, und die Menschen, die sie thun, heißen darum nicht außerordentlich. Wenn Größe die Ausnahme ist, was wird die Regel seyn? Der Ostracismus der Athenienser, eines der schönsten Denkmale des Griechischen Geistes, machte die Größe auch zur Ausnahme; aber welche Größe war das? Der Staat forderte

Die republikanischen Eigenschaften von seinen Bürgern, und erhielt sie. Größe und Kraft waren seine Bestandtheile, Tugend seine Grundlage. Allein über einen gewissen Punkt durften Größe und Kraft und Tugend nicht hinauswachsen; das Volk ehrte, aber fürchtete sie, und machte den Menschen zu einem Bürger der Welt, der zu groß war, um Bürger des Staats zu bleiben. Der Ostracismus war ein Maassstab der bürgerlichen Größe, aber ein Maassstab, in den auch Riesen noch paßten. Hätten wir einen Ostracismus, so wäre jede Größe über diesem Maassstab.

Unsre heutige Welt ist ein kleiner, eingeschrumpfter Körper, an welchem jedes Glied von männlichem Ebenmaass zu groß scheint. Wo sollen wir aber den verzehrenden Grund dieser Atrophie suchen? Sollten wir mit dem Genfer Heraklit die Wissenschaften und Künste verfluchen? sollte die heutige Kultur Schuld seyn, daß wir das Gefilde der Zu-

gend brach liegen lassen? Kultur überhaupt ist es nicht, die den wahren und ausgebreiteten Geist des Großen ersticht; denn obgleich Sparta seine Gesetzgebung auf die Verbannung der Wissenschaften und Künste gegründet hatte, obgleich in späteren Zeiten der Geist der Ritterschaft bei der äußersten Barbarei und Unwissenheit noch den letzten Funken von Kraft und Seelenadel lebendig erhielt, bis die Aufklärung auch diesen löschte; so war doch Griechenland in seiner mächtigsten Epoche der Sitz des besseren Wissens. Aber die Griechische Kultur glich nicht der heutigen. Die ängstliche kalte Beleuchtung aller Gegenstände, die den Menschen begeistern und zu edlen Handlungen entzünden können, hat sie herabgewürdigt, daß sie keinen Enthusiasmus mehr erwecken. Tugend und Größe sind ~~verloren~~ *verloren* worden; man hat sie mit dem Sezlermesser zerstückt, weil man sie schon als todt betrachtete. Alles

In Wissenschaft geworden, und das Ge-
 schick hat das Herz aus der Mode ge-
 bracht. Das ewige Prometheusche Feuer liegt
 nun unbenutzt; denn die Aufklärung hat je-
 dem sein Lämpchen angesteckt, das ihm durch
 das Dischen Leben hilft. Jetzt auch noch lei-
 men in manchen Menschen große Gedanken
 auf; aber bei der Ausführung stößt ihn jeder
 Schritt an die eisernen Pfosten der Konve-
 nienz. Heiß steht oft ein kühner männlicher
 Entschluß vor seiner Seele; aber ein unüber-
 sehbares Meer von Umständen verschwört sich
 gegen ihn. Wohlstand, Schicklichkeit, Ehlen-
 berian, Regelmäßigkeit — wie giebt man die
 erdärmliche Kraft dieser Wörter, wenn man
 die Sprache der Griechen und Römer reden
 will? — Stellen sich in seinen Weg, und er
 fühlte sich mit kaltem Wasser übergossen. Da-
 her kommt es, daß mancher, geboren ein gro-
 ßer Mann zu werden, entsagte allen hohen
 Planen und Idealen die seine Seele füllten,

handelte wie die kleinen Menschen um ihn her, und allenfalls — ein großer Dichter wurde. Freilich muß uns dieses alles die außerordentlichen Menschen, welche jetzt über den gemeinen Haufen sich erheben, größer machen, als die Helden des Alterthums. Diese schöpften Feuer und Licht aus allem was um sie her lag; jetzt ist dem großen Mann gar zu oft seine Seele der einzige Herd, an dem er sich wärmen kann: er selbst allein muß meistens das Centrum aller seiner Gedanken und Empfindungen seyn. Und so geschieht es, daß wir nur auf Kosten des Zeitalters den Menschen noch achten können.)

Die größten Triebfedern des öffentlichen Lebens, Politik, Kriegskunst, Staatsregierung, die sonst sich schwesterlich umarmten, sind jetzt auf ewig von einander gesondert. Sie bildeten sonst ein großes, aber einfaches Ganzes, dessen Urquellen die ersten einleuchtendsten Grundgesetze der Natur waren, und

unter dem Vorhange

Alle Bürger waren gleich beschäftigte, gleich nützliche Arbeiter an dem gemeinschaftlichen Staatsgebäude. Jeder Römische Bürger konnte in den Fall kommen, für das Vaterland zu sterben, und dieser Tod war ihm leicht; heut zu Tage ist ein besondrer Stand allein dazu bestimmt, und durch die gewaltsamste Verrenkung der menschlichen Natur ausgezeichnet, den rühmlichen Tod für das Vaterland auf die unrühmlichste Weise zu verborgen! Der unterste Römische Bürger, sagt ein Französischer Philosoph *), hätte einen vortreflichen Gesandten für seine Republik abgegeben; und wie wenige im Staat haben heut zu Tage das Vorrecht, ihm auf diese Art zu nutzen! wie wenige unter diesen wenigen nutzen ihm wirklich! Politik, Kriegskunst, Staatsregierung: was sind sie im modernen Sinn **)? Keine verwickelte Uhrwerke,

*) Mably in den Principes des négociations.

**) England allein scheint hier eine Ausnahme zu

two tausend Räderchen in einander spielen.
 Einen unter Tausenden können Schicksal und
 Natur bestimmt haben, an der Spitze zu ste-
 hen, und mit Adlerblick das Ganze zu fassen
 und zu halten. Aber tausend andre, welche
 durch ihre Kräfte zu gleichen Ansprüchen mit
 diesem berechtigt waren, sind in die tausend
 kleinen Räder der Maschine vertheilt, und
 müssen ihr Leben hindurch jeder an dem sein-
 gen treiben, ohne jemals zur Perspektive des
 Ganzen zu gelangen. Was hilft es uns, daß
 hin und wieder große Menschen in der Son-
 ne der Wirksamkeit völlig zur Reife kommen,
 wenn so viele andre, die auf der Wage der
 Geister diesen das Gewicht halten, in die en-
 ge Sphäre ihrer bürgerlichen Verhältnisse
 eingeklemmt werden und nie zu ihrem gänz-

machen; England allein zeichnet sich dadurch vor
 der übrigen Welt aus, daß die Entartung der In-
 dividuen den Geist von Größe noch nicht hat ver-
 kahlen können, welchen ihre Verfassung über diese
 Insel verbreitet.

lichen Wachsthum gedeihen? Der Fall ist vielleicht nicht selten, daß die Kraft, der Geist, womit ehemals ein Staat erhalten oder gestürzt worden wäre, heut zu Tage in einer Schreibstube mit Kopiren beschäftigt wird. Die Kette ist unabsehbar von der untersten Stufe der Macht zu der höchsten; jedes Glied der Kette beschreibt einen unendlich kleinen Zirkel, und in diesem mögen hundert Menschen sich tummeln, ihre Kräfte auslassen und wirken! Hier entdecken wir einen neuen Standpunkt, aus welchem uns das Zeitalter um so viel kleiner erscheint, je größer die Menschen sind. Die Kräfte der Menschen sind dieselben, welche vor alten Zeiten das Wohl des Staats unmittelbar bewirkten; aber sie bleiben, wenn Geburt und Verhältnisse es so gewollt haben, ewig in den verächtlichsten armseligsten Wirkungskreis verwiesen.

Ob in das Gefühl seiner selbst zu konzentriren und im häuslichen Zirkel groß zu

seyn, ist oft der einzige Entschluß, welcher
 dem edlen Menschen übrig bleibt. Diese
 häusliche Größe sollte man denken wäre
 die einzige, wovon es in unsern Tagen Bei-
 spiele geben könnte, weil nicht wie ehemals alle
 Tugenden, alle Kräfte der Individuen auf Einen
 Punkt, den Staat, gesammelt werden; aber
 hier hat das Zeitalter auch die Menschen ange-
 steckt, und die häusliche Größe ist selten, seltner
 fast als die öffentliche. Die mannichfaltigen Be-
 dürfnisse und die mannichfaltigen Arten des Er-
 werbs, die sich nie in einander fügen wollen;
 die daraus entstehenden kleinen Leidenschaften
 des Neides, des kriechenden Ehrgeizes; und
 vorzüglich die kultivirten Verhältnisse, in wel-
 chen die zwei Hälften des menschlichen Ge-
 schlechts gegen einander stehen, haben der Seele
 des Menschen eine traurige Wunde geschlagen.
 Die Namen Mann und Vater, Weib und
 Kind, haben ihre Kraft verloren, und die Kul-
 tur hat die schönsten Bande der Familien gelöst.

Einen Beweis, wie selten diese häusliche konzentrirte Größe ist, hat neulich die enthusiastische Bewunderung gegeben, womit eine ganze große Stadt, der Versendungsplatz aller Lächerlichkeiten von ganz Europa, dem Tode zweier Menschen huldigte, welche auf die Erreichung eines gewissen Ideals von Freundschaft ihren ganzen Reichtum von Kräften gesetzt hatten. Aus einem kleinen Abriß ihres Lebens wird man sehen, wie wenig sie dazu geschaffen waren, nach ihrem Tode Helden der Mode zu werden und einen Gegenstand für die deklamatorische Charlatanerie unserer Tage abzugeben. Man wird wünschen, mit ihnen gelebt, in der Sphäre ihrer stillen, sanften Größe existirt zu haben; aber je inniger, je tiefer dieser Wunsch ist, desto mehr wird man von dem pralerischen Lärm gestört und betäubt, der über sie erhoben ward.

Wieder: wie für mich
 Montag den 15. März 1855
 Dürer

Däbrueil und Pechmeja waren aus Einem Orte gebürtig, einem Städtchen in einer Provinz von Frankreich. Sie hatten sich früh gekannt und geliebt, und seit ihrer Jugend sich mit dem Plan herumgetragen, alle Hindernisse, die sie trennen könnten, aus dem Wege zu räumen, alle ihre Bedürfnisse auf Einen Zweck zurückzuführen, alle verschiedene Ausstritte ihres Schicksals auf Ein Ziel zusammenlaufen zu lassen, um einst eine gemeinschaftliche Ruhestätte auszusuchen, wo sie den reinsten Genuß ihrer Freundschaft, die vollkommenste Vereinigung ihrer Kräfte, erreichen könnten. Von diesen schönen Gedanken geleitet, schlugen sie sich glücklich durch Schicksale mancher Art, und sie wurden eine von den seltenen Ausnahmen, daß der helle große Plan eines Geistes über das dunkle Dagegenstemmen des störrigen Zufalls gesiegt hat. Sie erreichten spät ihren Zweck; aber ihre Seligkeit entsprach ganz dem Ideal, das sie sich in jün-

gern Jahren, den Jahren der Ideale, ent-
 worfen hatten. Paris war der Himmel die-
 ser Glücklichen: die großen Städte sind Inbe-
 griffe der ganzen Menschheit, ihrer erhaben-
 sten Freuden sowohl als ihres drückendsten
 Elends. Sie hatten Eine Wohnung, Ein In-
 teresse, Eine Existenz, und die Verschiedenheit
 ihres Alters, ihres Vermögens, ihrer Beschäf-
 tigungen (Dübneil war einer der geschicktes-
 ten Aerzte in Paris, und sein Vermögen
 ansehnlich; Pechmeja, um einige Jahre jün-
 ger, lebte von schriftstellerischen Arbeiten
 und sehr mäßigen Renten) schien zu der Festig-
 keit ihrer Verbindung beizutragen. Ihre ver-
 einigte Existenz war eine ununterbrochene Rei-
 he von Wohlthaten. Sie arbeiteten einander
 unaufhörlich an die Hand, unglückliche Men-
 schen aufzusuchen und sie mit vereinigten Kräften
 zu trösten, die Ungerechtigkeiten des Schicksals
 an ihnen zu tilgen. Dübneil's Kunst und
 Vermögen, Pechmeja's Geschicklichkeit mit den

Menschen umzugehen, das Geheimniß zu durchdringen, welches edlen Leidenden oft das heiligste ist: das Geheimniß ihres Unglücks — dieses alles wurde angewandt um Glückliche zu machen, Leiden zu versüßen, Thränen abzutrocknen. Menschenkenntniß war bei ihnen mit Menschenliebe verbunden; ihre Wohlthaten bestanden nicht in gränzenlosen, ungerechten Auspenden, sondern sie kannten die Kunst viel Gutes mit wenigem zu thun: da mancher Reiche, wenn auch gemeine Gutherzigkeit oder Ekel an Klagen und Thränen seine Hände öffnet, mit vielem oft nur wenig thut. Ihre ausgezeichnete Einigkeit fing an in Paris Lärm zu machen, und ein Buch das Pechmeja herausgab und worin man die häufigen Anspielungen auf seine Verhältnisse mit seinem Freunde nicht verkennen konnte, trug viel dazu bei, die Augen der Müssigen auf sie zu richten. Dieses Buch war Telejus *), ein historisches

*) Eine Deutsche Uebersetzung davon ist in G. E. Erus
Aus Verlag zu Leipzig herausgekommen.

Gedicht in Prosa, dessen Ton meistens philosophisch ist. Wenn man abrechnet, daß die Gattung selbst worin es geschrieben ist, etwas Kaltes, Zwitterartiges hat, so giebt dieses Werk die vortheilhafteste Meinung von dem Geiste seines Verfassers. Die Schreibart ist kräftig, edel und rein, und das Ganze hat einen gewissen antiken Schmuck, der den Leser vollkommen in die ältesten Zeiten Griechischer Größe versetzt; die Jünglinge in diesem Gedichte sind sanft und kühn, die Alten weise und ehrwürdig, die Weiber gefühlvoll und bescheiden. Aber den vorzüglichsten Reiz gewinnt es, wenn man den Schlüssel zu dem Herzen des Verfassers hat, wenn man weiß, wie vieles darin fast unwillkürlicher Ausbruch seines innersten Gefühls ist. Man sieht aus vielen Stellen, welche hohen Begriffe seine Verbindung mit Dürreuil ihm von der Kunst das Leben und die Gesundheit der Menschen zu erhalten, eingeblöst hatte,

und ein ganzes Buch, das der Geschichte zweier Freunde gewidmet ist, athmet völlig die Empfindungen, welche den Gehalt seines Lebens bestimmten. Kleofis und Mirenes sind unverkennbar Er und sein Freund. Sein Enthusiasmus geht so weit, daß er einen der bewundernswürdigsten Züge von Freundschaft aus dem Alterthume benützt, sich und seinen Freund in die Lage des Damon und Pythias hinein dichtet, und diese schöne Handlung mit dem Charakter verwebt, den er unter ersonnenen Namen von seiner Verbindung mit Dübrueil entwirft. Nicht lange nachher als dieses Werk herausgekommen war, starb Dübrueil, und vierzehn Tage darauf sein Freund, der nicht von seinem Bette hatte weichen wollen und von derselben Krankheit angesteckt worden war. Ihr Leben war still und einfach gewesen; ihr Tod war ruhend für ihre Freunde, und glücklich für sie beide. Aber eben dieser Tod, der so natü-

lich war, daß er die zwei gleichgültigsten
 Menschen unter ähnlichen äußeren Umständen
 betroffen haben könnte, machte ein gewaltiges
 Aufsehen, und nun trug man sich in allen
 Häusern, in allen Unterredungen, mit dem ex-
 emplarischen Leben und dem wunderbar sym-
 pathetischen Tode der beiden Freunde her-
 um. Die fliegenden Blätter wimmelten von
 Anekdoten, von Gedichten, von Lobreden auf
 diese Menschen, deren bescheidne, gepränglose
 Verbindung niemals auf öffentliches Aufsehen
 Anspruch gemacht hatte. Keine glänzenden Tha-
 ten, keine erhabnen Reden, (das non plus ultra
 der Zeitungsgröße) wissen selbst die großpre-
 hendsten Ausposauner dieser Begebenheit auf-
 zuweisen. Aber dieses Beispiel von häusli-
 cher Größe, deren Charakter eben diese Einfach-
 heit ist, die Seltenheit einer so vollkommenen,
 so jährtlichen Freundschaft, war auf die leb-
 hafte Imagination des Pariser Volkes gefal-

ten. Eine unwillkürliche, vielleicht ihnen selbst unbewußte Vergleichung einer solchen Vereinigung zweier Wesen zu Einem schönen Zweck, mit den tausend so genannten *liaisons*, *arrangemens*, und wie diese armseligen Mißgeburten des gesellschaftlichen aber höchst ungeselligen Lebens unsrer Zeiten alle heißen mögen, drang sich ihnen auf, und es entstand daraus ein flüchtiger Enthusiasmus, der aber hoffentlich keine Folgen weiter haben wird, als die ruhige, dunkle Tugend dieser zwei edlen Menschen auf ein Paar Augenblicke dadurch entartet zu haben, daß man sie an das Licht der Bewunderung hervorriß.

Und dies ist das Schicksal der Größe in unsern Tagen, sie mag in dem weiten Bezirk eines Staats oder in dem engen Kreis einer Familie wirken: entweder verkannt und verhöhnt zu werden, oder, ihrem innersten Wesen ganz zuwider, ausschweifenden Lobeser-

hebungen, denen die nachheifernde Wärme fehlt, sich Preis gegeben zu sehen*).

*) Ich hatte ein und zwanzig Jahre, als ich diesen Aufsatz schrieb. Die Begebenheiten, die sich seitdem ereignet haben, sind von einer solchen Beschaffenheit, daß die Welt selbst in dieser Zeit reichlich um sechs Jahre älter geworden ist. Ein Historiker, das in den nächsten sechs Jahren durch die Geschichte zu Evidenz gemacht wird, ist freilich sehr entfernt, reif gewesen zu seyn; in wie fern aber dies hier der Fall war, darüber bin ich Willkür im zweiten Theile dieser vermischten Schriften mich weiter auszulassen, und eine Probe zu machen, ob meine gegenwärtigen Ideen gegen die nunmehr nächsten sechs Jahre besser bestehen dürften.

VII.

Revolution in Rom

Durch

N i k o l a u s K i e n z i

Im Jahr 1347.

1787.

Die glänzende, aber vorübergehende Revolution, welche Kienzi in Rom bewirkte, ist unter andern auch darum merkwürdig, weil sie Veranlassung und Stoff darbietet, in der ungeheuren Lücke zwischen den zwei Epochen der weltlichen und der geistlichen Universalmonarchie Roms, hier und da etwas auszufüllen.

Daß eine so ungeheure Masse als die alte Römische Monarchie unter ihrem eignen Gewichte zusammenbrechen mußte, scheint ausgemacht

genug; aber es bleibt ein unauflösliches Problem für die Vernunft, wie und wann sie geschehen seyn könnte, wenn die christliche Religion in keine Verbindung mit ihren Schicksalen gekommen wäre. Die Symptome einer tödtlichen Krankheit äußerten sich in der Republik, noch ehe es Christen gab. Ob aber Roms Fall nicht weniger unedel, nicht mit größerem Widerstreben, mit mächtigeren Konvulsionen begleitet gewesen wäre, wenn mit seinem allmählichen Hinsinken die glücklichen Revolutionen eines neuen Glaubens nicht in gleichem Schritte fortgegangen wären: darüber ist es kaum möglich sicher zu entscheiden, weil man allzuleicht verführt wird, Dinge die sich zu gleicher Zeit ereignet haben, als Ursache und Wirkung zusammen zu verbinden.

Konstantin und Julian sind die beiden Punkte, um welche man sich gewöhnlich bei dieser Untersuchung dreht; und beide Instanzen sind, jede in ihrer Art, für die Gegner des

Christenthums von gleich bequemen Gebrauch.
 Aber die Laster und die Tugenden dieser Fürsten
 konnten von ihrem Glauben unabhängig seyn;
 und man läuft Gefahr voreilig zu urtheilen,
 wenn man die glänzende, aber grausame und
 höchstverderbliche Regierung des einen seiner
 Befehrer, und die großen fürstlichen Ver-
 dienste des andern seiner Apostasie zuschreibt.
 Indessen kann man aus dem Einflusse der christ-
 lichen Religion, so wie sie durch Mystik ent-
 stellt, von den Kaisern, den unwissendsten
 Theologen, mißverstanden, von den Bischöfen
 und Priestern in Worten und in Thaten
 schlecht gelehrt, und allzuoft nach den Absichten
 ihres Ehrgeizes, ihres Eigennuzes verdreht,
 im Reiche eingeführt wurde, viele von den
 traurigen Phänomenen erklären, die den Ein-
 sturz der Römischen Monarchie begleiteten.
 Vorzüglich scheint es, als ob die Fortschritte,
 welche die neue Lehre in einem Zeitpunkt zu
 machen anfing, wo der Charakter der Römer

schon durch die Anlagen ihres politischen Verfalls eine beträchtliche Verschlimmerung litt, den Grund zu der sonderbaren Mischung gelegt hätten, die den Geist dieses Volkes in den neueren Zeiten bezeichnet. Diese Wirkungen mußten anfangs so schwach, so unwichtig seyn, wie es die Fortschritte der Religion selbst waren; als sich aber ihr völliges Uebergewicht entschied und sie auf dem Throne der Kaiser saß, da kömten die schlimmen Folgen ihres damaligen unvollkommenen Zustandes mit großer Schnelligkeit um sich greifen, und allenfalls den Geist eines ganzen Jahrtausends stempeln.

Die heftigen Spaltungen über die Glaubenslehren unter den Priestern selbst, und der Antheil, den man ihren Zwistigkeiten im Staat und am Hofe einräumte, verbreiteten unter allen Ständen die trockenste, unfruchtbarste Spekulation. Die allgemeine Sucht über mystische Spisfandigkeiten zu grübeln, tödtete vollends den Muth der Nation. Verbunden

mit Unwissenheit und Kabale, mußte sie Hartnäckigkeit, Trennlosigkeit, Grausamkeit hervorbringen. Unterdeß dauerten von außen die schrecklichen Angriffe fort, welche die äußersten Kräfte des Volks aufforderten. Man half sich in augenblicklichen Gefahren wie man konnte, das heißt, mit Verrätherei und Vortbrüglichkeit. Diese Waffen konnten eine kurze Ruhe vor den Barbaren verschaffen, die ihrer nicht gewohnt waren; und die innerlichen Zwietrachten, die theologischen Kriege hatten keine andern übrig gelassen. Aber sie wehrten den Untergang des Reiches nicht ab, und vergifteten überdies auf lange Zeit den Charakter der Menschen, welche aus dessen Trümmern zurückblieben. Aehnliche Ursachen zeugten ähnliche Wirkungen; daher die Verwandtschaft des Charakters zwischen den Römern, den übrigen Italiänern und den Griechen unter den Kaisern des Orients bis zu der Eroberung von Konstantinopel; daher auch der Kontrast dieser

Völker gegen die barbarischen, oder von den Barbaren gestifteten.

Reizheit und ihre unausbleibliche Folge, Verrätherel, eine lebhaft, reizbare Imagination, die beständige Unruhen und Gährungen unterhält, und vorzüglich ein dunkel wirkender Ahnenstolz, der sie vor den andern Italiänischen Völkern auszeichnet, der sie öfter und sonderbarer hebt als die andern: das sind ungefähr die Hauptzüge zu dem Charakter der Römer, von dem Untergange des Römischen Reichs bis zu der Epoche, deren Geschichte hier behandelt werden soll. Dazu kommt, daß die äußerst unbeständige, getheilte und verworrene Verfassung der Stadt seit dem fünften Jahrhundert, daß die Ansprüche, die von allen Seiten in ihrem Mittelpunkt zusammenfloßen und ihr keine Zeit lassen sich zu besinnen, was und wessen sie eigentlich ist, jede Möglichkeit abschneiden, die Unbestimmtheit und Planlosigkeit zu fixiren, welche alle öffentliche Hand-

lungen dieses Volkes auszeichnet. Vielleicht wird es nicht außer seiner Stelle seyn, die Schicksale Roms von seiner ersten Größe an kurz durchzugehen, um ihrer Uebereinstimmung mit jenen Resultaten nachzuspüren.

Die Republik dauerte fünfhundert Jahre. August war der erste Monarch des freiesten Volkes, und vier Ungeheuer, die nach ihm den Thron bestiegen, konnten den Monarchenhaß und den republikanischen Geist nicht wieder aufwecken. Diese Apathie, mit welcher die Römer schon jetzt, wenige Jahre nach dem Sturze der Republik, einem Tyrannen nach dem andern in die Hände fallen, zeigt uns an, wie weit wir zurückgehen müssen, um den Keim zum unwiederbringlichen Ruin der Freiheit aufzusuchen. So kann auch eine selten unterbrochne Reihe von dunkeln, kraftlosen Tyrannen, die wir nach Mark Aurel aufzutreten sehen, keine Veränderung hervorbringen. Die meisten werden ermordet, aber die besseren wie

die schlimmen, und alle von Menschen, die so nichtswürdig sind als sie. Die Römische Geschichte wird jetzt finster und traurig, und der Römerpöbel — denn die Enkel der Scipionen verdienen von nun an keinen bessern Namen — zeigt sich immer zur Freiheit und zur Sklaverei gleich unfähig.

So wie die Republik sich unvermerkt zur Monarchie hingeneigt hatte, und durch innere, lange um sich greifende Krankheit nach und nach verloschen war: auf eben diese unrühmliche Weise verlor sich auch das Occidentalische Kaiserthum. Es wird wenig von dem Absterben eines Schwindkrüchtigen gesprochen, weil man sich lange zuvor gewöhnt hat, ihn für todt zu halten; daher hat diese große Epoche so wenig Ausgezeichnetes, und es wird kaum noch um des Wortspiels willen der Mühe werth gehalten anzumerken, daß der letzte, der auf dem Throne der Cäsarn saß, Romulus Augustulus hieß. Die Heruler und die Gothen herrsch-

herrschten jetzt in Rom. Diese Barbaren waren mächtig genug, um ihre Eroberung zu verachten: sie ließen die uralten Namen und Würden der Republik stehen; Senat, Konsulat, Präsektur blieben unangetastet, und man wird diese Schonung schwerlich einem Gefühl von Ehrfurcht zuschreiben können. Der Gothe Totila wollte im sechsten Jahrhundert die Stadt Rom von Grund aus zerstören, und ihre Einwohner in die weite Welt schicken: nicht aus Haß oder Kriegeswuth, sondern, wie es scheint, aus bloßem Ueberdruß, weil sie ihm mehr Mühe machte, als sie werth war. Nur die Vorstellungen seines edlen Feindes Belisarius wandten seinen Entschluß noch ab.

Der republikanische Schein, die alte Terminologie, blieb auch unter den Griechischen Kaisern, welche nach den Gothen Rom besaßen. Aber während dieser Zeit vermehrte sich das Ansehen der Bischöfe von Rom, und man sieht mit Erstaunen, wie die weltliche Gewalt lang-

sam und allmählich in die geistliche überfließt.
 Von Pipin und Karl dem Großen fing
 ein neues System an: Karl schien sich erst
 wie seine Vorgänger mit dem bescheidenen Na-
 men Patricius von Rom zu begnügen; aber
 sein Ehrgeiz strebte höher: er war bald Kai-
 ser, und dies wurde für Rom der Anlaß zu
 einer neuen Unruhe und Unbestimmtheit. Die
 päpstlichen und kaiserlichen Ansprüche stießen
 bald gegen einander. Natürlicher Weise aber
 bestimmten in diesen Zeiten die persönlichen Ei-
 genschaften der einzelnen Fürsten und Päpste
 das Schicksal der Stadt. Leo der Vierte ret-
 tete Rom von den Sarazenen, (849) und erbauete
 ansehnliche Festungswerke, um die Stadt vor
 künftigen Anfällen zu sichern. Ein Papst wie
 dieser verdiente Fürst zu seyn, und er war es
 auch. Aber in kurzer Zeit erwarben die Päpste,
 mehr noch durch die Dumpsheit der andern als
 durch die Ueberlegenheit ihres eigenen Geistes,
 eine Macht, bey welcher ihnen das persönliche

Verdienst sehr entbehrlich wurde, von der aber keine Stralen auf das unglückliche Rom zurück fielen. Ihre Herrschaft wirkte bloß auf die Geister; auswärts durften sie die Halbgötter spielen, in Rom waren sie Menschen, und sie konnten ihre Residenz niemals vor der Rache der Fürsten schützen, die sie selbst gereizt hatten.

Das Volk allein war unvermögend sich zu vertheidigen. Der Römische Adel hatte eine Ueberlegenheit erlangt, welche die Verfassung in gewissem Betracht aristokratisch machte; aber er war selbst in Partheien getheilt, die in un-
aufhörlichem Kriege lebten und eine vollkommne Anarchie in der Stadt bildeten. Die Feindschaften der Familien waren durch die Streligkeiten der Kaiser und der Päbste entstanden; aber sie dauerten fort, wenn zwischen diesen alles ruhig war, und ihre Namen allein, Guel-
fen und Gibellinen, erinnerten sie noch an die Ursachen, um die sie sich schlugen. Das Volk lebte indessen in einer immerwährenden

Eährung: die Römer hörten nie auf republikanische Aufwallungen zu fühlen; aber es fehlte ihnen an Kräften zur Ausführung, an Plan sie zu gebrauchen. Auch fand sich kein Mann, der sie hätte lenken, und ihr Schicksal auch nur auf einige Zeit bestimmen können. Grausame Dummköpfe und rasende Fanatiker, wie Krescentius und Arnold von Brescia, waren die Menschen nicht, Roms Freiheit wieder herzustellen; und bei dem Volke selbst war das Freiheitsgefühl nichts als schwache Reminiscenz, ein leeres Poetenfeuer, das Blasen aufwarf, die schnell, wie sie entstanden waren, zerfuhren.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verließ Klemens der Fünfte den bisherigen päpstlichen Sitz, und pflanzte ihn nach Frankreich. Rom war nun ausgezehrt als jemals; die Einwohner hörten die Stimme ihres Hirten nicht mehr, und die Zügellosigkeit eines Volkes, das nicht frei war und kein

Oberhaupt hatte, mußte unbegrenzt seyn. Verbrecher aller Art fanden eine sichere Freystatt in Rom, und die Räubereien wurden so allgemein, daß alle Begriffe von Eigenthum verschwanden. Handel und Gewerbe lagen darnieder; denn es wagte sich kein Fremder in das Gebiet der Stadt. Viele aus den ersten Häusern, welche die ausübende Gewalt im Staate hätten verwalten können, stellten sich lieber selbst an die Spitze der Räuber. Dieser Zustand des äußersten Elends dauerte bis zu den Zeiten Klemens des Sechsten; alles klagte, alles murrte, aber es wurde nichts gethan den allgemeinen Beschwerden abzuhelfen. Vier Päbste hatten bereits in Avignon residirt, und es eröffnete sich noch immer keine Aussicht, daß die Uebel gehoben werden sollten, welche diese Auswanderung über die Stadt gebracht hatte. Plötzlich aber fand sich Rom's ganze Verfassung und Gestalt zum Erstaunen seiner eignen Bürger verwandelt, ohne daß diese

Begebenheit durch die gewöhnlichen Vorboten politischer Veränderungen eingeleitet war.

Um diese Zeit fing man an, einen jungen unbekannten Menschen zu bemerken, der täglich unter den Ruinen wandelte und in den Denkmälern des alten Roms seine Wohnung aufgeschlagen zu haben schien. Sein abentheuerliches Betragen, seine seltsamen Reden spannten die Ahnungen einiger seiner Mitbürger. Er sprach oft für sich und mit den heftigsten Geberden; zuweilen redete er die Vorübergehenden an, welche die Neugierde reizte, ihn zu behorchen, und küßelte ihre Ohren mit bombastischen Deklamationen, denen seine vortheilhafte Gestalt einen großen Nachdruck gab. Die ehemalige Größe der Römer, ihre jeßige Erniedrigung, die schlaffe Geduld, womit sie diesen Zustand ertrugen: dies waren die Gegenstände aller seiner Reden, über diese war seine Beredsamkeit unerschöpflich. Jede Wüste, jeder Stein, den irgend eine

Begebenheit des Alterthums merkwürdig machte, führte ihn auf seine Lieblingematerie, und seine Begeisterung theilte sich bald seinen Zuhörern mit. Durch ihn wurden gewisse überspannte Ideen in Rom wieder Mode, welche das allgemeine Elend und die Erschlaffung, die dessen Folge war, schon längst in allen Seelen erstickt hatten. Sein Ruhm verbreitete sich unter allen Klassen des Volks. Ein räthselhafter und prophetischer Ton, aus dem er selten herausging, trug nicht wenig bei, seiner Beredsamkeit Eingang zu verschaffen. Man bemerkte mit Verwunderung, daß er sich gezwungen glaubte, über große, wichtige, aber noch nicht reif gewordne Gedanken einen gewissen Schleier zu werfen; und hinter der Neugierde, die dieser Schleier reizte, gelang es ihm, dem Spotte zu entgehen.

Dieser Mensch, den man bald gewohnt wurde, für den künftigen Wiederhersteller des alten Roms anzusehen, war der Sohn eines

Schenkweirhs und einer Wäscherin. Seine Mutter wurde für die Tochter eines Bastards von dem Kaiser Heinrich dem Siebenten gehalten, und er selbst war nicht ungeneigt, diese Meinung zu unterstützen und seine Geburt auf diese Weise zu veredeln. Sein eigentlicher Geschlechtsname war Nikolaus Gabrini; man nannte ihn aber nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten von dem Vornamen seines Vaters: Laurentii, Rencell, Rienzl, das heißt, Sohn des Laurentius; und unter dieser Benennung ist er in der Geschichte am meisten bekannt. Er war unter dem niedrigsten Pöbel von Handwerkern, Bettlern und Juden geboren; doch riß ihn die Erziehung, die er sich selbst zu geben wußte, bald aus dem Stande heraus, den ihm das Schicksal angewiesen hatte. Er hatte in der Redekunst und Rechtsgelehrsamkeit nicht gemeine Kenntnisse erlangt; aber die verschiedenen Denkmäler des Alterthums, von denen

er umgeben war, zogen sein Genie am meisten an, und er brachte es durch unablässiges Studium so weit, daß er unter die ersten Antiquare seiner Zeit gerechnet wurde. Sein vortreffliches Gedächtniß unterstützte seine Beredsamkeit sehr gut; denn er wußte die besten Römischen Schriftsteller auswendig, und führte beständig Stellen aus diesen, vorzüglich aus den Geschichtschreibern, im Munde.

Sonderbar mahlt sich in unsern Zeiten die Erscheinung ab, daß aus einem Litteratoren dieser Art der Anführer einer Verschwörung hervornächst, welche die Verfassung eines Staats umkehrt*). Hat aber auch jemals ein Mensch gerade nur in die Zeit gepaßt, in wel-

*) Seit drei Jahren scheint dieses wohl nicht so sonderbar; vielmehr zeigt sich hier eine gewisse Analogie, in welcher der Stoff zu ganz andern Betrachtungen enthalten ist. Wenigstens wird es einige hundert Jahre später vielleicht eben so ausfallend seyn, einen Mathematiker und Abgeordneten in dem Taschenerklub figuriren zu sehen.

Her er lebte, so war es Nienzi. Er besaß
 eine ungeheuer lebhaft e Einbildungskraft; auf
 dem Plage, wo er stand, und durch das Stu-
 dium, dem er sich ergab, wurde sie in einem
 hohen Grade gereizt. Seine Vernunft war
 durch seinen leidenschaftlichen Eifer für die
 Wissenschaften angegriffen worden; aber die
 Ausschweifungen, auf welche er in diesem Zu-
 stande gerieth, machten von der einen Seite
 Eindruck genug auf das Volk, um mit der
 Zeit Wurzel zu fassen, und schienen von der
 andern den Großen zu verächtlich, um in der
 Geburt erstickt zu werden. Durch die günstige
 Ausnahme, die er so unverhofft fand, entstan-
 den erst die großen Plane, die er nachher mit
 ähnlichem Glücke ausführte. Deutlich bilde-
 ten sie sich sehr spät, und vielleicht gar erst
 nach der That in seinem Kopfe, ungeachtet
 er sich lange zuvor in einem dunklen Hinter-
 grunde als den Menschen erblickt haben möch-
 te, der Roms Freiheit wieder aufbringen wür-

de. Es wäre der Mühe werth, den flüßigen Fortschritten seiner Gedanken nachzuspüren, wenn man von den Geschichtschreibern der damaligen Zeiten in dieser Untersuchung besser geleitet würde; aber sie haben sich begnügt, ihr eigenes, noch ganz frisches Erstaunen über diese Begebenheiten auszudrücken, ohne weitere Arbeit anzuwenden, um sich selbst und ihren Lesern ein deutlicheres Bild von dem Helden derselben zu machen. Wir erfahren daher von ihnen gerade nur genug, um diesen Gesichtspunkt selbst zu erwählen, den einzigen, nach welchem sich die anscheinenden Widersprüche in seinem Charakter zusammenreimen lassen. In der Folge ging es ihm freilich wie allen glücklichen Fanatikern: er verband Heuchelei und List mit Schwärmerei und Unfinn. Jetzt aber werden wir ihn durch die unregelmäßigsten Mittel, ohne Rathgeber, ganz allein, zu dem höchsten Ziele gelangen sehen; und er erscheint den Augen der Nachwelt dar-

um doch nicht größer. — Ein Beweis, daß
 Rienzi's Verdienste nicht unbemerkt geblie-
 ben waren, ist die ihm aufgetragene Gesandts-
 chaft nach Avignon. Sobald die Römer
 erfuhren, daß nach Benedikt's XII Tode
 (1342), Klemens VI im heiligen Kollegio
 ernannt worden war, eilten sie, einen neuen
 Schritt zu thun und den päpstlichen Stuhl
 wieder nach Rom zu ziehen. Sie ernannten
 zehn Deputirte, welche die Bitten des Vol-
 kes an den Papst vorbringen sollten. Unter
 diesen waren Rienzi, und ein damals berühm-
 terer Mann als Rienzi, dessen Ruhm auch
 noch heut zu Tage ausgebreiteter ist, der Dich-
 ter Petrarca. Diese beiden führten das
 Wort, und die Angelegenheiten der Römer
 konnten nicht leicht in besseren Händen seyn.
 Petrarca war der beredteste Mann seiner
 Zeit, und sein bloßer Name schon gab seinen
 Gründen einen ungemeinen Nachdruck. Rie-
 nzi's Beredsamkeit wurde durch ein eignes, sehr

nahes Interesse angefeuert: er beweinte den Mord eines Bruders, den die Römische Gerechtigkeit, ungeachtet seiner Klagen, unbestraft gelassen hatte. Seine Schilderungen von der Zerrüttung seines Vaterlandes, deren Opfer sein eigener Bruder geworden war, rührten alle Zuhörer durch ihre traurige Wahrheit. Indessen scheiterte seine und Petrarca's Kunst an der Vaterlandsiebe des neuen Papstes, (denn die Wahl war wieder auf einen Französischen Kardinal gefallen) an den Intriquen des Französischen Hofes, und an der wollüstigen, äppeligen Lebensart in Avignon, in welcher Klement, seinem freien und sehr ungeistlichen Charakter nach, sich zu sehr gefiel, um sie gegen eine andre zu vertauschen. Die Redner wurden bewundert, und es blieb übrigens alles wie es war. Aber Rienzi errichtete bei dieser Gelegenheit eine enge Freundschaft mit Petrarca, welche viel zu seinem Ruhme beitrug und auf alle seine nachherigen Schicksale Ein-

Auß hatte. Außer dem Bande der Gelehrsamkeit, mußten sich diese zwei Menschen in einigen Lieblingsideen sehr bald berühren; denn Petrarca trieb eine gewisse fanatische Verehrung für Rom eben so weit als Rienzi, mit dem einzigen Unterschiede, daß er bloß mit der Feder für seinen Götzen sechten wollte. Er nährte gegen Avignon und den Französischen päpstlichen Hof einen eddlichen Haß, dem er bei jeder Gelegenheit Lust machte, und war voll dichterischer Ideen von der republikanischen Freiheit, der alten Größe Roms und der Möglichkeit ihrer Wiederherstellung. An diesem feurigen Kopf konnte sich Rienzi reiben, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß seine Unterredungen mit Petrarca in Avignon viel beigetragen haben, ihn in seinen ausschweifenden Idealen zu bestärken.

Ein paar Jahre ruhte er jetzt, und wir entdecken nichts von ihm, als eine sehr unzuverlässige Nachricht, daß er diese Zeit über in der

größten Dürftigkeit und Dunkelheit lebte. Lange währte wenigstens dieser Zustand nicht; denn im Jahre 1344 ähntete er goldne Früchte von seiner Gesandtschaft, und erhielt von dem Pabst eine der einträglichsten Stellen, die er zu vergeben hatte: das Notariat der apostolischen Kammer in Rom. Klemens, der auf jedem weltlichen Thron einer der größten Fürsten gewesen wäre, hatte sich, ungeachtet der Freiheit, mit welcher Rienzi seine Neigungen bekämpft hatte, einer gewissen Achtung gegen seine Verdienste nicht erwehren können, und er suchte sie herauszuheben und zu belohnen.

Dieser Posten gab ihm Gelegenheit, sich durch die ehrwürdigsten und dabei sichersten Mittel in der Gunst des Volke zu befestigen. Er verwaltete ihn mit der strengsten Rechtschaffenheit und unverbrüchlichsten Gerechtigkeit, und wußte durch seine Aufführung so wohl als durch seine Reden, die Räubereien der andern Häupter des Staats in ein gehässigeres Licht zu stel-

ten. Seine Deklamationen wurden mit jedem Tage heftiger und deutlicher. Freilich war der Grund zu der Freiheit, die man ihm ließ, alles zu sagen, nicht der schmeichehafteste: man hielt ihn für einen Pöffenreißer (*hussone*,) und selbst diejenigen, die er am wenigsten schonte, erregten sich an seinem Witz und an seiner Beredsamkeit, ohne übrigens von den Ausbrüchen seiner Wuth etwas gefährliches zu ahnden. Einmahl zwar, da er in öffentlicher Versammlung seine Schmähungen auf die Großen und die Verwaltung des Staats weiter trieb, als gewöhnlich, wurde er von Andreozzi Normanni aus dem Hause Kolonna, und Thomas Fortifiocca, Sekretär des Senats, augenblicklich mit Ohrfeigen bestraft; aber diese kleine Züchtigung änderte an seinem Betragen nichts. Er fuhr ungehindert fort, unter allen Klassen des Volks, an den Tischen der Großen selbst, wo man sich um seine Gegenwart riß, wider Tyrannei und Unterdrückung loszuziehen.

Die

Die Großen befürchteten wenig von ihm, und hielten ihn für einen ziemlich unschädlichen Thoren. Sie glaubten nicht, daß er je etwas von dem ausführen würde, was er sagte, eben weil er's sagte; und sie hatten in Ansehung seiner nicht ganz unrecht. Aber ihre Politik täuschte sie in Ansehung des Volks. Die Masse war in solcher Gährung, daß die geringste Zuthat einen Ausbruch veranlassen mußte; und ein Mensch wie Rienz i war gerade durch seine Inkonsequenz, durch das Schwankende, Unbeständige seiner Handlungen, am geschicktesten auf die Römer zu wirken, welche nicht genug Muth und Solidität gehabt hätten, um unter der Fahne eines wahren Helden auf ein festes Ziel loszugehen. Unter diesen Umständen wirkten Streiche, die des Tollhauses würdig waren, so viel als die sichersten Künste der Politik; die Verschwörung bildete sich von selbst, und sie war reif, ehe jemand daran gedacht hatte, ihren Anführer selbst nicht ausgeschlossen.

Kienzi fing nun an, die Eindrücke, die seine Reden gemacht hatten, im strengsten Verstande zu versinnlichen. Dies geschah durch ein allegorisches Gemälde, das er öffentlich ausstellte, wo er den traurigen Zustand Roms, die verschiednen Leiden der Einwohner, die Laster und die Verbrechen ihrer kleinen Tyrannen in allerlei Sinnbildern ausgedrückt hatte. Auch hierüber lachten selbst die sich getroffen fühlten; und man übersah, daß dieser Nasende auf einen Kunstgriff gefallen war, welcher der ruhigsten, feinsten Staatskunst vielleicht entgangen wäre. Diese emblematischen Vorstellungen waren dunkel genug, um den Witz der Erklärer auf verschiedene Weisen zu spannen. Jeder Bürger deutete sie auf seine eignen Beschwerden; die Beschäftigung, welche Kienzi durch seine Räthsel seinen Mitbürgern gab, schmeichelte ihrer Eitelkeit und setzte ihre Imagination in große Bewegung. Von dieser letzten Seite waren die

Römer am besten zu fassen; und Nienzi traf sie vielleicht gerade darum, weil er selbst so sehr Römer war. Auch war diese Art sich zu äußern seiner Unbestimmtheit vorzüglich bequiem; denn die letzte und richtigste Erklärung mußte doch der Ausgang geben, und er konnte immer so viel und so wenig damit gemeint haben, als dieser ausweisen würde.

Sein Glück machte ihn täglich kühner; bald erblickte man in der Hauptkirche von Rom eine große kupferne Tafel, auf welcher das Römische Volk vorgestellt war, das dem Kaiser Vespasian die souveraine Gewalt übergab. Die Figuren waren mit antiken Inschriften umgeben, deren Erklärung sich Nienzi vorbehielt, und in Gegenwart des Volkes und des Adels zu geben erbot. Auf seine Einladung drängte sich eine ungeheure Menge Volks in die Kirche, an deren Spitze die Kolonnas und die andern Römischen Fürsten waren. Nienzi erschien, wie ein

Marktschreier, auf einem hölzernen Gerüste in abentheuerlicher Kleidung, mit Sinnbildern, wie mit Schellen behangen. Er machte seine Zuhörer auf die vormalige Majestät des Römischen Volks aufmerksam, und auf das Recht, das ihm zukam, die höchste Gewalt bloß als einen Ausfluß der seinigen zu vergeben; verglich diese angeborene Gerechtigkeit mit seinem jetzigen Verfall; erklärte sich übrigens so wenig, als sonst, zu was alle diese Anstalten sollten, und kramte einen unnützen Schwall von Gelehrsamkeit aus, um den Sinn seiner Inschriften begreiflich zu machen. Aber dieser Auftritt, der eher einem Possenspiel als einer politischen Handlung glich, ließ Eindrücke zurück, die um so tiefer haften, je weniger man daran dachte ihnen zuvorzukommen. Nizenz's Predigt hatte eine Seite, von welcher sie den Großen sogar angenehm war. Sie ertrugen die Herrschaft der Päbste sehr ungern, ungeachtet sie seit ihrer Auswander-

rung meistens nur im Scheine bestand. Dieses Vorrecht des Römischen Volks, dem Rienzi so viel Gewicht gab, stritt den päpstlichen Ansprüchen gerade entgegen, und konnte die Absichten der Großen unterstützen, sobald man nur einig wurde, die Römische Republik als eine Aristokratie anzusehen, wo die Gewalt des Volks bei dem Adel allein ihren Sitz hätte. Sie glaubten also nicht, diese Eindrücke zerstören zu müssen: alles sprach von Rienzi, von der Römischen Größe, von ihrem nahen Wiederaufkommen, und Rienzi selbst, den sein Schicksal immer forttrieb, streuete von Zeit zu Zeit neue Funken aus, die den Brand allgemeiner machten.

Auf einer Mauer der Engelsburg sah man ein neues Gemälde, dessen Inhalt den Geist der unverkennbar machte. In einem feurigen Hintergrund, dessen Flammen an den Wolken leuchten, wälzte sich eine ungeheure Menge Volks, und rang mit dem Tode. Vorzüglich

zeichnete sich eine Matrone mit gekröntem Haupte aus, die das Feuer schon halb verzehrt hatte. Auf der andern Seite war eine Kirche, aus welcher ein Engel heraustrat, weiß gekleidet, ein blankes Schwert in der rechten Hand. Die linke bot er der gekrönten Dame, um sie aus dem Abgrund zu ziehen. Ueber dem Kirchturm schwebten Petrus und Paulus, und riefen: Hülfe! Hülfe der, welche uns in ihren Tempeln aufnimmt! Aus den Lüften schoß ein Heer von Raubvögeln in die Flammen. Ueber ihnen erblickte man eine Taube, die einem kleinen Vogel einen Myrtenkranz gab; dieser nahm ihn an, versagte die Raubvögel, und setzte der Matrone den Kranz auf. Unten las man die prophetischen Worte: Die Zeit des Rechtes ist nah; harret ihrer in Hoffnung!

Diesmal war es nicht schwer, Rienzi's Meinung zu errathen. Man erkannte ihn in

dem kleinen Vogel, in der Matrone Rom, und in der Taube den heiligen Geist, von dem seine Weisung als Befreier Roms herrührte. Die Nahrung kam nun aufs äußerste, und Nienzi sah sich, fast möchte ich glauben zu seinem eignen Erstaunen, in den Stand gesetzt, alles zu unternehmen. Sein letztes Wagemuth war, daß er den sechzehnten Februar des Jahrs 1347, am ersten Tage der Fasten, an ein Thor von Rom die Worte anschlug: Bald wird Roms guter Zustand wieder hergestellt seyn. Um dieses ganz zu verstehen, muß man wissen, daß der gute Zustand eine Art von Feldgeschrei war, das Nienzi in Rom eingeführt hatte. So nannte er die Verbesserungen im Staate, mit welchen er seine Anhänger unterhielt, und er hatte den guten Zustand zum Bösen des Römischen Vöbels gemacht.

Bei den letzten Schritten, die er that, entdeckt man mehr Absicht als bei den vorigen. Es

fand sich gerade zu der Zeit ein günstiger Um-
 stand ein, den er nicht ungenutzt vorbeilassen
 wollte, und um dessentwillen er die Ausfüh-
 rung seines Entwurfs beschleunigte. Der ein-
 zige Mann in Rom, der durch seine persönlichen
 Eigenschaften, durch festgegründeten Ruhm,
 Nepes's Tugenden ein Gegengewicht geben
 konnte, war damals in Sachen der Republik
 abwesend. Dieser Mann war Stefan Ko-
 lonna, der Alte genannt, ein Greis von
 mehr als achtzig Jahren, und seit einem hal-
 ben Jahrhundert der Held Italiens. Das
 Haus der Kolonnas war überhaupt die
 erste Stütze der kaiserlichen Parthei in Italien,
 aber der Gibellinen. Die Besitzungen, die
 sie im Gebiete der Päbste hatten, veranlaßten
 öfters Streitigkeiten zwischen ihnen und ihren
 geistlichen Oberhäuptern; daher erklärten sie
 sich für das kaiserliche Interesse, um diese ge-
 fährliche Lehnsherren in Furcht zu erhalten.
 Bonifaz der Achte hatte zu Ende des

vierzehnten Jahrhunderts die päpstliche Würde durch verschiedene unrechtmäßige Mittel an sich gerissen, aber die Kolonnas widersetzten sich seiner Wahl. Dieser heftige und rachsüchtige Papst erklärte das ganze Geschlecht in die Acht, und schrieb einen Kreuzzug gegen sie aus, an dessen Spitze sich die Ursinjs stellten, welche, als geborne Erbfeinde und einzige Nebenbuhler des Hauses Kolonna, die Parthei der Guelfen in Italien anführten. Sie nahmen alle Festungen ihrer Feinde ein, und die letzte und stärkste, Palestrina, welche sich freiwillig ergeben hatte, ließ der meineidige Bonifaz von Grund aus zerstören. Die Kolonnas irrten nun als Flüchtlinge in der Welt herum. Keiner aber zeigte sich im Unglück heldenmüthiger als Stefan, ungeachtet er sein Haus nicht vor der Gewalt und den Händen des Papstes hatte retten können. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und allen christlichen Fürsten bei Strafe des Kirchenbanns verboten, ihm

Schutz und Schirm zu geben. Ohne Geld, ohne Freunde, überall von Mördern umringt, die der Papst gedungen hatte, schätzte ihn allein seine Größe vor einem gewissen Tode. Er fiel in die Hände der Banditen, welche auf Befehl des Papstes ihm überall aufauerteten. Sie erkannten ihn nicht, und verlangten seinen Namen zu wissen. Ich bin Stefan Colonna, sagte er, Römischer Bürger! Wie versteinert von dieser Festigkeit, standen seine Mörder da, und keiner hatte das Herz, Hand an ihn zu legen. In diesem schrecklichen Gedränge wagte er sich sogar nach Italien, und nahm Theil an den Fehden seiner Freunde, denen sein Schwert meistens den Ausschlag gab. „Stefan, Stefan,“ fragte ihn bei einer solchen Gelegenheit einer seiner Freunde, der ihn an seiner löwenmässigen Tapferkeit erkannt hatte, „was macht Ihr hier? wo ist Eure Fehde, daß Ihr Euch retten könnt?“ — Hier, antwort-

tete er lächelnd, und deutete mit der Hand auf sein Herz. An den Höfen, wohin er auf seinem Irrgang gerieth, schlug der Heroismus, der sein ganzes Wesen umstralte, die Pracht der Könige und Fürsten nieder, und sie suchten seiner los zu werden, mehr, weil seine Gegenwart sie demüthigte, als aus Anhänglichkeit für den Papst; keiner aber wagte es, sich seiner zu bemächtigen. Von dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen, der des Papstes Anmaßungen nicht so geduldig ertrug wie die andern Fürsten, wurde er endlich mit offenen Armen aufgenommen, und hatte die Befriedigung, seinen grausamen Feind auf das äußerste gedemüthiget zu sehen. Nach dem Tode Bonifa; des Achten wurden die Kolonnas, theils durch dessen Nachfolger, theils durch Dekrete des Römischen Volks, wieder in ihre Rechte und Güter eingesetzt; und Palestina ward von neuem aufgebaut. Stefan, dieser Phönix, aus der Asche der alten

Näher wiedergehoren, wie ihn Petrarca nennt, ließ sich jetzt in Rom nieder, wo ihm sein Ansehen den wichtigsten Antheil an der Verwaltung des Staats gab. Seine Tugenden vermochten zwar wenig gegen die Verderbtheit seiner Zeitgenossen und die traurige Zerrüttung seines Vaterlandes; doch mußte Nienzi das ehrwürdige Alter dieses Helden scheuen, und er konnte erst während seiner Abwesenheit, da Stefan nach Korneto gereist war, um Getreide für die Republik einzukaufen, den letzten entscheidenden Schritt wagen.

Bis jetzt hatte Nienzi alles was er that, öffentlich gethan, und vor den Augen seiner Oberen. Der erste und einzige Fall, wo er von dieser Publicität abwich, war eine nächtliche Versammlung gegen Ende Aprils, zu welcher er die Mißvergnügtesten unter dem Volke insgeheim einladen ließ. Sie kamen auf dem Aventinischen Hügel zusammen, und er spannte noch einmal die ganze Kraft seiner Be-

beredsamkeit an, um sie von der Nothwendigkeit einer Staatsveränderung zu überzeugen. Er stellte die Gräuel, die in Rom vorgingen, mit mehr Nachdruck und Heftigkeit als jemals vor ihre Augen, und forderte sie auf, alles zu wagen, um dem einreißenden Verderben zu steuern. Was aber mächtiger als seine stürmende Beredsamkeit wirkte, war ein Abriss, den er ihnen von dem Zustande der päpstlichen Finanzen in Rom gab. Seine Stelle veranlaßte ihn zu einer sehr genauen Kenntniß von dem Ertrage der Abgaben, welche in die apostolische Kammer einliefen; er machte seine Zuhörer auf die Wichtigkeit dieses Hülfsmittels aufmerksam, und die zarten Gewissen, die sich gescheuet hätten, diese heiligen Gelder zurück zu behalten, betäubte er mit der sehr gewagten Versicherung: er wisse, daß ihm die Einwilligung des Papstes nicht fehlen werde. Nun fingen die Versammelten an hell zu sehen, und er konnte ihre Entschlüsse lenken, wo

hin er wollte. Diesen Augenblick benutzte er, las die Formel zu einem Eidschwure vor, durch welchen sie sich verbinden sollten, den guten Zustand zu bewirken, unterzeichnete sie zuerst, und fand die übrigen alle willig, seinem Beispiel zu folgen.

Nach diesem Austritt beschäftigte er sich einige Tage mit den nöthigen Veranstaltungen. Die Größe eines Plans, dessen Ausführung so nahe war, schien ihn zu begeistern, und er fing jetzt an sein Glück wirklich zu verdienen. Es mußte sein vorzüglichstes Augenmerk seyn, seine Prahlereien von dem guten Willen des Papstes gegen ihn, durch irgend etwas, wenigstens auf einige Zeit zu bestätigen. Er suchte daher den damaligen päpstlichen Vikarius, Raimund, Bischof von Orvieto, auf seine Seite zu bringen, und er erreichte seinen Zweck vollkommen; denn Raimund entschloß sich, alles was Klenzi thun würde, stillschweigend und ausdrücklich zu genehmigen. Die Geschichte

schreiber machen sich über Maimunds Bereitwilligkeit, das päpstliche Interesse aufzuopfern, sehr lustig; und es ist wahr, daß die Rolle, die er bei diesem ganzen Vorfall spielte, nicht die glänzendste war. Ob er aber eine klügere wählen konnte, ist eine andre Frage; zum mindesten läßt sich nicht wohl ein Ausweg denken, wobei seine eigene Sicherheit zugleich mit der souveränen Würde des Papstes weniger gelitten hätte, als bei diesem. Er mochte vielleicht besser als alle andern sehen, daß die Sache durch Widerstand nicht mehr zu verhindern war, und er hielt es für anständiger, Nienzi's Lüge zu bekräftigen, als das Ansehn des Papstes durch einen unzeitigen Widerspruch auszusetzen. Wirklich hatte Clemens Ursache, dem glücklichen Nienzi für seine Heuchelei Dank zu wissen; daher stimmte auch sein nachheriges Betragen ganz mit dem System seines Vikarius überein. Er hatte die Geduld, das Uebel austoben zu lassen, und gewann das durch alles wieder.

Den achtzehnten Mal des Jahres 1347 ließ Nienzi durch einen Herold, bei Trompetenschall, in allen Straßen von Rom ausrufen, daß sich ein jeder Römischer Bürger, die Nacht vom neunzehnten zum zwanzigsten, in der Kirche von der Engelsburg unbewaffnet einfinden sollte, sobald das Zeichen durch die Sturmglocke erschollen wäre. Aus dieser beispiellosen, ungeheuren Kühnheit, eine Versammlung vier und zwanzig Stunden vor ihrem Ausbruch austrompeten zu lassen, sieht man, wie sicher Nienzi auf die unglaublichste Blindheit der Großen rechnen konnte. Auch dieses ging vielleicht als eine Buffonerie hin, und in der bestimmten Nacht fand sich das Römische Volk auf der Engelsburg ein.

Der Anfang war, daß dreißig Messen zu Ehren des heiligen Geistes gelesen wurden, denen Nienzi mit unermüdeter Andacht von Mitternacht an bis neun Uhr des Morgens zubot. Den zwanzigsten Mal, (an diesem Tage

Tage fiel in diesem Jahre gerade die Pfingstfeier, und er hatte ihn ausdrücklich gewählt, weil er von dem heiligen Geist inspirirt zu seyn vorgab,) um 9 Uhr des Morgens trat er endlich aus der Kirche heraus. An seiner Seite ging der Bischof von Orvieto; er selbst war in völliger Rüstung, hundert Bewaffnete umringten ihn, und hinter ihm folgte mit lauten Zurufungen und unmäßigem Freudengeschrei eine ungeheure Menge Volks, die bis jetzt noch nicht wußte, was vorgehen sollte. Vor ihm her wurden drei Fahnen getragen, auf welchen die Freiheit, die Gerechtigkeit, und der Friede in redenden Sinnbildern vorgestellt waren.

An der Spitze dieses Zugs ging er gerade auf das Kapitol zu, bestieg da die Rednerbühne, und wandte sich gegen das Volk, um Rechenschaft von diesem außerordentlichen Schauspiel zu geben. Er verkündigte, daß er, von dem glühendsten Eifer für Seine Heiligkeit den

Papst und für das Römische Volk beseelt, alle Hindernisse überwunden hätte, welche der Freiheit der Römer bis jetzt im Wege gestanden, und daß von heute an Roms Fesseln durch ihn zerbrochen wären. Alsdann befahl er einem aus seinem Gefolge, die Gesetze vorzulesen, die er zu Erhaltung des guten Zustandes entworfen hatte und über deren Erfüllung er in Zukunft wachen wollte. Diese Gesetze eröffneten dem Volke eine goldne Aussicht, und mußten es vollends berauschen; denn sie zielten alle auf Freiheit und Sicherheit der Bürger, auf feste Gründung der Eigenthumsrechte, auf Demüthigung des Adels und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche. Statt der bisherigen Anarchie, führten sie eine völlige Demokratie ein, deren Repräsentant er bloß seyn wollte. Kein Großer durfte mehr eine Festung haben; die Zugänge der Stadt, die Brücken, die Thore, die sie in ihrer Gewalt hatten, sollten ihnen genommen und mit Bürgerwachen besetzt wer-

den. Ueberhaupt wurde der Sold und die Anzahl sowohl der Reiterei, als des Fußvolks, auf einen bestimmten Fuß gesetzt. Ueber die Entscheidung der Rechtshandel, die Bestrafung der Uebeltäter, welche bisher durch den Mangel an Obrigkeiten und durch die Schwachheit oder Mitschuldigkeit derer, die sich dazu aufwarfen, ganz unterblieben war, versprach er, im Namen des Volks, mit unermüdlicher Gerechtigkeitsliebe zu machen. Diese neuen Einrichtungen heilten die verzweifeltsten Uebel des Staats von Grund aus. Die schrecklichen Folgen einer Aristokratie, welche nicht einmal auf Gesetzen beruhte, nicht einmal aus einer politischen Verbindung der Großen bestand, sondern keine andre Sanktion hatte, als die Uebermacht, den Muthwillen der Einzelnen, und die Schwachheit, die Erschlaffung des Ganzen: diese waren alle gehoben, sobald Nienzi's Befehle durchgingen.

Wie sie abgelesen waren, erinnerten sich die Römer zur rechten Zeit der Krönung Vespasians, und bedienten sich mit der ungestümmten Freude dieser Gelegenheit, ihre veralteten Rechte wieder hervorzusuchen, an die er sie zuerst gemahnt hatte. Sie traten ihm alle oberherrlichen Rechte in Rom und dem ganzen Römischen Gebiete ab, und besugten ihn, über ihr Leben und Eigenthum, in ihrem Namen, unumschränkt zu walten. Er blieb in diesem wichtigen Augenblicke der Politik getreu, die er seit einiger Zeit angenommen hatte, den strengsten Schein von Ehrfurcht gegen den Papst zu beobachten. Er bat, daß man ihm den Bischof von Orvieto als Kollegen beilegen möchte, und versicherte, daß er bereit wäre allem zu entsagen, sobald Seine Heiligkeit sich weigern sollte, die ganze Handlung zu genehmigen. Das Volk willigte in alles, und tanzte voll Freude und Hoffnung heim. Nienzi blieb im Pallast, und sprach von diesem Tage

seine Urtheile aus dem Kapitole. Die Senatoren — so hießen die höchsten Obrigkeitspersonen in Rom — mußten ihm diesen Platz räumen, den sie so schlecht besetzt hatten.

Nienzi war nun Fürst, König oder Kaiser von Rom geworden, (am Namen lag nichts, und er hatte die Freiheit, ihn selbst zu wählen), ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen. Eine so allgemeine Veränderung war ohne Schwertstreich, ohne den geringsten Schein von Widerstand vorgegangen. Aber diese unerhörte Ruhe und Friedlichkeit ist nach allem, was man gesehen hat, keinesweges auf Rechnung seiner Anstalten zu schreiben. Der Austritt war im höchsten Grade unvorbereitet; denn das Volk, welches den meisten Theil daran hatte, wußte den Augenblick vorher noch nicht, was eigentlich damit gemeint war. Nienzi selbst hatte wenig oder nichts mit dem Geiste gethan, der die Anführer großer Verschwörungen auszeichnet, sondern er schien sich

mehr, von einem gewissen fanatischen Zutrauen
 geleitet, dem blinden Zufall überlassen, als
 nach Berechnungen des Scharfsinns und der
 Politik wirklich gewählt zu haben. Dessen un-
 geachtet gab es Menschen genug in Rom,
 welche die äußerste Aufforderung gehabt hät-
 ten, sich mit Gefahr des Lebens der Ausfüh-
 rung seines Plans zu widersetzen: er nahm sich
 der Unterdrückten an, folglich hätten die Unter-
 drückten seine unversöhnlichen Gegner seyn sol-
 len. Aber sobald es darauf ankam, daß meh-
 rere Menschen zusammentreten sollten, fehlte
 es an einem gemeinschaftlichen Vereinigungs-
 band. Die getheilte Verfassung, das zerstück-
 tete Staatsinteresse, die wechselnde Regierung
 trennte nicht bloß die verschiedenen Klassen
 der Bürger, sondern selbst die einzelnen Glieder
 jeder Klasse, durch entgegengesetzte Leidens-
 schaften und Absichten, in unvereinbare Par-
 theien; und keiner konnte in den Plan eines
 andern eintreten. Es war daher natürlich, daß

sie einem Menschen, der, wie Rienzi, kühn genug war, etwas Neues zu unternehmen, anfangs geduldig zusahen, weil sie bei jeder Neuerung ihren Zustand zu verbessern hofften, und also Grund hatten, wenigstens abzuwarten, ob seine Absichten nicht gerade mit den ihrigen zusammenstimmten. In einem Staate, dessen Verfassung, wenn auch fehlerhaft, doch wenigstens sicher genug ist, um wiederum das Glück einiger Bürgerklassen zu sichern, fallen diese Hoffnungen weg, und die beglückten Klassen werden nicht ermangeln, sich allen Neuerungen mit Gewalt zu widersetzen, weil sie bei einer jeden zu verlieren fürchten *). In Rom war es nicht so: die Guelfen konnten immer hoffen, daß Rienzi dem päpstlichen Interesse ergeben wäre; die Gibelinen hatten Grund

*) Diese Stelle erinnert wieder an die Analogie der Französischen Revolution mit der hier beschriebenen, und mit jeder dauernden sowohl, als vorübergehenden Staatsveränderung, die uns aus der Geschichte

genug, seine Ergebenheit in den Willen des heiligen Vaters für Heuchelei zu halten; die Anhänger des Volks blieben bei seinen Worten; und die Großen wußten zwar, daß er es mit ihnen überhaupt schlimm genug meinte, aber an wahre republikanische Tugend glaubten sie nicht, und jeder Einzelne schmeichelte sich, daß gerade sein Nebenbuhler in Rang und Ansehen allein unter dieser Neuerung leiden würde. Außerdem hatten die Partheien, welche Rom zerrissen, die Stätigkeit und die hartnäckige Ueberzeugung nicht, die man immer in ächten republikanischen Zwoletrachten findet: wer heute Guelf war, wurde morgen Ghibelin, entweder aus Eigennuß, oder aus natürlicher Unbeständigkeit, oder weil einer seiner Feinde

bekannt ist; Ne läßt aber auch das ahnden, was jene — so weit es dem beschränkten Sinne des Menschen zukommt, das Schickial zu verstehen und zu errathen — von allen vorherigen unterscheiden wird.

sich mit dem Pabste versöhnt hatte. Es war also an keine Gegenverbindung zu denken: und was den Troß des Volks betrifft, so handelte dieser, wie in allen Ländern und Zeiten, nach dem Strom eines augenblicklichen Enthusiasmus.

Das Gerücht von dieser Begebenheit gelangte bald noch Korneto zu dem alten Kolonna. Sein Entschluß war schnell gefaßt: er glaubte durch seine bloße Gegenwart den Aufruhr zu dämpfen, und ritt mit wenigen Begleitern nach Rom. Der Eintritt in die Stadt schien seine Meinung von der Unerheblichkeit dieses Vorfalles zu bestätigen: alle Straßen waren ruhig; die allgemeine Stille wurde nur von dem Geräusch der gewöhnlichen Arbeiten und den Tritten unbefangener Vorübergehenden unterbrochen. Er redete einige aus dem Volke an, und machte ihnen gemäßigte Vorwürfe über das, was er vernommen hatte, die ohne alle Betretung angehört wurden. So gelangte er unangefochten in seinen Pal-

— last, wo er auszuruhen beschloß, und geduldig abzuwarten, was sich von jenen Nachrichten, die nun beinahe allen Glauben bei ihm verloren hatten, allensfalls noch bestätigen würde. Aber Nienzi ließ ihn nicht lange in seinem Irrthum; sobald er Nachricht von Stefans Ankunft hatte, schickte er ihm einen schriftlichen Befehl, binnen einer Stunde Rom zu verlassen. Stefan zerriß voll Unwillen den Befehl, und sagte: wenn ihm der Narr den Kopf warm machte, würde er ihn noch zu den Fenstern des Kapitols hinauswerfen lassen. Er sah aber bald, daß dieser Narr gefährlicher war als er jemals gedacht hatte; denn kaum hatte Nienzi diese verächtliche Ausnahme seiner Befehle vernommen, so ließ er im Capitol Lärm schlagen: auf dieses Zeichen lief das Volk aus allen Winkeln der Stadt bewaffnet herbei. In wenigen Augenblicken war Kolonna's Haus umringt; er sah sich in der dringendsten Gefahr, und hatte kaum die Zeit, sich auf sein Pferd

zu sehen und durch einen verborgenen Ausweg zu entfliehen. Auf diese Weise kam er glücklich nach Palestrina, wo er erst zu sich selbst kam, um seine unzeitige Sicherheit zu bereuen.

Nienzi benutzte diesen günstigen Zeitpunkt, wo ihm die Stimmung des Volks alles zu wagen erlaubte, und ließ unmittelbar darauf allen Römischen Edelleuten und Greisen bedeuten, aus Rom zu gehen und sich auf ihre Güter zu begeben. Befürzt von Kolonna's Flucht gehorchten sie alle, und reisten unverzüglich ab. Nun die Stadt von allen ihren kleinen Tyrannen gesäubert war, arbeitete Nienzi, der das Volk lenken und anstellen konnte, wie er wollte, an der wirklichen Ausübung seiner Gesehe. Er hob aus dem Volke Wachen heraus für alle Theile und Zugänge der Stadt; bemächtigte sich aller Paläste des Adels, welche so vielen Festungen glichen; setzte untergeordnete Obrigkeiten nie-

ber, die in seinem Namen Recht sprachen und ausübten; verurtheilte die schlimmsten Verbrecher, die schon in den Gefängnissen von Rom waren, oder die er erst hatte festsetzen lassen, und sorgte für die strengste und geschwindeste Vollstreckung seiner Urtheile. Der Anfang seiner Regierung rechtfertigte das Vertrauen des Volks vollkommen, und ließ eine pünktliche Erfüllung seiner glänzenden Verheißungen hoffen.

Jetzt, da alles eingeleitet war, wie er nur wünschen konnte, machte er sich's zur wichtigsten Angelegenheit, an dem Pabst zu arbeiten, daß er ihn nicht in seiner Lüge sterken ließe. Er setzte einen Brief auf, voll der kinklichsten Ehrfurcht, der frömmsten Ergebenheit, worin er dem Pabst Nachricht von seinem Unternehmen und von dessen glücklichem Erfolge gab; übrigen die stärksten Versicherungen machte, daß er bloß zum Besten des heiligen Stuhls so gehandelt hätte, und daß er auch in Zukunft

mit keinem Worte, mit keinem Schritte seinem Ansehen zu nahe treten würde. Ein Schreiben des Bischofs von Orvieto unterstützte das seinige. Glücklicher Weise hatte man die erste Nachricht von diesem Vorfalle nicht durch ihn erhalten, sondern das Gerücht davon war schon vorher sehr vergrößert nach Avignon gekommen, und hatte den päpstlichen Hof mit Schrecken erfüllt. Aus Petrarca's Schriften erfahren wir, welchen Eindruck diese Nachrichten in Avignon gemacht hatten. Gewisse Menschen, die nach der That alles vorausgesehen haben wollten, spotteten über die hohen Erwartungen, die er von einem Menschen wie Rienzi gehabt hatte, und über seinen Enthusiasmus für ein so vergängliches, so wenig festes Gebäude, als diese wieder auflebende Republik. Seine Antwort war, daß seine Freude nicht größer gewesen wäre, als der Schrecken der andern; jezt freilich, da die Gefahr vorbei wäre, läugnete man, daß man sie je ge-

fürchtet hätte; aber er könnte als Augenzeuge am besten wissen, wie allgemein und außerordentlich die Bestürzung gewesen wäre. Der Schein von Gehorsam, den Nienzi annahm, mußte also dem Papste sehr willkommen seyn; denn so hartnäckig und eifern der päpstliche Hof selbst auf seinen ungerechtesten Forderungen bestand, so besaß er doch die nöthige Geschmeidigkeit, sich in die Umstände zu fügen, auch in diesen Zeiten. Ueberhaupt waren die Päpste gewohnt, in ihrem Betragen gegen die Römer etwas von ihrem geistlichen Despotismus abzulassen, weil sie gegen diese alle Rücksichten weltlicher Fürsten zu beobachten hatten. Clemens unterzog sich der Rolle, die ihm Nienzi anwies, mit dem größten Vergnügen. Er benutzte die Freiheit, die man ihm so unverhofft ließ, den Herrn zu spielen, und spielte aus Erkenntlichkeit den gütigen Herrn, der einen kleinen Verstoß gegen die Form des Gehorsams um der Absichten und des größeren Guten will

len, gern vergab; jedoch unter dem Bedinge, daß Rienzi in seinem pflichtmäßigen Betragen gegen den heiligen Stuhl fortfahren würde.

Uebrigens hatte sich Rienzi, noch ehe er den Erfolg seiner Unterhandlungen in Avignon wußte, auf alle Fälle gesichert. Er war in der Ausübung der Tugenden, durch welche er sich am besten in der Liebe des Volks festsetzen konnte, unermüdet fortgegangen, und hatte es so weit gebracht, daß ihm die Römer nichts verweigert hätten, was ihm auch zu verlangen eingefallen wäre. Nun kam es darauf an, das Ansehen und die oberste Gewalt, die er besaß, durch einen bestimmten Namen und Rang zu bezeichnen. In dieser Absicht versammelte er das Volk. Seine Kenntniß der alten Geschichte half ihm hier auf einen glücklichen Gedanken: er verschmähte die glänzenden Titel, und bat das Volk bloß, ihn als seinen Tribun zu erkennen. So wie ehemals diese Würde wäre erfunden worden, sagte er,

um die Plebejer vor dem Uebermuth und den ungerechten Anmaßungen der Patrizier zu schützen, eben so und unter gleichen Umständen könnten sie die Enkel jener Römer in seiner Person erneuern. Er trieb seine Bescheidenheit noch weiter: selbst diesen unscheinbaren Titel wollte er nicht allein tragen; sondern er bat, daß man auch hierin den Bischof von Orvieto ganz wie ihn behandeln und ihm denselben Namen, dasselbe Ansehen, dieselben Rechte ertheilen möchte. Das Volk bestätigte sie beide feierlich in dieser Würde, deren Bedeutung es selbst nur sehr dunkel verstand, und Nienzi schickte sich mit gedoppeltem Ernste an, seinen Beruf zu erfüllen.

Die aus ihrer Vaterstadt verbannten Großen konnten seine überhäuften Beleidigungen nicht verschmerzen. Sie dachten daran, freilich etwas spät, eine Verbindung unter sich zu errichten, durch welche sie die neu ausgebreitete Gewalt dieses Elenden stürzen könnten.

Aber

Aber ihre gegenseitigen Feindschaften waren zu eingewurzelt, und ihr Geist war zu klein, um sie der gemainen Sache aufzuopfern. Mitten in ihrer Uneinigkeit traf sie eine zerschmetternde Botschaft des Tribuns. Er ließ sie vor sich fordern, um in seine Hände der Republik Treue und Gehorsam zu schwören. Die Ueberbringer dieser Befehle schilderten seine Macht fürchterlich ab, und gaben ihnen Beweise, daß er nicht bloß mit leeren Worten spielte, sondern daß er Mittel in Ueberfluß hätte, sie zu zwingen, wenn sie ja Schwierigkeiten machen wollten. Dieser plötzliche Wechsel hemmte alle ihre Entschlüsse; sie hatten bei ihrer übereilten Flucht aus Rom alle Hülfsmittel zurückgelassen, die zu einem schnellen Widerstand gehörten; ihre eigenen Zwistigkeiten hatten die ruhige Klugheit aus ihrer Versammlung verjagt, und sie machten sich insgesamt auf den Weg, vor Clodius' Tribunal zu erscheinen.

So kamen sie in Rom an, wo alles was sie erblickten, von der unerhörten Veränderung zeugte. Nienzi erwartete sie im Kapitele, und ein unzählbares Volk strömte, dahin, um dem großen Auftritt zuzusehen. Jetzt fing eine neue Furcht bei ihnen an: ob selbst ihr Gehorsam abwenden würde, was der Tribun gegen sie beschlossen haben möchte? Sie erwarteten zitternd die Zureckkunft des ersten, der sich entschlossen hatte, vor den Tribun zu treten. Dies war Stefan Kolonna der Jüngere, des großen Kolonna Sohn. Aber die Schrecken, die Nienzi's Gegenwart zu umgeben schienen, trafen auch ihn; seine Aufopferung fing fast an ihn zu gereuen, als der Tribun auf ihn zukam, in völliger Rüstung, — denn er erschien nie anders — und ihn bei der Hand vor einen Altar führte. Hier ließ er ihn auf das allerheiligste schwören: nie die Waffen gegen ihn oder das Römische Volk zu führen, für die Sicherheit des Handels und

der öffentlichen Straßen zu wachen, keine Banditen und andre Uebelthäter in Schutz zu nehmen, den Wittwen und Waisen beizustehen, die öffentlichen Gelder nicht anzurühren, und bewaffnet oder unbewaffnet vor ihm zu erscheinen, wie und sobald er es beföhle. Diese Eidesformel enthielt alle Verbrechen, deren sich die Großen bis jetzt schuldig gemacht hatten. Er konnte freilich nicht hoffen, sich dadurch ihrer Gewissen zu versichern; aber eine solche Feierlichkeit war dem republikanischen Auktor vor der Hand sehr angemessen. Nachdem Kollonna geschworen hatte, erlaubte ihm der Tribun abzutreten; und er kehrte wieder zu den übrigen, denen diese schändliche Erniedrigung noch ein Trost war: so weit war ihre Furcht gegangen! Sie drängten sich nun alle hinein, und folgten, einer nach dem andern, Kollonna's Beispiele nach. Eben diesen Tag hatte Rienzi gewählt, um die Huldigung der übrigen Stände des Volks anzunehmen.

Kaufleute, Soldaten, Handwerker, Bettler, alle traten vor ihn, und sagten ihm mit stürmischen Freudenbezeugungen Treue und Gehorsam zu; er schien die Gleichheit des goldnen Alters unter ihnen wieder hergestellt zu haben.

Nienzi hatte, seitdem er eine Rolle in der Republik spielte, ein gewisses Ideal von Gerechtigkeit vor Augen gehabt, dem er beständig treu geblieben war. Die strengste Ausübung dieser Tugend war es, die ihm schon als Notarius der apostolischen Kammer so viel Ansehen bei dem Volke verschaffte. Auf sie bezogen sich alle seine Pläne, alle seine Einrichtungen; sie selbst schien ihm die Gesetze eingebläset zu haben, die er auf der Engelsburg dem Volke vorschlug. Weil er in der Klasse der Unterdrückten geboren war, hatte er die Gerechtigkeit vorzüglich schätzen gelernt, und die mächtigen Wirkungen, die sein Enthusiasmus für sie auf das Volk machte, mußten ihn noch mehr an sie fesseln. Er hatte

genug gelesen, und er besaß, bei aller seiner Ueberspannung, noch immer Vernunft und Keinheit, oder, wenn man will, Instinkt genug, um die Unfehlbarkeit dieses Zaubers zu erkennen. Strenges, unblegsames Recht war seine Losung und die Stütze seiner Gewalt. Die Größe seines jetzigen Amtes erhob ihn weit über ihn selbst; er war in einer Art von Vergeistern, die seiner Seele einen ungewöhnlichen Schwung gab. Der Fanatismus ist ansteckender als die Weisheit; daher setzte ihn seine Ueberspannung selbst, weil sie sich denen mittheilte, die in seiner Atmosphäre lebten, in den Stand, das Unmögliche zu erreichen. Die Großen mußten die ersten Opfer seiner unerbittlichen Strenge seyn; daher fügten sich auch die Kleinen hinein, weil sie ihre Tyrannen noch mehr haßten, als sie die Zügellosigkeit liebten. In wenigen Tagen war ein Volk von Elenden, die ihr Unglück verdienten, die wechselseitige Räuber und Vebraute waren,

durch einen einzigen Menschen in das freieste, glücklichste und rechtschaffenste Volk unter der Sonne verwandelt *).

Einige Züge, die von allen Geschichtschreibern der damaligen Zeit bestätigt werden, sind so unglaublich und romanhaft, daß man sich in einen andern, besseren Planeten versetzt glaubt, wenn man sie liest. Im Handel wurde die strengste Gewissenhaftigkeit beobachtet; die Kaufleute sagten von ihren Waaren: dies ist gut, dies ist schlecht; und ihr Wort war die Wahrheit selbst. Von Diebstählen und Räubereien hörte man nicht mehr reden; gingen ja welche vor, so war der Tribunal unermüdet in Verfolgung der Thäter; und wenn sie seinen Nachsuchungen entgingen, so ersetzte er selbst, gleichsam um sich für diese Saumseligkeit zu bestrafen, den Werth der geraubten Dinge. Die Fuhrleute ließen ihre Güter auf den öffentlichen

*) Wer wird sich — jedoch nicht ohne! — nicht der Föderationshöfe in Frankreich erinnern?

Athen Straßen liegen, und waren sicher, daß sie den folgenden Tag alles wieder fanden. Hien streitigkeiten unter Privatpersonen vor, so wurden sie augenblicklich dem Tribun vorgelegt, der sie durchgängig nach dem Niederverge-
 stungsrecht entschied. Schlag für Schlag, Auge für Auge, Leben für Leben, das war die allgemeine Richtschnur. Aber zugleich waren öffentliche Friedensstifter oder Versöhner (*pacarii*) niedergesetzt, welche den Verleibigten oder seine Freunde und Verwandten, die für ihn klagten, zu bereeden suchten, etwas von der Strenge ihres Rechts abzulassen. Nur in dem Fall, daß sie auf die ganze Strafe bestanden, wurde sie wirklich an dem Beklagten vollstreckt; sodann aber mußten sich die beiden Partheien umarmen, es wurde an keine Feindschaft mehr gedacht, und dies alles war gewöhnlich in einer halben Stunde abgethan. Auf diese Weise wußte er selbst die Italienische Rachsucht zu mildern.

Er fand ein Mittel, seine Gesetze nicht bloß innerhalb der Stadt Rom, sondern auch in den umliegenden Gegenden, die unter der Botmäßigkeit des Römischen Volkes standen, geltend zu machen, indem er die Schloßbesitzer und kleinen Tyrannen dieser Gegenden über alle Verbrechen, Raubereien und Mordthaten, die in ihrem Gebiete verübt wurden, zur Verantwortung zog und für ihre Nachlässigkeit bestrafte. Sein Einfluß erstreckte sich noch weiter; denn aus allen Winkeln von Italien wurden ihm Prozesse zur Entscheidung vorgelegt, und man hielt sich pünktlich an seine Urtheile. Bedrängte von allen Ländern flüchteten nach Rom, und bezogen sich in den Schutz des Tribunus. Dagegen sah man in ganz Italien Verbrecher und Uebeltäter herumirren, die vor seinen unablässigen Nachsuchungen flohen, und durch ihre Hastlosigkeit das Schrecken seines Namens überall verbreiteten. Er war oft grausam, aber nie ungerecht. Gegen gewisse

Verbrecher, welche die öffentliche Sicherheit und die Heiligkeit des Eigenthums angriffen, war er unerbittlich; weder Stand noch Ansehen des Verbrechers konnten ihm die Strafe ersparen. Während seines Tribunats wurden mehrere Edelleute aus den ersten Geschlechtern hingerichtet; und was noch mehr war, er ließ sogar einem Mönch vor der Thür seines Klosters den Kopf abschlagen. Als Richter suchte er durch alles Ehrfurcht und Schrecken einzulösen: in seinem Gesicht herrschte ein fürchterlicher Ernst, in seinen Reden eine gebieterische Kürze; selbst seine Kleidung und die andern äußerlichen Dinge, die ihn umgaben, verstärkten diesen Eindruck. Sobald er aber seine Urtheile gesprochen hatte, war er wieder sanft und herablassend, gab dem niedrigsten Bettler Gehör, und suchte zu helfen, wo er konnte.

Man wird sich indessen leicht denken können, daß dieser Wirkungskreis für Klentz's

Ehrgeiz noch zu enge war. Als er sah, daß
 der Erfolg seine trunkensten Erwartungen
 übertraf, und daß sein Ruf bereits in ganz
 Europa verbreitet war, fing er an, auch aus-
 wärts nach politischer Thätigkeit zu streben.
 Seine Absicht war vor der Hand — wenig-
 stens gab er sie dem Volke dafür aus — alle
 Fürsten und Republiken von Italien einzu-
 laden, in Bündniß mit ihm zu treten, und
 für den guten Zustand, den er nun wel-
 ter verbreitet sehen wollte, gemein- Sache
 mit ihm zu machen. Er stellte dem Volke
 vor, daß Rom durch eine solche Allianz wie-
 derum das Haupt von ganz Italien werden
 könnte, und er spannte auf diese Weise den
 Römischen Stolz höher als jemals. Zu die-
 sem Behufe sandte er Kurier, mit Briefen
 von seiner Hand, in alle Hauptstädte von
 Italien; und damit noch nicht zufrieden,
 schrieb er an alle Europäische Fürsten, um
 ihnen seine Freundschaft anzubieten und sie

um die übrige zu bitten. Bei diesen Beschaffen bemerkt man ein lächerliches Gemisch von Stolz und Demuth, von Pracht und Simplicität, das aber damals nicht wenig dazu beitrug, ihre Aufnahme zu begünstigen und die Menschen, an die sie gerichtet waren, zu blenden. Er gab sich selbst die prächtigen und ausschweifendsten Benennungen; so lautet der vollständige Titel, unter welchem er sich in diesen Briefen ankündigte: *Nicolaus Severus et Clemens, Candidatus Spiritus Sancti, Miles Libertatis, Pacis Iustitiaeque Tribunus Augustus, Sacrae Romanae Respublicae Liberator Illustris, Zelator Italiae, Amator Orbis.* Dagegen waren seine Kuriere unbewaffnet, sehr einfach gekleidet, und trugen nichts als einen versilberten Stab in der Hand, welcher für das Wahrzeichen ihrer Sendung galt. Zu diesem wurden sie auch überall erlaunt, und

mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen,

Die mächtigsten Fürsten und Städte von Italien beantworteten seine Briefe mit prächtigen Gesandtschaften. In Rom war ein solcher Zusammenfluß von Menschen aus allen Ländern, daß der Platz kaum zureichte, sie alle zu beherbergen. Auch die Fürsten außer Italien behandelten den Tribun wie ihresgleichen. Der Kaiser Ludwig von Baiern, der seit zwanzig Jahren mit dem päpstlichen Stuhl in Streit lebte, der mehrmals vergebens sich auszusöhnen gesucht hatte und jetzt einen neuen gefährlichen Gegenkaiser in der Person Karls von Luxemburg aufsteigen sah, wandte sich endlich an Nienzi, in der Hoffnung, mit seiner Fürsprache bei dem Papste durchzusehen, was ihm so oft schon mißlungen war. Seine Gesandtschaft war zwar heimlich, aber doch nicht so unbekannt, daß nicht die ganze Ehre davon auf den Tribun

zurückgefallen wäre. Am rühmlichsten aber waren für ihn die Neapolitanischen Gesandtschaften, welche einen großen Rechtsband zwischen zwei gekrönten Häuptern, der alle Höfe von Europa beschäftigte, seiner Entscheidung unterwarfen. Johanna, Königin von Neapel, war angeklagt, daß sie Theil an der Ermordung ihres Gemahls Andreas genommen hätte. Andreas Bruder, Ludwig, König von Ungarn, hatte seine Staaten verlassen, um seinen Bruder an dieser treulosen Gattin zu rächen; sie aber rief Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an, und ihre Tugend, ihre außerordentliche Schönheit war mehr als hinreichend, die Meinung der Welt zu bestechen; ganz Europa war zwischen diesen beiden Partheien getheilt. Sie vereinigten sich endlich dahin, daß sie den Tribun von Rom, als den gerechtesten Mann seiner Zeit, zum Schiedsrichter erwählten. Von allen, in diese große Sache verwickelten

Fürsten, kamen Gesandte nach Rom, die in
 dem Glanz ihrer Aufzüge mit einander wet-
 telferten. Klug beschied sie vor seinen Oe-
 rickesstuhl, und sie erschienen in Gegenwart
 des Römischen Volks, um für die Sache ih-
 rer Herren zu sprechen. Aber seine Gerechtig-
 keitsliebe war in diesem Falle seiner ehrsüch-
 tigen Politik untergeordnet. Er hörte ihre ge-
 gegenseitigen Gründe mit richterlichem Ernste
 an, und hütete sich abrigens ein Urtheil zu
 sprechen. Seine Absicht war, beide Theile mit
 gleicher Schonung zu behandeln und keinen
 durch eine bestimmte Entscheidung zu erbittern,
 um mit der Zeit einen Plan auszuführen, den
 er mit dem Kaiser Ludwig von Baiern
 entworfen hatte, und dessen Opfer der Kläger
 sowohl als die Beklagte geworden wäre. So
 weit war es in kurzer Zeit mit ihm gekome-
 men, daß er die Könige und Fürsten am Zeile
 herum führen durfte. Der einzige Philipp
 von Valois, welcher damals in Frankreich

regierte, war von dem allgemeinen Tarnad nicht ergriffen worden. Rienzi hatte auch an ihn geschrieben, und Philipp antwortete ihm. Aber er faßte seine Antwort so steif und kümmerlich ab, daß sie gegen Rienzi's pralerischen Styl sehr lächerlich kontrastirte; und er vertraute sie einem gemeinen Boten an, dem er noch dazu, wie von einem prophetischen Geiste getrieben, die geheime Instruktion gab, sich auf seiner Reise nicht zu übereilen. Philipps Abndung traf ein; denn als der Bote in Rom ankam, war Rienzi schon verschwunden.

Neben jenen Ehrenbezeugungen, die von allen Höfen auf den Tribun zuströmten, verdienen auch die Briefe und die Gedichte erwähnt zu werden, die Petrarca an ihn richtete; denn das Ansehn dieses Dichters unter seinen Zeitgenossen, das uns jetzt vielleicht sein Verdienst zu übertreffen scheint, gab diesen öffentlichen Beweisen seiner Achtung einen ungemeinen Werth. Rienzi war ihm

seit jener felerlichen Gesandtschaft bei dem
 Pabst aus den Augen gekommen; und da er
 die Nachricht von der wichtigen Revolution
 erhielt, die sein Freund so glücklich durchgeführt
 hatte, war seine Ueberraschung, die dichteris-
 schen Träume, mit denen er sich von jeher am
 liebsten beschäftigt hatte, jetzt wirklich erfüllt
 zu sehen, eben so groß als seine Freude. In
 dem ersten Rausche setzte er ein feuriges Schrei-
 ben auf, worin er seinen Enthusiasmus über
 diese schönen Ausichten ausließ. Er redete
 bald die Römer, bald den Tribun selbst an; er
 ermahnte die Römer, ihres Glücks werth zu
 bleiben und nie zu vergessen, was sie ihrem
 Erretter schuldig wären; er verglich den Tribun
 mit dem ersten Brutus, der den Narren ge-
 spielt hatte, um die Tyrannen sicher zu stür-
 zen; er suchte den Haß des Volks gegen die
 Großen durch die heftigsten Verwünschungen
 ihres Despotismus anzufeuern, ungeachtet
 ihn selbst die engsten Bande der Freundschaft

und

und der Dankbarkeit an die Kolonnen fesselten, welche das Hauptziel von Rienzi's Bemühungen waren. Dieses Meisterstück von feuriger Beredsamkeit wurde, so wie auch die folgenden Briefe, die Rienzi von Petrarca erhielt, in den öffentlichen Versammlungen des Volks vorgelesen, und sie machten eine außerordentliche Wirkung auf die Römer, die eine solche Sprache besser verstanden, als die ruhige Sprache der Vernunft. In diesem Tone schrieb er mehrmals an den Tribun; aber seine Briefe enthielten oft mehr als leere Deklamationen, und er gab ihm wichtige Nachrichten von den Gesinnungen des Hofes in Avignon. Ein Umstand, der sein dichterisches Feuer am meisten entzündete, war das neue Datum, dessen sich Rienzi in seinen Antworten bediente: im ersten Jahr von der Befreiung der Republik *). Er

*) Die Franzosen sind bekanntlich schon im vierten Jahr ihrer neuen Ära — und darum doch nicht viel weiter, als damals die Römer.

sah mit Entzücken eine zweite Epoche der neuen Geschichte angehen, die, wie er glaubte, in Jahrhunderten noch den Chronologen zum Leitfaden dienen würde. Freilich erfuhr er bald Dinge von seinem Helden, die diese süßen Hoffnungen störten; aber er entsagte ihnen darum noch nicht. Er suchte den Unglücklichen zurückzuhalten, er warnte ihn vor den Bewegungen, die unter dem Volke vorgingen, er drohte sogar *). Alles war umsonst, und Rienzi ging unaufhaltsam seinem Verderben entgegen.

Rienzi hatte den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht; aber eben dies war der Zeitpunkt seines Verderbens. Der Bogen war zu scharf gespannt, um nicht zu brechen. Als

*) In einem Briefe aus Genua, vom 26. November 1347, schreibt Petrarca an Rienzi: hanc mihi quoque durissimam necessitatem exime, ne lyricus apparatus tuarum laudum, in quo quidem tesse hoc calamo multus eram, desinere cogatur in Satyram.

enzi war im Grunde ein kleiner Mensch, der sich nur durch eine gewaltsame Verdrehung seines Geistes zu einer gewissen Größe hinaufgezwungen hatte. Ein so unnatürlicher Zustand konnte nur kurze Zeit währen. Sein Enthusiasmus für die Gerechtigkeit rührte ganz allein von der Niedrigkeit seiner Geburt her. Arm, verachtet, unterdrückt, war ihm die Ungerechtigkeit der Mächtigen zur Last gefallen, und er hatte sich gegen sie verschworen, wie ein jeder Dieb oder Räuber. Sein Glück erhob ihn noch über diese Menschen, die er sonst mit Neid und Erbitterung angesehen hatte, und er konnte sich vor keinem ihrer Laster verwahren. Wer erkennt nicht hier den ganzen Gang gewöhnlicher Seelen?

Statt der Einfachheit, durch welche er vorher das Volk bezaubert hatte, beleidigte er jetzt ihre Augen mit einer mehr als königlichen Pracht. Seine Kleidung war kostbar, seine Tafel reichlich besetzt; er zeigte sich nie

andere als mit einem zahlreichen Gefolge, das slavisch seinen Winken zu Gebot stand. Er versäumte keine Gelegenheit, durch öffentliche Aufzüge seine kindische Eitelkeit zu kitzeln, und er wandte die tollste Verschwendung an, um bei jeder neuen Feierlichkeit dieser Art, sich, wo möglich, selbst zu übertreffen. Anfangs hatte er das Volk dadurch unterhalten, aber in der Länge gewöhnten sie sich an diese **Schauspiele**. Klenzl's Erfindsamkeit gab nur ihrem Neid und ihrer Galle Nahrung. Sie erinnerten sich, daß sie diesen Menschen, der im Stande war, einen solchen Aufwand zu machen, gekannt hätten, da er so arm und so niedrig war als der schlechteste von ihnen. In dieser schwarzen Laune geriethen sie auf den Verdacht, daß der fürstliche Staat des Tribuns auf ihre Unkosten bestritten würde. Man fing sogar an die Großen zu bedauern, weil man merken wollte, daß er den alten Despotismus nur stürzte, um seinen eignen auf dessen Trüm-

mern zu erbauen; und wenn es darauf ankam, Tyrannen gegen Tyrannen zu vertauschen, so fand man immer jene erträglicher, die sich auf Rechte der Geburt stützten, als einen, der nichts vor jedem andern seiner Mitbürger voraus hatte, der sich nur durch Heuchelei und durch unverzeihlichen Verrug in die oberste Gewalt hineingeschlichen hatte. Sein schmeichehaftes Zutrauen auf die Liebe des Volks — wenigstens gab es seiner glücklichen Tollkühnheit diesen Namen — hatte aufgehört; er war mißtrauisch geworden, weil er sich schlimmer Absichten bewußt war, und er sah sich nach andern Sicherheitsmitteln um. Er hatte die Befestigungswerke, welche die Palläste der Großen umgaben, niederreißen lassen, und bediente sich der Materialien, um sich selbst im Kapitol zu verschanzen. Es war noch keine so wohl unterhaltne Armee in Rom gesehen worden, als die er errichtet hatte. Sie that treffliche Dienste gegen einige

Vasallen, welche sich wider den guten Zustand aufgelehnt hatten; aber man argwöhnte, daß er sie mehr zu seinem eignen Vortheil, als für den Dienst der Republik hielte. Nienzi hatte außerdem die Unvorsichtigkeit, jene Masse von Ehrfurcht für den Papst abzulegen, die ihm so gute Dienste gethan hatte. So sehr die Römer sich über ihren Bischof beklagten, seitdem sie ihn verloren hatten, so bewies selbst dies, wie fest sie an ihm hingen, und sie waren zu gute Katholiken, um nicht zurückgestoßen zu werden, wenn man sich in einem gewissen Grade gegen ihn vermaß.

Der erste August war ein unglücklicher Tag für den Tribun. An diesem Tage ließ er sich mit den prächtigsten, aber zugleich sinnlosesten Feierlichkeiten zum Ritter schlagen: ein lächerlicher Einfall, der die ganze Schwachheit dieses Menschen schildert. Er vergaß, daß er als Tribun weit über alle Ritter erhaben war; er hatte die Großen tief unter

sich erniedrigt, und er suchte sich jetzt zu ihres gleichen zu machen; er hatte alle Rechte des Adels angegriffen und verachtet, und er schien den Tag als den wichtigsten seines Lebens zu feiern, wo er, der Beherrscher Roms, ein Edelmann wurde. Der neue Ritter badete sich in einer marmornen Wanne, die in der Kirche vom Lateran aufbewahrt wurde, und in welcher sich, der Sage nach, Konstantin der Große gebadet hatte, nachdem er durch ein Wunderwerk des Papstes Sylvester von einer tödtlichen Krankheit geheilt worden war. Diese Wanne wurde für ein unverlethliches Heiligthum gehalten, und Niemand erregte durch diese Profanation mehr Murren, als er vielleicht durch die entschiedenste Tyrannei gethan hätte. Die eingenommenen Gemüther glaubten in einem zufälligen Umstand, der sich unmittelbar darauf ereignete, eine schlimme Vorbedeutung und ein sicheres Zeichen von der Mißbilligung des Himmels

zu erkennen. Das Bett, in welches er sich nach dem Bade legen wollte, brach unter ihm zusammen, ungeachtet es, wie die Annalen dieser Zeit geflissentlich anmerken, neu und fest gebaut war. Alle Unglücksfälle, die in diesem traurigen Anzeichen enthalten seyn konnten, trafen durch den Haß des Volks und durch seine eigne Thorheit pünktlich ein. Ueberhaupt glaubte er jetzt als Ritter aller Verbindlichkeiten los zu seyn, die er vorher als Tribun beobachtet hatte. Den Tag nach dieser Felerlichkeit ließ er öffentlich eine große Messe lesen, unter welcher er plötzlich aufstand, mit lauter Stimme den Pabst und das ganze Collegium der Kardinäle, die zwei Gegenkaiser Ludwig und Karl, nebst allen Kurfürsten vorseforderte, persönlich in Rom vor seinem Richterstuhl zu erscheinen, und ersten, dem Pabst und dem heiligen Collegio, auslegte, sich über ihre lange Abwesenheit zu verantworten. Außer sich vor Erstaunen und

Unwillen, stand der Bischof von Orvieto, der neben ihm saß, ebenfalls auf, und sang an im Namen des Papstes gegen diese beispiellose Frechheit zu protestiren; aber auf ein Signal von Nienzi erscholl plötzlich ein solches Donnern von Pauken und Trompeten, daß Kai und beschämte schweigen mußte *). Dieser Auftritt machte eine äußerst widerwärtige Wirkung, und Nienzi sank von dem Tage an merklich in der Achtung des Volks. Außers

*) Der gelehrte Verfasser von den *Mémoires de Petrarque* sucht diese Citation des Papstes und der Cardinäle durch Nienzi, mit verschiedenen Gründen zu bestreiten, ungeachtet er die Citation der Kaiser und der Kurfürsten zugiebt. Aber die meisten seiner Gründe sind nur Rücksichten, welche den Trisbun hätten abhalten sollen, diesen Schritt zu thun. Sie beweisen bloß, daß es ein unüberlegter, äußerst falscher Schritt war, und vielleicht ist dies gerade eine Ursache mehr, um zu glauben, daß ihn Nienzi gethan hat. Wenigstens ist bei einem solchen Charakter das Unwahrscheinlichste meistens für das Wahre zu halten.

lich dauerte sein Glück zwar noch fort; denn in diesen Zeitpunkt fielen gerade die großen Gesandtschaften, welche so viel Glanz auf sein Tribunal warfen. Diese Dinge hielten das Volk noch hin, und ließen das Gift wenigstens nur still und langsam um sich greifen. Aber eben dies vermehrte und verlängerte auch seine Verblendung; er glaubte nun alles wagen zu dürfen.

So viel er schon zu Demüthigung des Römischen Adels gethan hatte, so war doch sein Plan noch lange nicht erfüllt; er hatte mehr Widerstand von ihnen erwartet, ihr Gehorsam benahm ihm alle Gelegenheit, einen entscheidenden Streich auf sie zu wagen. Endlich entschloß er sich, nichts mehr zu schonen und mit einem mal alles wegzuräumen, was seinen herrschsüchtigen Absichten im Wege stand. Er lockte einige von den Großen unter dem Vorwand eines Gastgebots in das Kapitol; andre wurden durch Wache aus ihren Häusern geholt

und ebenfalls dahin geführt, so daß er fast den ganzen Römischen Adel in seiner Gewalt hatte. Zugleich ließ er unter dem Volke austreuen, es wäre eine gefährliche Verschwörung gegen sein Leben und die Römische Freiheit entdeckt worden. Das Volk wurde eingeladen, sich am Abend dieses Tages (es war der vierzehnte September) im Kapitol einzufinden, um das Nähere zu erfahren. Die Römer kamen in Menge an den bestimmten Ort, und Nienzi ließ seine Gefangenen vorsehren. Zum Unglück für ihn war der alte Kolonna unter diesen. Seine edle Ruhe, seine majestätischen Blicke thaten in der Stimmung, worin die Zuschauer schon waren, eine Wirkung auf sie, die Nienzi zu seinem großen Mißfallen bald bemerkte. Statt ein Wort zu seiner Vertheidigung vorzubringen, blickte Kolonna ihn an, als wollte er ihn durchbohren, und machte ihm mit kalter Bitterkeit Vorwürfe über die königliche Pracht seines Anzugs, die sich für einen

Tribun des Volks so wenig ziemte. Stefan's Kühnheit erregte ein Murmeln der Bewunderung unter den Anwesenden. Dem Tribun entging diese Bewegung nicht. Ohne zu antworten, brach er plötzlich auf, und entließ die Versammlung.

Die Gefangenen brachten die Nacht in der schrecklichsten Unruhe und Ungewißheit zu. Den folgenden Morgen, mit Anbruch des Tages, erschien bei jedem von ihnen ein Rösch, den ihnen Nienzi schickte, um sie zu berichten. In gleicher Zeit schallte die Sturmglocke des Kapitols in ihre Ohren: das gewöhnliche Zeichen, durch welches Nienzi das Volk zusammen berief. Jetzt waren sie ihres Todes gewiß, und alle, außer dem alten Kolonna, dachten nun daran, sich mit dem Himmel zu versöhnen. Als dieses Geschäft vollendet war, wurden sie in einen großen, blutroth und weiß gestreiften Saal geführt, wo sie die Versammlung des vorigen Tages wiederfanden. Nienzi

trat auf, aber nicht mehr schrecklich, wie er sonst als Richter war, sondern ängstlich und verlegen, als wäre er selbst unter den Verurtheilten gewesen. Man hatte ihm hinterbracht, daß unter dem Volke schlimme Bewegungen vorgingen; alles murre über das Schicksal, das er den Römischen Fürsten zgedacht habe, und es könnte leicht zu einer Empörung kommen, wenn er bei seinem blutigen Entschlusse bliebe: so tief wäre der Eindruck, den Stefan Kolonna am vorigen Abend zurückgelassen hätte. Endlich sagte er Muth, und erhob seine Stimme, um das Volk anzureden. Alles schwieg voll Erwartung; aber wie erstaunte man, als er von Barmherzigkeit sprach, und wie schön es wäre, Beleidigungen nicht zu rächen! Der Text zu seiner Rede, wie zu einer Predigt, waren die Worte: Vergieb uns unsre Schulden, wie wir unsern Schuldnern vergeben. Er bat das Volk für die Gefangenen um Gnade, verwies sie mit thränenden Augen

auf die sonstigen Verdienste, auf die fürstliche Geburt der Verbrecher, und beschwor sie, sich mit dieser leichten Strafe zu begnügen. Ein lautes Freudengeschrei war die Antwort, die er erhielt. Er dankte dem Volk im Namen der Schuldigen für diese Nachsicht, und führte nun seine Gefangenen ab. Sie wurden prächtig bewirthet, er beschenkte jeden mit einem Gewand von Hermelin, und ritt wie in Triumph mit ihnen durch alle Straßen von Rom. Nachdem er ihnen alsdann einen neuen Eid des Gehorsams abgenommen hatte, ging er in die Kirche, und nahm mit ihnen das Abendmal, zum Siegel der unbedingtesten Veröhnung.

Durch dieses Meisterstück von Verstellung verbesserte er für den Augenblick die Unvorsichtigkeit, die er begangen hatte. Aber die Wirkung davon dauerte nicht lange. Die Römer, die den Glauben an ihn verloren hatten, sahen bald durch die Maske. Die Großen,

welche seiner Absicht noch gewisser waren, dürr-
 steten nach Rache; und alle Klugen waren
 der Meinung, daß er bei dieser Gelegenheit
 entweder viel zu viel oder viel zu wenig ge-
 than hätte. Der Adel suchte aus der Stadt
 zu entkommen; nur wenige blieben zurück. Sie
 begaben sich auf ihre Schlösser und festen Plätze,
 und machten von da aus große Zurschun-
 gen, um sich für jene schreckliche Nacht an dem
 Tribun zu rächen. Sie fingen bald ihre
 Feindseligkeiten an, und verheerten die Land-
 schaft bis vor die Thore von Rom. Nienzi
 glaubte diesmal wieder seine gewöhnlichen Mit-
 tel anwenden zu können; er ließ sie durch ei-
 nen Herold vor sich fordern, um für ihre be-
 gangenen Frevel zu büßen. Aber diese Cita-
 tionen, die kurz vorher so unfehlbar gewirkt
 hatten, erschienen jetzt in ihrer ganzen Lächer-
 lichkeit. Die äußerste Gefahr hatte endlich die
 uneinigen Großen verbunden, und sie konnten
 über seine ohnmächtigen Befehle lachen. Sein

Abgesandter kam mit zerschlagnem Kopfe zurück; und weil das Volk, das unter den Streifereien der Verschwornen am meisten litt, auf keine andre Weise zu beruhigen war, sah er sich endlich gezwungen, ins Feld zu ziehen, ungeachtet seine Feigheit sich gern länger hinter diesen Pralereien versteckt hätte. Der größte Theil der Feinde hatte sich in das Schloß Marino gezogen, und diese Festung war der Hauptsitz der feindlichen Macht. Aber vor diese wagte sich Rienzi nicht; er begnügte sich einen unbedeutenden Ort, Kastelluzza genannt, in der Nähe von Marino, einzunehmen, und seine größte Heldenthats war, daß er zwei Hunde, denen er die Namen der Herren von Marino, Giordano und Rinaldo Ursini gab, dort in dem Graben ersäufen ließ.

Während dieser Zeit hatte auch der Papst angefangen, offenbar wider den Tribun zu handeln. Ein Courier, den Rienzi gegen

Ende

Ende Augusts nach Avignon geschickt hatte, kam schrecklich gemißhandelt zurück. Man hatte ihm seine Depeschen mit Gewalt weggenommen, den bis dahin so geehrten Stab zerbrochen und ihn selbst blutig geschlagen, ohne ihm nur zu erlauben, daß er die Stadt besähe. Obgleich der Pabst nicht wirklich seinen Namen zu dieser Gewaltthätigkeit hergab, so konnte sie doch nicht wohl ohne sein Zuthun begangen worden seyn, und auf Nicnzi's Klagen erfolgte keine Antwort. Seitdem er die Maske des Gehorsams abgeworfen hatte, war ihm die allzunähe Gegenwart seines selbst erwählten Kollegen, des Bischofs von Orvieto, sehr beschwerlich geworden, und er hatte sich seiner mit guter Art zu entledigen gewußt. Nunmehr kannte er vollends keine Schranken mehr, und ergriff jede Gelegenheit die Rechte des Pabstes zu kränken. Klemens konnte durch Drohungen nichts ausrichten; er sandte endlich den Kardinal und Erzbischof Bers

Vertrand von Embren als Legaten nach Rom, mit der Instruktion, alle Mittel anzuwenden, um den Rebellen zu stürzen.

Klenzi äußerte zwar die tiefste Verachtung gegen die Heiligkeit seiner Sendung, und vermittelte von dieser Seite die Absicht des Papstes. Seine unvorsichtige Sicherheit ließ aber dem Kardinal desto freieres Spiel, durch Intriguen das Interesse seines Herrn zu betreiben. Vertrand benutzte die Stimmung, in welcher er das Volk fand. Ungeachtet sie noch zu viel Furcht vor ihrem Tribun hatten, um selbst etwas gegen ihn vorzunehmen, so war doch zu hoffen, daß sie ihm nicht beistehen würden, wenn er in dem Fall käme ihrer Hülfe zu bedürfen. Der Legat unterstützte die Kolonnas, welche den größten Theil der feindlichen Armee in Palestrina versammelt hatten, und suchte ihnen in der Stadt unter den Mißvergnügten Anhang zu verschaffen. Auf die Nacht vom

neunzehnten zum zwanzigsten November wurde verabredet, daß sie mit ihrer Armee in die Thore der Stadt eingelassen werden sollten. Von dem Tribun, der unterdessen im Capitol unthätig fortschweigte, befürchtete man nichts; aber sein Glück wollte, daß er von dem Verständniß der Feinde in der Stadt noch bei Zeiten Kunde erhielt. Dies weckte ihn aus seinem Schlummer: er traf die nöthigen Anstalten, um alle Verrätherei zu vereiteln, und machte das Volk durch dunkle Prophezeiungen, durch bedeutungsvolle Anzeichen, die er bemerkt haben wollte, auf einen sehr glänzenden Ausgang dieser gefährlichsten Nacht gefaßt.

Dagegen war unter den Verschwornen Furcht und Verwirrung eingerissen; einige von ihnen hatten sich durch schlimme Träume beunruhigen lassen, und drangen darauf, daß man von der Unternehmung abstände. Aber Stefan Kolonna der jüngere, wel-

her die Armee anführte, und selbst an diesem Tage von einem heftigen Fieber geschüttelt wurde, stellte ihnen vor, wie schändlich es seyn würde, die Erwartung ihrer Freunde in der Stadt zu täuschen, und entschloß sich wenigstens zu rekonosciren, ob wirklich Ansehen wäre, daß der Tribun das Verstandniß entdeckt hätte. Er fand die Thore der Stadt verschlossen, die nach der Verabredung offen seyn sollten. Auf sein Rufen antwortete eine ausgestellte Wache, aber um ihm zu berichten, daß die Loosung dieser Nacht verändert worden wäre. Er ritt mit dieser schlimmen Nachricht zurück; und es wurde beschlossen, daß die Armee, diesmal ohne Schwertstreich, mit klingendem Spiel unter den Mauern von Rom abmarschiren sollte. Die kriegerische Musik machte die Soldaten des Tribuns, die in der Stadt waren, vollends wach, und sie öffneten die Thore, um allenfalls bereit zu seyn, wenn die Feinde Lust bezeigten, sich mit ihnen zu messen.

Unterdessen hatte sich Stefans Sohn, Johann Kolonna, ein muthiger Jüngling von zwanzig Jahren, vor der Zurückkunft seines Vaters von dem Haufen entfernt, und war durch einen andern Weg bis vor die Stadt gekommen. Er sah von weitem das Thor offen, und hörte drinnen Geräusch und Waffengeklirr, wie bei einem Auslauf des Volks. Aus diesen Anzeichen schloß er, daß die Unternehmung schon im Gange wäre, und ritt spornstreichs, ohne sich zu besinnen, in die Stadt hinein, um nicht der letzte zu seyn, der Theil an dem Ruhme dieses Tages hätte. Seine plötzliche Erscheinung schreckte die ersten, die ihn erblickten, so, daß sie vor ihm flohen, als würden sie von einem ganzen Heere verfolgt. Aber dieser Irrthum währte nicht lange: bald fiel alles über ihn her, und er wurde ohne Mitleiden ermordet. Stefan, der seinen Sohn bei dem Rückzuge vermißt hatte, und ihn voll schrecklicher Ahnungen

überall aufsuchte, fand sich bald nahe genug an der Stadt, um ihn in dem Gedränge zu unterscheiden. Seine erste Bewegung war ihm beizuspringen; aber eh' er ihn erreichen konnte, sah er ihn schon niedersinken.

Die Feinde hatten ihn bemerkt, und ohne ihm Zeit zu lassen, an seine eigne Sicherheit zu denken, drangen sie in Menge auf ihn ein, und wuchelten ihn nieder. Diese beiden Schlachtopfer, die sich ihnen wie von selbst angeboten hatten, entzündeten ihre Wuth; was von Soldaten in der Stadt war, strömte heraus, ohne Befehle zu erwarten. Sie fanden die feindlichen Truppen noch im Abmarsch begriffen, aber voll Unordnung und Schrecken über die Abwesenheit ihrer Anführer. Sie überfielen sie, und ermordeten, ohne Widerstand zu finden, was nicht entfliehen konnte. Einen so wohlfeilen Sieg gab dem Tribun diese Reihe von unglücklichen Zufällen. Sein größter Triumph war, daß an diesem Tage sechs Köpfe

sonnas geblieben waren, alle fast Edhne und Enkel des unglücklichen Greises Stefan *).

*) Während ist die Art, wie Stefan der alte diese schreckliche Nachricht aufnahm. Wir wollen sie in Petrarca's eignen Worten hören: *Audito primogeniti sui, viri ingentis, et nepotis ex eo incomparabilis adolescentis interitu — nec lacrimulam ullam fudit, nec verbum miserabile, nec accentum trillitiae, sed ad primum nuntium defixis parumper terrae oculis, ad extremum dixit: fiat voluntas Dei, et certo satius est mori quam unius rustici iugum pati.* Man freut sich, in diesen finstern Zeiten Sätze zu finden, die noch an die alten Römer erinnern. Die Erbitterung und die Hartnäckigkeit des Parteigeistes können auch in dem verderbtesten Zeitalter Wirkungen hervorbringen, die mit denen der politischen Tugend in Griechenland und dem alten Rom sehr übereinstimmen; selbst das gegenwärtige bietet und einzelne Sätze dar, welche dieses bewähren, und der aristokratische Edelmutb des alten Kolonna würde in einem ähnlichen Falle einem Anhänger der Misericorde in Frankreich sehr natürlich seyn.

20. Uebrigens war Nienzi zu eitel, um dem
 Zufall diese Günst verdanken zu wollen, und
 wir haben noch Briefe von ihm, worin er
 diese Begebenheit mit vieler Mühe verdreht,
 um sich den Ruhm davon anzuschreiben. Bei
 diesen und ähnlichen Pralereien ließ er es aber
 bewenden. Er machte seinen Sohn Lorenzo
 zum Ritter des Siegs, indem er ihn an
 die Stelle führte, wo die Leichname, *ELEANA*
 und seines Sohnes lagen, und ihn mit ihrem
 Blute besprengte. Er ging in Triumph durch
 die Straßen von Rom, ein bloßes Schwert in
 der Hand, das in eben dieses Blut getaucht war.
 Dieses niedrige Frohlocken erbitterte jeder-
 mann; sein Uebermuth durchbrach von nun an
 alle Schranken; und die selbe Unthätigkeit, die
 ihn in Rom anschlief, statt seinen Sieg zu
 verfolgen und vor *Mario* zu dringen, wohin
 sich der Ueberrest der Verschwornen gerettet hat-
 te, machte ihn vollends so verächtlich, daß seine
 Soldaten es verredeten, ihm weiter zu dienen,

Der Legat, welcher sich nicht weit von Rom, in Montefiascone, aufhielt, und gewisse Nachricht hatte, daß die Unzufriedenheit des Volks auf das höchste gestiegen war, wagte nun einen sehr entscheidenden Schritt, indem er den Kirchenbann über Nienzi, als der Keterei verdächtig, aussprach. In gleicher Zeit erhielten die Römer ein Breve vom Papst, worin er sie ermahnte, ihrem Vohrsatz gegen den Verbannten zu entsagen. Diese beiden Stöße wirkten sehr mächtig auf sie, weil sie eben damals die empfindlichsten Folgen von Nienzi's schlechter Regierung spürten. Giordano von Marino setzte die Feindseligkeiten gegen Rom fort, und mit mehr Wuth als jemals. Die Aecker und Felder hatten so sehr unter seinen Verheerungen gelitten, daß eine übermäßige Theurung in Rom entstand, welche der Legat unter der Hand vermehren half, um die letzten Maschen gegen Nienzi spielen zu lassen. Er fand gerade in dieser Zeit einen Menschen, welcher

dazu geschaffen schien, dem Tribun entgegengesetzt zu werden. Dies war Plpin von Altamura, Graf von Minorbino, aus dem Königreiche Neapel, ein kühner unternehmender Mann, den verschiedne mißlungne Verbrechen so weit gebracht hatten, daß er nichts mehr verlieren konnte: kurz, einer von den Partheigängern, deren es in der damaligen Zeit, vorzüglich in Italien, so viele gab. Gegen den Tribun trug er einen geheimen Groll im Herzen. Er hatte nach Andreas Ermordung sein Vaterland verlassen, und war nach Rom geflohen. Rienzi aber hatte ihn zu Anfang seines Tribunats wegen einiger Räubereien, deren er angeklagt wurde, vor sich fordern lassen, und, weil er nicht erschien, aus dem Römischen Gebiete verbannt.

Altamura bot sich jetzt dem Legaten an, und machte sich anheischig, wenn er nur hundert und funfzig Mann zur Unterstützung bekäme, den Tribun zu versagen. Seine For-

derung war so bescheiden, daß der Legat sie ihm ohne Bedenken zugestand. Diese kleine Gefahr war die Probe wohl werth, ob Nienzi nicht mit eben der Leichtigkeit aus Rom verjagt werden könnte, mit welcher er sich zum Herrn von Rom gemacht hatte. Alamura stahl sich mit seinem kleinen Heer in die Stadt, und, nachdem er sich versichert hatte, daß er keinen Widerstand von dem Volke zu befürchten haben würde, brach er in der Nacht vom vierzehnten zum funfzehnten December aus einer Kirche, die er heimlich besetzt hatte, mit seinen Leuten heraus. Er ließ in dieser Kirche unaufhörlich Sturm läuten, und zerstreute seine Bewaffneten in den verschiedenen Theilen der Stadt. Ihr Geschrei: es leben die Kolonnas! es sterbe der Tribun! drang bald vor Nienzi's Ohren. Das erste Mittel, worauf er fiel, war die Sturmglocke des Kapitols läuten zu lassen, durch welche er seit seiner Erhöhung schon so viel ausgerichte

set hatte. Aber dieses so geehrte Signal versagte diesmal seine Wirkung, niemand kam ihm beizustohn, und unterdessen fuhr der Schall von Astamura's Glocke fort, ihn mit den lähmenden Schrecken zu durchdringen. Er schickte einen Haufen von Trabanten aus, die er um sich hatte, um den Feind zurückzuschlagen; aber ihr Anführer wurde bei dem ersten Angriff tödtlich verwundet, und sie kehrten um, ohne gefochten zu haben.'

Nun war Rienzi's Muth ganz gesunken; er setzte sich mit einigen seiner Getreuen zu Pferde, verließ den Pallast ohne an fernern Widerstand zu denken, und flüchtete sich nach der Engelsburg. Dort kam er an, ohne ein einziges mal aufgehalten zu werden: so wenig fürchterlich waren damals noch die Anstalten, die man gegen ihn getroffen hatte. Bei der ersten Nachricht von seiner Entweichung ging der Graf Pipin auf das Kapitol zu, und ließ die unermesslichen Reichthümer, die Rienzi

dort aufgehäuft hatte, durch seine Soldaten plündern. Nienzi wurde im Bildniß vor den Mauern seines Pallasts aufgehängt; aber ihn selbst ließ man, durch eine Schonung, die nicht wohl zu begreifen ist, auf der Engelsburg unangefochten, bis er vier Wochen später sich von selbst entschloß, das Römische Gebiet zu verlassen und sein Glück in andern Gegenden zu versuchen.

So endigte sich Nienzi's Macht nach einer Dauer von sieben Monaten, ungefähr wie sie angefangen hatte. Seine Geschichte nach seinem ersten Sturze wird uns, gegen die Zeit gerechnet, die sie einnimmt, wenig mehr beschäftigen. Er blieb zwar bis an sein Ende in Verhältniß mit der politischen Welt; aber die letzte Veränderung seiner Lage trieb seinen Geist wieder in die enge Sphäre zurück, die ihm eigentlich zukam. Er spielte von nun an die wahre Rolle der Narren: ein Werkzeug in den Händen der Mächtigen und Klugen, die sich selb

her bedienen wollten. Sein Paroxysmus von Größe war auf immer vorbei; nun er aber anfängt wieder er selbst zu seyn, hört er auf uns zu interessiren. Einige wenige Züge, die seinen Charakter vollenden, sind indessen noch zurück; denn es blieb noch immer unvermeidlich, daß ein Mensch, der nie handelte wie andre Menschen, zuweilen handeln mußte, wie ein großer Mensch.

Nienzi trat zwei Jahre in der Welt herum, und machte mehrere Versuche, am Leichtgläubigen zu finden, mit deren Hülfe er sich wieder in Rom festsetzen könnte. Aber alles war vergeblich; man sah ihn sehr in seiner wahren Gestalt, und die kühnsten Abentheurer konnten sich nicht entschließen, ihr Glück mit dem seinigen zu verbinden. In Rom war man unterdessen sehr ruhig. Gleich nach Nienzi's Entweichung hatte der Legat alles wieder in den Stand gesetzt, worin es vor dem Tribunal gewesen war. Er und zwei Römische Gros

sen aus den Geschlechtern Ursini und Kolonna verwalteten den Staat als Senatoren, so wie vor dem geschehen war: mit dem einzigen Unterschiede, daß der Adel Rienzi's bittere Lehren noch gegenwärtig hatte und etwas vorsichtiger mit dem Volke umging. Doch währte auch diese Schonung nicht lange, und die eingebildete Sicherheit der Großen erweckte ihren Stolz und ihren Uebermuth von neuem.

Im Jahre 1350 reichte das Jubiläum, das in Rom gefeiert wurde, bei unserm Flüchtling die Begierde, sein Vaterland wieder zu sehen. Der Zusammenfluß von Menschen, die durch diese große Feyerlichkeit und durch die mit der Wallfahrt nach Rom verknüpften Indulgenzen dorthin gezogen wurden, machte es ihm leicht, sich unerkannt in die Stadt zu schleichen. Er fand hier mehr günstige Aussichten als er erwartete. Einem unbeständigen Volke, wie die Römer, war es sehr natürlich, daß sie ihn zurüchwünschten, sobald sie ihn verjagt hatten.

Der Cardinal Hannibale Ceccano, welcher dem Erzbischof von Embroun als päpstlicher Legat und Senator von Rom nachgefolgt war, hatte sich dem Volke so verhasst gemacht, daß es bis zu öffentlichen Beleidigungen gegen ihn gekommen war. Indessen hatte er noch sein Leben in Sicherheit geglaubt; aber auf einem geistlichen Umzuge, den er durch die Stadt hielt, streiften hart hinter einander zwei Pfeile an seinem Kopfe vorbei, welche aus einem benachbarten Gatterfenster abgeschossen wurden. Das Haus, wo dies geschehen war, wurde augenblicklich durchsucht; aber man fand nichts, und auch nachher blieben bei den strengsten Nachsuchungen die Thäter unentdeckt. In dieser Ungewißheit ließ endlich der Legat seinen ganzen Verdacht auf Nienzi fallen, von dessen Anwesenheit er unterrichtet war. Er handelte auch wirklich, als wäre Nienzi des Verbrechens schon überwiesen; er sprach den fürchterlichsten Bannfluch über ihn aus,

aus, und stellte überall Auslaurer aus, die ihn in seinen Schlupfwinkeln fangen sollten. Niemand mußte nun befürchten, über kurz oder lang in die Hände seiner Verfolger zu fallen; noch sah er nicht genug Sicherheit, um öffentlich auszubrechen: er faßte also den Entschluß, zum zweitenmale aus Rom zu entfliehen.

In diesem Zeitpunkt verfiel er auf den sonderbaren Gedanken, sich in den Schuh Karls des Vierten zu begeben, den er ehemals, da er noch mit Ludwig von Baiern um die Kaiserwürde stritt, die Kühnheit gehabt hatte, vor seinen Richterstuhl zu fordern, und der überdies in der engsten Verbindung mit dem päpstlichen Hofe stand. Was ihn auch zu diesem außerordentlichen Schritte bewegen mochte, er kam als Franciskauer Mönch verkleidet in Prag an, wo sich der Kaiser damals aufhielt, und ließ sich vor seinen Thron führen. Hier hielt er eine Rede voll prophetischen Unsinn, aus welcher der Kaiser bald abnahm, wen er

vor sich hatte. Karl nahm ihn mit Achtung auf, ließ ihn aber streng bewachen, und glaubte dem Papst Bericht von diesem Vorfall erstatten zu müssen.

Klemente förderte seinen Gefangenen von ihm, und Kle nzi riß seinen Beschützer aus der Verlegenheit, in welche diese Forderung seine Großmuth setzte, indem er selbst um die Gnade bat, nach Avignon zum Papst geschickt zu werden, um sich dort über den Vorwurf der Ketzerei, den einzigen, den man ihm machte, gesetzmäßig und streng verhandeln zu lassen. Karl bewilligte ihm diese sonderbare Bitte, und er wurde nach Avignon geschickt.

Man ist versucht, diese ganze Reihe von Begebenheiten für verabredete Blendwerke zu halten, womit diese Menschen die Augen der Neugierigen täuschen wollten; man ist versucht, in die Tiefen der Politik herunterzustiegen, um diese abentheuerlichen Handlungen wider an menschliche Wahrscheinlichkeit anzu-

knüpfen. Aber man läuft auf der andern Seite Gefahr, mit den scharfsinnigsten Erklärungen sehr irre zu gehen, wenn man die Handlungen der Thoren aus weisen Bewegungsgründen herleiten will. Ob nun Rienzi, der in seinem Leben so viel schon dem Zufall zu verdanken gehabt hatte, den Entschluß faßte, sich ihm in den gefährlichsten Lagen anzuvertrauen, oder ob er wirklich Gründe hatte, zu hoffen, daß man in Avignon Gnade für Recht würde über ihn ergehen lassen; genug, er kam an diesem Hofe an, wo man so oft vor seinem bloßen Namen gezittert hatte, und seine freiwillige Ergebung wurde durch den Ausgang gerechtfertigt. Die Beschwerden, die man gegen ihn hatte, wurden ihm vorgelegt; er verantwortete sich, und man hatte ihm seine Vertheidigung ziemlich erleichtert, indem man ihn bloß von der Seite der Ketzerlei angriff und seine Rebellion, seine Verleumdungen des päpstlichen Ansehens, mit keinem Worte berührte: vielleicht,

well man es nicht wagen wollte, das Römische
 Volk zu erbittern, welches, wie wir bald sehen
 werden, in großer Gährung war. Er wurde
 weder verdammt noch losgesprochen, sondern
 man ließ ihn in seinem Gefängniß bewachen,
 und fuhr fort, ihm mit der größten Schonung
 und Gelindigkeit zu begegnen, bis sich die fol-
 genden Veranlassungen zeigten, seinem Schick-
 sale eine andere sehr unerwartete Wendung zu
 geben.

Klemens der Sechste starb zu Ende des
 Jahres 1352, und sein Nachfolger Innocenz
 der Sechste fand die weltlichen Angele-
 genheiten des päpstlichen Stuhls in großer Zer-
 störung. Klemens Großmuth und Versöhn-
 lichkeit hatte die Stöße, welche das Ansehen
 der Päpste in Italien erlitt, seitdem sie in Avi-
 gnon residirten, sehr vermehrt, und die Kühn-
 heit ihrer Gegner genährt. Ganz Italien
 war voll kleiner Tyrannen, welche die Souve-
 ranität der Päpste öffentlich verspotteten, und

ihre Rechte auf alle Weise schmälerten. Innocentius entschloß sich, dem einreißenden Verderben kräftig zu steuern, und sandte zu diesem Behufe den Kardinal Regidius Albornos, einen Spanier, den seine politischen und kriegerischen Talente für eine solche Unternehmung am geschicktesten machten, als Legaten nach Italien, um die Rebellen zu bezwingen.

Albornos Gegenwart ward entscheidend; er wußte die Feinde des Papstes, theils durch Gewalt, theils durch Unterhandlungen, nach einander zum Gehorsam zu bringen. Aber in Rom war die Verwirrung auf's höchste gestiegen. Die Verfassung der Stadt war in dieser Zeit einigemal völlig umgekehrt worden. Die Unruhe, welche Rienzi wieder angefacht hatte, konnte die Einrichtungen des Erzbischofs von Embrun nicht lange dulden. Die Zwietrachten unter den adlichen Geschlechtern, vorzüglich den Ursinis und Kolonnas, waren mit neuer Heftigkeit angegangen, und Rom

fiel sich wieder so elend, als jemals. Die Gutsgefinnten unter dem Volke wollten dem allgemeinen Unglück ein Ende machen, und setzten einen gewissen Johann Erroni, welcher der angesehenste und tugendhafteste von den Bürgern war, an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Aber dieser Mann war zu gut, um einem Volk wie das Römische, lange vorzustehen. Die mannichfaltigen Verdrüßlichkeiten, die er zu ertragen hatte, bewogen ihn, seine Stelle selbst niederzulegen, und die Parteien wütheten wieder schrecklich in der Stadt.

Kienzi hatte ein ansteckendes Beispiel gegeben: im Jahre 1353 trat ein neuer Waghals auf, der sich vorgenommen zu haben schien, in allen Stücken Kienzi's Affe zu seyn. Dieser sonderbare Mensch hieß Franz Barocelli; er war ebenfalls von niedriger Geburt. Uebrigens ahmte er pünktlich Kienzi's Anfang nach, und nahm auch wie dieser den Namen Tribun an. Aber er besaß die Geschmeck

digkeit und die Kunstgriffe des alten Tribuns nicht; er war nichts als grausam und blutdürstig, und gab sich keine Mühe, einen Schleier über seine Tyrannei zu werfen. Indessen machte er sich dem Volke eben so furchtbar als verhaßt, und Innocentius wußte nichts gegen dieses neue Ungeheuer zu thun, als einen andern Tyrannen als Gegengewicht hervorzurufen, der mehr Achtung und Liebe bei dem Volke hätte, und übrigens ganz von ihm abhinge.

Seine Wahl fiel auf Rienzi; er zerbrach seine Fesseln, und schickte ihn an den Cardinal Albornos, um ihn als Senator wieder in Rom einsetzen zu lassen. Der Cardinal wollte sich aber nur im äußersten Nothfall dieses verzweifelten Mittels bedienen, und hielt den ungeduldigen Rienzi eine Zeitlang vor Viterbo auf, das er belagerte. Endlich wurde Baroncelli nach einer kurzen Regierung von vier Monaten im Kapitol ermordet; die leichtsinnigen Römer ließen dem Legaten

Sein Gehorsam versichern, und diese unerwartet glückliche Wendung machte Rienzi's Gegenwart nun ganz unnöthig. Aber sein Ehrgeiz war in Italien wieder aufgewacht, und es stieß sich die geistlichen Verzögerungen des Kardinals nicht so geduldig gefallen. Die Soldaten, welche die Römer dem Legaten zur Verstärkung nach Viterbo geschickt hatten, um dem Papste dadurch ihre Ergebenheit zu bezeugen, behandelten ihn als den Erretter Roms, und machten ihm sehr schmeichelhafte Vorstellungen von der Sehnsucht seiner Landsleute ihn wiederkommen zu sehen.

Indessen stieß es sich noch an einen sehr unglücklichen Umstand. Der Papst hatte mit gutem Vorbedacht ihm zwar genug zu seinem Unterhalt im Gefolge des Legaten angewiesen, aber nicht so viel, daß er ohne seine Hülfe, die ihm immer unter verschiedenen Vorwänden verweigert wurde, etwas unternehmen konnte; und der gute Wille der Römer ging,

vielleicht aus wirklicher Unvermögenheit, nicht so weit, daß sie ihn mit den nöthigen Mitteln unterstützt hätten. Aber sein Glück half ihm auch aus dieser Verlegenheit. Der Papst hatte ihn seiner Einkünfte wegen auf die Stadt Perugia angewiesen; hier lernte er zwei Brüder des berühmten Ritters Montreal kennen, Arimbaldo und Bertone, welche beschäftigt waren, die unermesslichen Summen, die ihr Bruder erbeutet hatte, in dieser Stadt unterzubringen. Montreal war damals der erste und mächtigste aller Parteigänger oder Condottieri in Italien. Er hatte fast alle hin und wieder zerstreute Truppen seiner Vorgänger gesammelt, und an der Spitze dieser militärischen Republik ganz Italien mit dem Schrecken seines Namens erfüllt. Ein Mann wie dieser konnte Nienzi in mehr als Einem Betracht wichtig seyn; er suchte es aber für's erste durch die Fürsprache seiner Brüder nur dahin zu bringen, daß er

einen Theil der Gelder, die in ihren Händen waren, zu seiner Wiederherstellung anwenden durfte. Dieser ansehnliche Vorschub setzte ihn in den Stand, sich mit allem Nöthigen zu rüsten. Zuvor hat er den Cardinal Albernot, ihn im Namen des Papstes mit der versprochenen Würde zu bekleiden. Da der Legat sah, daß nichts weiter von ihm verlangt wurde, als die leere Ceremonie, so bewilligte er ihm sein Ansuchen ohne weitere Schwierigkeit, und entließ ihn mit einem Segen, der nichts kostete.

Aleugi ging im Junius 1354 mit dreihalb hundert Mann Soldaten, meistens Deutschen, die von ihren vorigen Herren entlassen waren und in Perugia unbeschäftigt gestanden hatten, auf Rom zu, nachdem er ihnen einen Monat Sold voraus bezahlt hatte. Hier wurde er mit der trunkensten Freude aufgenommen, und auf den Händen des Volks in das Capitol getragen. Die Straßen, durch

welche er zog, waren mit Blumen bestreut, man hatte überall Triumphbogen errichtet, die Einwohner waren ihm entgegengekommen, mit Zelzweigen in der Hand. Sie glaubten, daß er den Frieden wieder in ihre Mauern brächte; sie erinnerten sich nur noch seiner Tugenden, und sahen im Geiste schon die ersten goldenen Tage seines Tribunats wieder aufblühen. So viel aber auch dieser Anfang versprach, so bemerkte man doch sehr bald einen Fehler an ihm, den die Römer am wenigsten vergeben konnten: dieser Fehler war Armuth.

Unglücklicher Weise für ihn, hatten sie diesmal von ihrem Tribun außerordentliche Hülfsmittel erwartet, deren sie auch bei ihrem eignen Elend sehr bedurften. Der erste Raufsch war in kurzer Zeit vorbei, und es wurde bald sichtbar, daß Klänz i nur von erborgten Geldern lebte. Selbst der Name seines Gläubigers vermehrte den übeln Eindruck dieser Entdeckung. Man kannte Montreals

Macht, und hatte Grund zu befürchten, daß er die Stadt Rom sehr gern würde für Nienzi's Schuld haften lassen. Es war voraus zu sehen, daß er von dem Pabste oder dem Legaten nie etwas anders erhalten würde, als Papier und Worte, und daß er also in die Nothwendigkeit kommen müßte, das Volk auszusaugen. Diese trüben Aussichten stößten den Römern eine Verachtung gegen ihn ein, die sie öffentlich genug äußerten. Nienzi's Geist war einer Bedrängniß wie diese nicht gewachsen. Er war gewohnt, sich von dem Strome des günstigen Ungefährs und des allgemeinen Enthusiasmus forttragen zu lassen. Jetzt kam er darauf an, gegen Unglück und Vorurtheil zu kämpfen, und an dieser Klippe mußte er nothwendig scheitern. Als ob er sich hätte betäuben wollen, sang er an, sich der niedrigsten Leidenschaft zu überlassen. Die Vergnügungen der Tafel waren die einzigen, die ihn reizten, und er genoß sie in Uebermaß.

Ob er wirklich erst in Deutschland sich dieses Laster angewöhnt hatte *), wie ein Annalist ausdrücklich behauptet, muß dahin gestellt bleiben. Aber die Wirkungen desselben trugen viel dazu bei, die allgemeine Verachtung zu nähren. Er wurde unförmlich dick, und seine ganze Gestalt bekam etwas widriges und ekelhaftes. Den Augen des Volkes zeigte er sich sehr selten; er lebte verschlossen wie ein Tyrann, und schien jene Künste ganz verlernt zu haben, durch welche er sonst alle Herzen an sich gezogen hatte.

Indessen ließen ihn seine unversöhnlichen Feinde, die Römischen Großen, nicht lange in dieser Unthätigkeit. Sie waren kurz vor seinem Einzug aus der Stadt geflohen, und seine wiederholten Einladungen und Freundschaftsversicherungen hatten sie nicht bewegen können zurückzukehren. Ihre feindseligen Strei-

*) *Helluare doctus apud Germanos*, sagt Bzovius in seinen Jahrbüchern der Kirchengeschichte.

freieten. In dem Gebiete der Stadt zwangen
 ihn endlich aufzubrechen. Sein Hauptziel war
 die Belagerung von Palestrina, wo sich
 der größte Theil der Mißvergnügten unter der
 Fahne der Kolonnas versammelt hatte.
 Aber der schlimme Zustand seiner Finanzen se-
 tete ihn in die größte Verlegenheit. Die fremden
 Truppen, die er gebungen hatte, und die den
 wichtigsten Theil seiner Armee ausmachten, —
 denn auf den guten Willen, auf die Beständig-
 keit der Italiäner, die darunter waren, konnte
 er nicht zählen — schrien laut um Geld, und
 drohten ihre Fahne zu verlassen, wenn sie
 nicht bezahlt würden. Er selbst fand sich in
 der Unmöglichkeit sie zu befriedigen, und die
 ganze Unternehmung stockte durch die unver-
 muthete Meuterei der Soldaten. Aber er
 hatte, nicht ohne Grund, Montreals Brüs-
 der um sich zu behalten gesucht, und sie durch
 Ehrenstellen, die ihm nichts kosteten, an seine
 Person gefesselt. Sie konnten seiner Ueber-

redungskunst nicht widerstehen, und vielleicht fürchteten sie auch seine Verzweiflung, da ihr Leben in seiner Gewalt stand. Ein neuer Vorstoß half ihm aus dieser Gefahr. Ihr Geld wurde unter die fremden Soldaten ausgetheilt, und dämpfte den Aufruhr. Der Ausgang des Feldzugs selbst, der aus lauter Plünderungen und Nordbrennereien bestand, ohne etwas zu entscheiden, befriedigte die Geldsucht dieser Miethlinge. Indessen litt die Armee durch den Abfall verschiedner Einheimischen, die nach Palestina überliefen, manchen ansehnlichen Verlust, und das Glück war zum wenigsten sehr zweifelhaft, als Menzi plötzlich seine Truppen verabschiedete und wieder nach Rom aufbrach.

Der Schrecken einer Nachricht, die er bekommen hatte, veranlaßte diesen unvermutheten Entschluß. Montreal, der ihn nicht persönlich kannte, und also von seiner Beriesamkeit nicht eingenommen war, wie seine Brä-

der, war vom ersten Anfang mit ihrer Großmuth unzufrieden gewesen, und hatte sehr ungern in diese Anwendung seiner Schätze gewilligt. Er hielt seinen Schuldner für einen elenden Abentheurer, der sein Wort niemals würde erfüllen können oder wollen. Ueber die neue Unvorsichtigkeit seiner Brüder riß ihm endlich die Geduld aus. Er eilte nach Rom, um sich selbst von der Lage der Sachen zu unterrichten. Seine Ankunft und die Absicht derselben vermehrte das Murren des Volks über den Tribun; die Verachtung, mit welcher er von ihm sprach, theilte sich seinen Zuhörern mit, und seine Drohungen überzeugten die Römer bald, daß sein Arm diesen Elenden eben so leicht stürzen würde, als ihn sein Geld emporgehoben hätte. Menzi's Wuth und Bestürzung über diesen Schritt des Ritters war unbeschreiblich; die Verrätherci eines Weibes aus Montreals Gefolge, die, von ihrem Herrn beleidigt, zu ihm geflohen war, hatte ihm die Gefahr so

drin-

dringend gemacht, daß er alles andre aufopferete, um diesen Sturm abzuwenden. Er kam, von Montreals Brüdern begleitet, in Rom an, und ließ dem ungestümen Gläubiger seine Ankunft melden. Der Ritter, der sich nicht verrathen glaubte, erschien unerschrocken auf diese Einladung; aber kaum hatte er die Schwelle des Pallasts betreten, so legte man ihm eiserne Ketten an, und warf ihn in einen Kerker. Arimbaldo und Bertone wurden zu gleicher Zeit gefangen genommen, als Mitschuldige einer vorgeblichen Verschwörung, deren Gerücht Rienzi sorgfältig austreuen ließ. Montreal befürchtete das Schlimmste nicht, weil er in den Bedürfnissen des Tribuns ein unfehlbares Rettungsmittel zu finden glaubte. Er bot ihm große Schätze für seine Befreiung an, und machte sich andelschlig, seine Brüder als zurückgelassene Geiseln zu betrachten. Aber Rienzi's Absicht war, auf eine sichrere Art mehr zu erlangen, als ihm

Montreal versprechen konnte; die Verbindlichkeit, die er gegen den Ritter hatte, machte ihn unversöhnlich, und er war entschlossen, seine Schuld in dem Blut seines Gläubigers zu tilgen.

Unerbittert von seinen Anerbietungen, ließ er ihm wegen seiner in Italien verübten Grausamkeiten förmlich den Prozeß machen; und Montreal wurde im Angesicht des Volks ~~verurtheilt~~ ^{verurtheilt}. Sein heldenmüthiger Tod; der verdiente Ruf, in welchem er stand, der erste Krieger seiner Zeit zu seyn; Nienzi's Verrätherel und Undank gegen seine Brüder, machten vereinigt einen fürchterlichen Eindruck auf das Volk, ungeachtet die Ursachen, die er vorschützen konnte, nicht unwichtig waren. Montreal würde zwar sein Wort eitterlich gelobt haben; aber es war sehr wahrscheinlich, daß er sich alsdann aller Verbindlichkeit ledig geglaubt hätte und an der Spitze seiner Bande vor Rom erschienen wäre, um auf einmal

seine Nachsicht und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Denn Rienzi war durch jene Verrätherinn von den geheimen Absichten unterrichtet worden, welche der Ritter schon längst auf Rom gehabt hatte. Nichts war natürlicher, als daß die Leichtgläubigkeit, in Rom den Herrn zu spielen, wovon man in kurzer Zeit so viele Beweise gesehen hatte, einen Menschen, der mit einer unbegrenzten Kühnheit außerordentliche Hülfsmittel verband, unwiderstehlich anlocken mußte. Die Römer selbst hatten den Ritter von jeher mit argwöhnischen Augen angesehen; aber alles dies war jetzt vergessen, wenigstens wirkten diese Vorstellungen weniger auf sie als der traurige Anblick seines Todes, dessen Zeugen sie waren, und der Verdacht, daß er nur einem schändlichen Eigennuß aufgeopfert würde.

Uebrigens wurden Rienzi's Absichten von dieser Seite vereitelt, und durch eine Ungerechtigkeit, die den Menschen sehr natürlich

Er vermehrte dieser Umstand den Haß und die Verachtung des Volks. Der Cardinal Albornoß konnte bei einem so wichtigen Falle nicht unthätig bleiben. Er forderte einen der Brüder des Verurtheilten, Arimbaldo, von Rienzi, der es nicht wagen wollte, ihn durch eine abschlägige Antwort zu erbittern, und traf mit Arimbaldos Hülfe sichere Anstalten, daß Montreals Vermögen nicht in die Hände seines Mörders fiel, sondern unter die verschiedenen Unglücklichen ausgetheilt wurde, die seine blutigen Streifereien durch Italien um Güter, Kinder und Weiber gebracht hatten. Auf diese Weise kam Rienzi um alle Vortheile eines vielleicht nothwendigen Verbrechens, und sah die bittern Folgen desselben in ihrem ganzen Umfang.

Was indessen Montreal in Rom besaß, konnte Rienzi's Nachsuchungen nicht entzogen werden, und er setzte sich damit in den Stand, den Ungeßüm seiner Deutschen eine Zeitlang

abzuwehren. Diesen ruhigen Zeitpunkt schien er benutzen zu wollen, um den Widerstand der Großen völlig niederzuschlagen. Er betrieb den Krieg mit einem Eifer, den man noch nicht an ihm gesehen hatte, und die kluge Wahl seiner Generale verschaffte ihm manchen Vortheil über die Feinde. Noch einmal erhob er sich über sich selbst, gleichsam als hätte er sein nahes Ende geahndet. Denn alles was er that, konnte ihn nicht mehr in der Meinung der Römer retten, die jetzt eben so sehr gegen ihn verblendet schienen, als sie es vorher für ihn gewesen waren. Diesem unheilbaren Zustand, wo man nicht vermeiden kann, falsche Schritte zu thun, wo Nachsicht und Strenge, Muth und Feigheit, Klugheit und Unvorsichtigkeit gleich gefährlich werden, können diejenigen Menschen nur selten entgehen, die der Zufall über ihre Kräfte erhoben hat. Er war zum Falle reif, und jedes Mittel, das er ergriff, trug zu seinem Verderben bei.

Die Betheile, die er täglich von der tödlichen Ralte des Volks bekam, bildeten das äussere Mißtrauen vollends in ihm aus, zu welchem seine tyrannischen Absichten ihn schon so sehr geneigt machten. Seine besten Freunde wurden die Opfer desselben. Ein Greis, den ganz Rom um seiner Tugenden willen verehrte, den Nienzi selbst hervorgezogen hatte, **Pandolfo Pandolfucci**, wurde ohne alle Ursache enthauptet. Mehrere Unschuldige verschwanden auf diese Weise, deren ganzes Verbrechen sein immer wachsender Argwohn war. Unter allen, die ihm dienten, hatte ihm **Piccardo de Annibalis** am meisten gegen die Feinde genützt. Ehe es Zeit dazu war, glaubte er sich seiner entledigen zu können, weil sein Ruhm unter dem Volke, und sein Ansehen in der Armee ihm verdächtig wurde. Die Entfernung dieses furchtbaren Mannes machte den Großen so viel Lust, daß sie sich von allen den Stößen erholten, die

er ihnen versetzt hatte. Indessen wollten sie es nicht bloß auf das zweifelhafte Glück des offenen Feldes ankommen lassen. Sie suchten in Rom selbst ein Feuer anzuzünden, das ihren Feind unfehlbar ergreifen mußte. Das allgemeine Mißvergnügen erleichterte ihre Bemühungen. Die Verschwörung wurde mit der größten Heimlichkeit fortgeführt, und brach endlich den achten Oktober 1354 aus.

Am Morgen dieses Tages wurde Nienzi durch Waffengegähmel und ein unmäßiges Geschrei aus dem Schläfe geweckt. Noch war das Geräusch fern, und er konnte nur die Worte unterscheiden: es lebe das Volk! Bald aber liefen von den meisten Vierteln der Stadt Haufen von Bewaffneten zusammen, und als sie näher an das Kapitol kamen, veränderte sich das Geschrei; er hörte deutlich rufen: der Tyrann, der Verräther sterbe! Seine eignen Wachen hatten sich mit den Auführern verbunden; das Volk rothirte sich auf den Lärmen

zusammen, und besetzte das Kapitol. Durch seine Fenster flog ein Regen von Steinen; sein Pallast war in wenigen Augenblicken von allen, die ihn bewohnten, verlassen worden; sie hatten sich entweder verborgen oder unter die Feinde gemischt. Noch hatte er Entschlossenheit genug, sich in seine Ritter-Rüstung zu werfen und auf den Altan zu treten, um die Aufrührer anzureden. Vor sich breitete er die Fahne des Volks aus, und er wollte seine ganze Veredsamkeit auffordern, um ihre Wuth zu besänftigen. Aber dazu ließ man ihn nicht kommen; das Geschrei wurde tobender als vorher, und ein Hagel von Steinen trieb ihn wieder hinein.

An der Hand verwundet, trat er ab; und in diesem Augenblick verwandelte sich jene erzwungene Entschlossenheit in die bitterste Verzweiflung. Die Thore des Kapitols waren schon in Brand gesteckt, und er sah die Flammen und den Rauch überall um sich her in dicker Wolken aufsteigen. Dessen ungeachtet war

der Aufruhr nicht allgemein; verschiedene Viertel der Stadt hatten sich nicht gegen ihn erklärt, und einige Ausgänge waren im Pallaste noch frei. Aber einer von seinen Verwandten, Luccio lo Pelliciaro, der ihn überall begleitete und von den Verschwornen bestochen war, verfolgte ihn unablässig mit den gräßlichsten Vorstellungen, und suchte seine Furcht durch erdichtete Umstände zu vergrößern. Zugleich trat dieser Verräther von Zeit zu Zeit an die Fenster, und benachrichtigte die Verschwornen von der trostlosen Lage des Tribuns. Das zunehmende Feuer, das wüthende Geschrei, Luccio lo's verstellte Schrecken gewannen es endlich über alle seine muthigen Entschlüsse. Eine sichere Flucht blieb sein einziger Gedanke. Er legte seine Rüstung nieder, schnitt sich die Haare und den Bart herunter, schwärzte sein Gesicht mit Kohlen, warf eine schmutzige Bettlerkleidung, die er von ungefähr gefunden hatte, über sein reiches Gewand, und belästete sich den Kopf

und die Schultern mit Betten und andern Geräthschaften, als ob er mitgeplündert hätte. Er kam glücklich durch die Flamme bis an die letzte Treppe. Hier aber wurde er plöblich angehalten, und einer der Aufrührer, an den ihn wahrscheinlich der treulose Luccioso verrathen hatte, schlug ihm den Mantel zurück. Seine reichen Armspangen, die er in der Bestürzung abzu legen vergessen hatte, machten ihn sogleich allen Umstehenden kenntlich; in einem Nu hatte sich eine ungeheure Menge Volks um ihn gedrängt.

In diesem entscheidenden Augenblick schien sein guter Geist zu seiner Rettung noch ein Wunder thun zu wollen. Eben da er tausend Schwerter auf sich gezuckt zu sehen glaubte, verwandelte sich das tobende Getümmel in eine Todtenstille. Erstarrt und sprachlos trat die ganze Menge zurück, wie vor seinem Geist. Alle Schwerter sanken; der lächerlich, gräßliche Anblick seiner Vermummung erweckte ein

dunkles Gefühl von Rührung und Ehrfurcht; sein ganzes voriges Ansehen schien ihn wieder zu umstrahlen und gegen seine Feinde zu schützen. Nur ein Wort, schien es, nur eine Probe seiner alten Beredsamkeit: und er war gerettet. Aber die gehäuften Schrecken dieses Tages hatten seine Sprache gehemmt, seine Zunge gelähmt. Seine Augen rollten im Kreise herum, und sahen nicht was sie wirkten. Eine Minute verging, und wieder eine, und wieder eine; er stand noch immer da, in todter Betäubung, wie vom Donner gerührt. Diese Pause scheint fast eine Stunde gedauert zu haben; aber er ließ sie vorbeigehen, ohne sich zu erholen. Einer der vornehmsten Verschwornen, *Eccò di lo Vecchio*, erwachte vor ihm aus dem Schlummer. Ohne das Beispiel der andern zu erwarten, zog er plötzlich sein Schwert, und stieß es dem unglücklichen *Rienzi* durch den Leib. Sein Fall löste auf einmal den Zauber; die niedrigste Buth kam an die Stelle jener

sonderbaren Versteinerung, alles stürzte sich auf den Leichnam, und er wurde von tausend Schwertern zerrissen. Sie schleppten den zerfleischten Körper durch die Stadt, und lieferten ihn endlich den Juden aus. Diese verbrannten seine Ueberbleibsel an einem langsamen Feuer, um wenigstens jetzt ihren unversöhnlichen Haß gegen einen Menschen zu befriedigen, der, unter ihnen geboren, es gewagt hatte, sich über sie zu erheben und ihr Gewerbe durch seine Befehle zu schmälern. Man suchte alsdann alle seine Thaten durch, und was man darunter fand, schien die Wuth des Volks zu rechtfertigen. Plane zu neuen Auflagen und Bedrückungen des Volks, Namen von Römischen Bürgern, die er zum Tode bestimmte, dieses alles zeigte deutlich, was man von ihm zu erwarten gehabt hätte. Ferner fand man in seinem Cabinet einen Stahlspiegel, der mit magischen Zeichen verziert war. Diese wichtige Entdeckung bestätigte den allgemeinen Argwohn, daß Nienzi mit Zauber-

Elmsten umgegangen wäre; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Mensch, der in seiner eignen Seele so wenig Rath und Trost schöpfen konnte, in höhern Geistern seine Zuflucht nahm.

Durch diesen Tod vollendete Rienzi seine Bestimmung, immer außerordentlich und niemals groß zu seyn; er wurde das Opfer des Zufalls, dessen Geschöpf er war. Der Römische Unbestand ließ seinen Namen bald wieder unter dem Volke zu Ehren kommen; und das Andenken des guten Zustandes pflanzte sich, wie die Sage vom goldnen Alter, auf die folgenden Geschlechter fort *).

*) Die Schriften, deren ich mich bei diesem historischen Aufsatz vorzüglich bedient habe, sind die Mémoires de Pétrarque von de Sade, die Annual. ecclesiast. von A. Bzovius und Odoricus Reynaldus, eine fast gleichzeitige, und so viel ich mich erinnere, anonyme, Italienische Geschichte dieser Verschwörung, und des Pater Ducerceau Conjuratien de Rienzi in zwölf Bänden. Der Herr Bibliothekar Dabberf in Dresden wird mir ers

loben, meine Dankbarkeit für seine nie genug zu
 rühmende Gesandigkeit in Aufsuchung und Mitthei-
 lung aller Quellen, welche die vortrefliche Ruher-
 fürstliche Bibliothek mir zu meiner Arbeit gewähren
 konnte, bei dieser Gelegenheit an den Tag zu legen.

VIII.

Ebu-a-rami*) auf dem Todbett,
und sein Arzt.

Ebu-a-rami (dessen Hand der Arzt hält) Nicht wahr? Ich werde nicht von diesem Lager aufstehen?

*) Ebu-a-rami, war ein geheimer Mann, der tausend Jahre vor Erschaffung der Welt in der Insel Serendib, die aus Tausend und einer Nacht bekannt genug ist, einen wichtigen Antheil an der Befreiung dieses Landes nahm. Da die Welt damals noch nicht erschaffen war, so gab es manche unter den Präadamiten, die es nicht gern hörten, andre, die es nicht glaubten, daß er ein großer Mann gewesen wäre, und noch sehr viele, die es zwar glaubten und gern hörten, und selbst überan

Arzt. Du bist keiner von den Kranken, deren Leben ich zu kürzen besorgte, wenn ich sie den Tod fürchten liesse. — Ich glaube nicht, daß du von diesem Lager aufstehst. Wie fühlst du dich?

E. Leicht und wohl; bang, wie etwa vor einem nahen Glück — ich empfinde meinen Geist, als hätte er mit meinem Leben nichts zu thun. Genießen würde ich diesen Augenblick, wenn — —

A. Wenn?

E. Eins nur stört den Frieden meiner Seele — Horch! Welche sonderbare Töne?

A. (Sieht

auswärtig, aber nicht wachend, warum, und wie er es gewirkt war. Auch gab es Leute, die man Recensenten nannte, welche mit einer solchen Herabwürdigung von seinen Thaten sprachen, daß man hätte schreiben sollen, eine einzige Recension — Worte nehmlich, die über Worte eines andern geschrieben wurden — obge sie aus auf. Jetzt ist was über das alles auf's Neue gekommen; aber damals waren es sonderbare Zeiten,

A. (Zieht hinaus.) Das gute Volk! Es drängt sich vor dein Haus, und heult, daß es dich verlieren soll. —

E. Komm näher. — Sieh, das ist es eben! Ich habe nicht gut an diesem Volke gethan, ich habe nicht gut gethan, weil — weil ich sterben konnte. Klage gegen mich steigt in dem Geheul zum Himmel. Ich hatte es anders im Sinne mit dem Volk; es sollte um keinen aus seiner Mitte mehr heulen! Ich habe kein Recht zu sterben; denn ich nehme die Trümmer dieses Staats mit in das Grab *).

A. Thor! Wißt du es denn, der ihn zertrümmert hat? Dich wenigstens sollte der Glanz nicht blenden, den die Zeiten deinem Namen gegeben haben. Der Kampf zwischen

*) Man merkt es diesem Dialog wohl an, daß er nur historische Dichtung ist; aber die unterstrichenen Worte sollen eigne Worte Ebu-a-rami's kurz vor seinem Tode gewesen seyn.

dir und der willkürlichen Gewalt begann schon damals, als du in deinem Vater einen Tyrannen erkanntest. Du warst zu diesem Kampf geschaffen; Friede konnte nie seyn zwischen dir und der Tyrannei. Aber daß Millionen von furchtsameren Unterdrückten sich hintennach drängten, als sie das morsche Gebäude von dem Stoß deines Fingers wanken sahen — das war dein Werk nicht. Zwanzig Jahre früher hätten sie von weitem gezittert und gespottet, wenn dein Troß dir das Leben gekostet hätte. — Du hättest kein Recht zu sterben? Du hast kein Recht, dein Daseyn so hoch anzuschlagen!

E. Ich danke dir, daß du meine letzten Augenblicke noch mit dieser Härte ehrest. Aber tilge den Namen Ebua - a - rami aus der Geschichte dieser Zeit — glaubst du, daß sie unverändert bliebe?

A. So wenig, als wenn ich diesen Ebua - a - rami in Gedanken auf den Thron von Zensib setze.

E. Ha! — Was, meinst du, wäre dann geschehen?

A. Er hätte stark und kühn geherrscht; seine eigentlichen Feinde, Schwäche, Aberwitz und Unwürdigkeit, hätte er bei seinen Unterthanen gefunden, wie er als Unterthan sie um den Thron fand. Ueber seinem Haupt, riß er sie herunter; unter seinen Füßen, hätte er sie zertritten. Ebu-a-rami, der Sprecher des Volks, verrichtete Wunder für die Freiheit. Ebu-a-rami, König dieses Volks, hätte wahrscheinlich in der Kraft seines Geistes das Scepter so eltern geführt, wie andre Könige in der Armuth des ihrigen.

E. Mensch, deine Kälte führt dich irre. Du verwechselst das Feuer in meinen Adern, die Unbiegsamkeit meines Willens, mit der Freiheit, die meine Vernunft erkannte. Mich dünkt, auch als König hätte ich meinem Volk diese Freiheit gegeben —

A. Und würdest sicherlich einen andern

Anstand dabei gehabt haben, als unser guter Wid-gul^{*)}. Und ich glaube, daß keiner in Serendib diese Freiheit so heß gedacht, so hart gewollt, so kühn versuchten hätte, als König — König Ebu-a-rani.

E. Nun denn! Gibt es auch eine Tyrannei der Vernunft?

A. Unstreitig — an jedem Thoren. Unstreitig — von jedem, der ihre Gesetze nicht anders als mit seinen Kräften vollstrecken kann. Denn seine Kräfte sind nicht die Vernunft, seine Kräfte sind eine willkührliche Macht.

E. Du solltest mit diesen Worten in den benachbarten Inseln herumziehen, wo so manche Fürsten den Schlaf verloren haben, weil sie an Serendib denken. In Gold würden sie den trefflichen Arzt fassen, der ihnen die Worte zum Kissen unter das Haupt legte. Wie sagst du sie zu spät! Warum schläferst

*) Der damalige König von Serendib.

test du den Löwen damals nicht ein, als es noch Käfige für ihn gab?

A. Freund! du kennst mich, und weißt, daß ich es für ein schändliches Gewerbe halte, Löwen einzuschläfern! Was ich sagte, sei, wenn du willst, nichts weiter, als das Maas meiner Kraft und das Gesetz meines Lebens, aber wahrlich kein Mittel den Tyrannen ruhigere Nächte zu geben. Doch der sterbende Ebu-ami soll meiner nicht spotten, weil ich den Irrthum bekämpfe, der seine letzten Augenblicke verwirrt. Du hast deinen Beruf erfüllt, darum erkenne nicht die Lage der Dinge, und nicht dich selbst. Ruhe getrost in dem Gefühl deiner höchsten Vollendung; denn mit dieser hat es nichts zu schaffen, daß Zerstörung die höchste Vollendung deiner Zeiten war. Hättest du die Stetlichkeit deiner Landeskente ihrer geistigen Bildung zugereist? War dies ein Werk desjenigen Augenblicks, wo auch die mildernden Bande des Vorurtheils und der Ge-

Wohnheit zerrissen wurden; wo der alte Besitz des Unrechts mit tausend Rechten, die frische Eroberung des Rechtes mit tausend Freveln verbunden war; wo der unwiderstehliche Drang aller nach Freiheit, vom Zehnten das Opfer seines Eigenthums, seiner Ueberzeugung fordern mußte, und damit so manchen Redlichen, der von ganzem wohlmeinendem Herzen die Tyrannei verabscheuet hatte, gewaltsam wieder an die Tyrannei knüpfte? — Und warst du gemacht, an diesem Werk zu arbeiten? Du? Ebu-s-raml, der so fürchterlich in dem engen und elenden Dau der Sittlichkeit seiner Zeit gehaust hatte, daß man Weiber, Kinder und Könige mit seinem Namen zu fürchten machte? der ungeheure, aber würdige Sohn eines Jahrhunderts, wo die Mittagssonne der Vernunft über Leichname aufgeht, und ihre Verwesung zeitigt? — „Er ist ein Bösewicht,“ schallte es aus deinem eignen Geschlecht und deinem Vaterland in die ganze Welt hinein. Und keiner deiner

Freunde, deiner Anbeter konnte sagen: Nein, er ist ein rechtschaffner Mann! „Es ist mehr des Rechtes in ihm, als in einem von Euch!“ das konnten sie sagen, und mit seinem Zeitalter, seinen Verhältnissen, seiner Regierung mußte jeder es ausmachen. Eiserner Widerstand und eigne Unwiderstehlichkeit — dadurch gerietst du in Kerker, und zogst dich wieder heraus; dadurch konntest du dein Leben verwahren wie ein Zeiger, um es für das Geschäft des nächsten Augenblicks zu wagen, wie ein Held; dadurch wurdest du denen nothwendig, deren Untergang in deinem Wesen bestimmt war; dadurch lähmten zwei Worte aus deinem Munde den aufgehobenen Arm der Eigenmacht. Alles Schiefe, Zweideutige, Schwache, Kleine, Furchtsame, Niedrige — also die ganze bürgerliche Welt, war das Ziel deines Trokes. Mit dem glühenden Gefühl, dem erhabnen Sinn für Menschenfrieden und Tugend; wie manchen Frieden und wie manche Tugend mußttest du also verletzen,

die unter deinem Geist, lagen! Die Nothwendigkeit ist das Schild, das dich vor jeder Klage deckt, die nicht Heuchler oder Secten über dich erheben. Aber ein Wesen wie du hätte erst selbst in einer mildern Nothwendigkeit erzogen seyn müssen, um der Gesetzgeber, der Schöpfer seines Volkes zu werden. — So laß denn dein unvergängliches Denkmal stehen auf den Trümmern dieses Staats. Wohl dir, guter — guter Ebn-a-rami, wenn es dir geworden wäre, dein letztes Denkmal im Herzen deiner E-sophi zurückzulassen! — So! die Röthe, die sich über dein gebrandmarktes Gesicht ergießt, dein Herz, das bei diesem Namen stärker schlägt unter meiner Hand — sie sagen mir, daß ich dir einen sanftern Tod gebe.

(*) Man erzählt, daß E-sophi die Geliebte Ebn-a-rami's war. Was nach seinem Tode von seiner Liebe bekannt wurde, war ein schöner Aufschluß über seinen lange verkannten Werth.

Ende des ersten Theils.

Inhalt.

Inhalt.

- I. Ueber Revolutionen, vorzüglich in Frankreich: eine Stelle aus den Mémoires du Cardinal de Retz. (Neues Deutsches Museum, December 1790.) Seite 1.
- II. Hoffenen, aus den Mémoires du Cardinal de Retz. 43.
- III. Anekdoten aus Wien. (Thalia, Neuntes Heft.) 86.
- IV. Armand Jean Du Plessis, Cardinal Herzog von Richelieu. Ein historisches Portrait. (Schäfers historischer Kalender für das Jahr 1792.) 103.
- V. Maximilian, Herzog von Baiern und Churfürst. (Ereignistage.) 132.
- VI. Ueber moderne Größe. 1785. (Thalia, Zweites Heft.) 161.
- VII. Revolution in Rom durch Nikolaus Kienzi. (Schäfers Geschichte der Verschwörungen, Erster Theil.) 185.
- VIII. Ebu-a-rami auf dem Todbett, und sein Art. 319.
-

Druckfehler.

— 1. 2. 3. 6. von unten und so gefesselt lies und folglich so gefesselt.

— 4. — 3. v. u. vor dem I. vor den.

— 78. — 3. v. u. Magistrate I. Magistrate.

— 80. — 8. v. u. Diamant I. Diamant.

— 81. — 3. Berrichtung I. Berrichtungen.

— 89. — 9. einem jeden I. und einem jeden.

— 112. — 9. v. u. seine Anhänglichkeit I. seine Anhänglichkeit war.

— 137. — 9. als ein Heil I. als Heil.

— 140. — 3. v. u. sichern I. sichern.

— 142. — 3. v. u. realisiert I. analysiert.

101

Anstalt

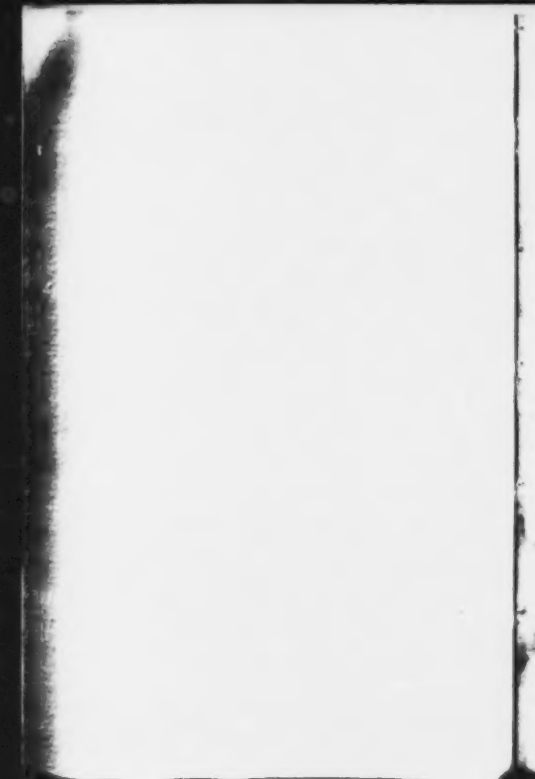
Anstalt

101

Anstalt

101





Vermischte Schriften

von dem

Verfasser des heimlichen Gerichts.

Zweiter Theil.

Berlin, 1793.

In der Hoffmann'schen Buchhandlung.

Yc 9042 - 2



Vermischte Schriften

von

Verfasser des heimlichen Gerichts.

Zweiter Theil.



I.

Ueber Kritik, hauptsächlich in Beziehung
auf den Zustand und den nationellen Cha-
rakter der schönen Litteratur in
Deutschland.

Indem ich hier einige Recensionen aus der Je-
naischen Allgemeinen Litteraturzeitung wieder
abdrucken lasse, glaube ich dem etwaigen nüt-
zlichen Einfluß derselben nachhelfen zu können,
wenn ich die Grundsätze aufstelle, die ich darin
zu befolgen gesucht habe.

Die Kunst geht der Kritik voraus; und so
wohlthätig die Anstalt der Berliner Litteratur-
briefe zu ihrer Zeit auch war, so findet man

hoch, selbst in den kritischen Meisterstücken dieser Sammlung, einen Anstrich von Pedanterie, ein unsichres Bedürfniß, auf fremdem Boden Fuß zu fassen, um die vaterländische Bildung zu unternehmen: Nachteile, die von einem Zeitpunkt unzertrennlich waren, wo es noch keine eigentliche Deutsche Schule, kein Maximum ^{vielleicht} deutscher Kunstfähigkeit gab. Von dieser Seite würde gegenwärtig unsre Kritik alle Festigkeit und Bestimmtheit erhalten haben, durch welche sie diesen Namen verdienen könnte; bloß das Verhältniß der eigentlichen und ächten Deutschen Schule zur Deutschen Nation ist eine Quelle von Schwierigkeiten, die sie zu bekämpfen hat, von Mißbräuchen, gegen welche sie arbeiten soll, und von Mißverständnissen, deren Hebung sie der Zeit und ihren eignen Bemühungen überlassen muß. Was nun die höhere Kritik ~~entwerfen~~ ^{entwerfen} vermag und also bezwecken soll, das entdecken wir am sichersten, wenn wir unsern individuellen Zustand in Rücksicht auf Bildung

und Geschmack untersuchen, und uns bemühen, so genau als möglich zu bestimmen, was wir mit andern Nationen, die in der Geschichte der schönen Litteratur einen namhaften Platz einnehmen, gemein haben mögen, worin wir ihnen nachsehen, und was uns über sie stellt.

Die Geschichte der meisten kritischen und literarischen Anstalten und Stiftungen im Ausland überzeugt uns, daß der Zweck, für welchen sie entstanden, Vervollkommnung der Wissenschaften, der Litteratur, der Sprache war, und daß dieser Zweck, wenn man ihn erreicht hatte, mit einem andern vertauscht wurde: dem nemlich, die Masse der vervollkommenen Wissenschaften gleichsam beisammen zu halten und unablässig zu bereichern. Wo nur hier und da einzelne Köpfe sich mit literarischen Arbeiten beschäftigten, Geschmack aber und intellektuelle Bildung, Bedürfnisse einer Nation zu werden anfangen, da trat der rechte Zeitpunkt ein, die bisher sich selbst überlassenen und unsichern Geisteskräfte zu

einem Ganzen zu vereinigen, und ihnen durch Gesetze und Ordnung die Vortheile der Zweckmäßigkeit, der Nachahmung, der Freiheit selbst zu verschaffen. An der unter Richelieu's Ministerium gestifteten Französischen Akademie erkennt man besonders deutlich, wie eine solche ~~Wissenschaft~~ in ihrem Ursprunge Bildung, in ihrer Weise aber Erhaltung zum Zweck hat, und sich ihrem Wesen nach von jenem Ziele zu diesem erhebt.

Der Fall aber, in welchem wir uns befinden, hat einige treffende, uns ausschließlich eigne Verschiedenheiten. Wir sind, mehr oder weniger, dem Zeitpunkte, wo die Erreichung einer gewissen Stufe von literarischer Bildung zum Bedürfnis wird, schon erwachsen; und wir haben keine Aussicht zu einem Zeitalter der höchsten Reife des Geschmacks, wie jene waren, die Perikles, Augustus, Leo der Zehnte und Ludwig der Vierzehnte mit ihren Namen gekennzeichnelt haben. Wir sind in einzelnen Instanz

gen an Geschmack und ächtem Kunstsinne weit hinter allen gebildeten Nationen der alten und der neuen Welt zurück; in andern können wir uns kühn mit Griechenland, Italien, England und Frankreich messen. Von dieser nicht zu vertilgenden Ungleichheit schreibt sich unser Schlimmstes, wie unser Bestes her: durch den Mangel einer allgemeinen Uebereinkunft, eines Instinkts des Geschmacks, sind unter unserm Publikum, wie unter unsern Schriftstellern, Sünden verbreitet, von welchen man bei andern gebildeten Nationen kaum einen Begriff hat; dagegen nimmt der Deutsche Genius hier und da einen Flug, der sich weit über jenes konventionelle Verkehre von Empfänglichkeit und Darstellung erhebt, und seine Werke tragen das Siegel der höchsten Freiheit in der Vollendung, welches kein positives Kriterium des Geschmacks nachzubilden vermag.

Die Triebfeder des Ehrgeizes kann unter uns nicht auf die nämliche Weise in Bewegung

gesetzt werden, wie in Frankreich und in England, weil kein Publikum bei uns so beschaffen ist, daß durch öffentliche Ausstellungen diese Leidenschaft einen Wirkungskreis erhalte, in welchem sie ohne wahres Verdienst nicht auftreten dürfte. Aber aus diesem Mangel können wir, wenn wir nicht unnatürlich dagegen streben, und uns durch keine traurige Wegnügsamkeit mit dem Lohne, den uns unser geistiger Luxus bietet, ersehen wollen, wesentliche Vortheile ziehen. Statt jenes glänzenden Lohnes des öffentlichen Beifalls, der von dem Augenblick errungen wird, und mit dem Augenblick oft vergehen muß; statt jenes Triebes nach allgemeiner und lauter Bewunderung, der die stillen und ewigen Werke des Geistes eben so wenig schafft wie die einsamen und erhabnen Handlungen des Herzens: haben wir innere Wärme, edle, anspruchlose, aber beharrliche Nachseiferung zur Seele unsrer literarischen Thätigkeit zu machen; wir thun mit Stolz, selbstbewußter Bescheidenheit dar:

auf Verzicht, nach außen hin zu wirken, und unser Eifer belohnt uns am Ende mit der Eroberung, der wir entsagt hatten.

Diese Ansicht der Deutschen Literatur zeigt uns, welches die gemeinnützigsten, unsern Verhältnissen angemessensten Wirkungen der Kritik sind. Die Aufmerksamkeit auf literarische Arbeiten und ihre Schätzung ist in Deutschland zu vereinzelt und zu ungleich, als daß man den Zweck vor Augen haben könnte, ein allgemeines Gesetz der Bildung einzuführen. Was bei uns über einem solchem Gesetze — dieses sei durch die glücklichste Organisation, durch physische und politische Lage auch noch so vollkommen — hervorgebracht wird, muß uns schadlos halten für alles was so tief unter demselben bleibt. Um aber in kritischen Werken den unentbehrlichen Vortheil der Bestimmtheit zu erhalten, scheint es nöthig, eine mittlere Linie in der Bildung anzunehmen und — wie aus den besondern Verhältnissen unsrer Litera-

—: gleichsam zu fixiren. Die
 —: dadurch den unschätzbaren Vorzug
 , daß dieser fixirte Standpunkt der Bildung
 keine beschränkende Gränze macht, wie der wirk-
 liche bei ausländischen Nationen. Unsere Kritik
 kann daher unserer Literatur Vortheil verschaf-
 fen: die Summe des Uebels vermin-
 dert, das die Ungleichheit und die Unsicherheit
 unsers Geschmacks nach sich zieht: aber sie kann
 die Vortrefflichkeit nicht wehren. Ihre Wir-
 kungen sind die eigentlichen Wirkungen des Ge-
 setzes, im ächten philosophischen Sinne genom-
 men; denn das Gesetz darf sich nicht auf Voll-
 kommenheit ausdehnen: in der Aesthetik, wie
 in der Moral, sind die nächsten Resultate des
 Gesetzes nur negativ; das Vortreffliche befindet
 sich außerhalb desselben.

Auf diese Art kann es der Kritik gelingen,
 den Geist unserer Literatur, gegenwärtig der
 reichsten in Europa, zu fixiren, wenn sie vor-
 nehmlich darauf bedacht ist, den verderblichen

Folgen der Lokalität, die bei unsrer Verfassung, ungeachtet unsers Reichthums, den Begriff von Deutscher Litteratur nicht auskommen läßt, entgegen zu arbeiten.

In Frankreich und in England muß sich der unbändige Schriftstellerdünkel dem Urtheile großer Publikums unterwerfen, welche die Masse des Nationalgeschmacks so zu sagen repräsentiren. Diesen Zustand der Bildung dankt jede Nation, außer ihren individuellen Verhältnissen, ursprünglich gewiß großen Genies; in seiner Reife aber ist er dem Genie eher schädlich, als nützlich. Bei einer Nation hingegen, welche, wie die Deutsche, so viele Künstler besitzt, ohne sie jemals durch Gesetze, die sie aus ihren Werken geschöpft hätte und die wir ihren Geschmack nennen würden, zu belohnen oder zu bestrafen, könnte durch die Kritik eine Masse von tieferen Kunstideen, von reiferen Urtheilen, von innigern Anschauungen auskommen, als irgend ein eigentlicher Nationalgeschmack jemals in

Ich sagte: Auf diesem Wege, scheint es, könnte
 die Existenz unserer Deutschen Schule
 auf die Entstehung einer Deutschen Kunst zu ver-
 danken haben; und daß der Dünkel unserer
 Schriftsteller, wenn er auch die allgemeinen
 Grundsätze der kritischen Gerechtigkeit nicht be-
 greift, sich wenigstens gegen die Kompetenz
 einzelner Individuen, die sie nach bestem Ver-
 mögen anzuwenden, leichter auflehnt, als es ander-
 wärts gegen nationale Urtheile geschehen kann;
 daß er die wohlfeilen Waffen des Lächerlichen
 führt, durch welche freilich immer und in allen
 Fällen das Beste durch Persönlichkeit derer, die
 es zu vollbringen suchen, verhindert werden könnte:
 das würde, wenn unsere guten Köpfe verei-
 nigter aus diesem Gesichtspunkte und auf diesen
 Stand wirken wollten, die Erfüllung des letztern
 endlich nicht sehr erschweren.

Die berühmte Kritik von Völgers Gedicht:
 ein in der Allgemeinen Literaturzeitung, hat in
 unserer schönen Literatur ein Schisma veran-

laßt, welches den Fortschritten der Kunst nachtheilig werden könnte, wenn es dem einen strebenden Theil, wie es wirklich seine Absicht scheint, gelingen sollte, die Deutsche litterarische Republik in zwei Partelen, die poetische und die kritische, zu theilen. Spott über die Höhe des Gesichtspunkts, aus welchem der Kritiker die poetischen Produkte betrachtete, deren Werth und Geist er zu bestimmen hatte, ist das einzige Resultat aller Akten, die dieser Theil in seiner Sache herausgegeben hat. Da es aber in Deutschland keinen konventionellen, allgemein anerkannten Maßstab des Geschmacks giebt, so scheint wirklich das bei jener Gelegenheit so bitter angegriffene Ideal der wahre Maßstab der Kritik zu seyn, so oft sie sich mit Werken beschäftigt, die wirklich und mit Recht unsrer Litteratur angehören. Die Meisterstücke, welche die Deutsche Schule aufzuweisen hat, können unsrer Kritik den Vorzug verschaffen, die einzige zu seyn, welche die höchste geistige Vollkommenheit für ihr

Grundgesetz erkennt, da die ausländische Kritik, in gleichem Verhältniß mit der Kunst, durch den in öffentlichen Ausstellungen, Beurtheilungen, Triumphen und Niederlagen wirkenden Nationalgeschmack beschränkt wird; ja, in Ermangelung des letztern bleibt uns sogar das erste allein übrig, wenn die Kritik unter uns existiren soll. Die Kunst-Idealisten würden dabei, daß sie unter einem andern Gesetz lebten, auch nichts anders gewollt, als daß ihnen die Kritik ohne weiteres vom Prophy auf den Kopf zusagte, und ihre ganze Nation mit einstimmte: sie hätten gegen den Geschmack gesündigt; und sie sollten es sich das her gehen gefallen lassen, daß in der Philosophie der Kunst wenigstens Gründe zu einem Urtheil gesucht werden, das ihnen dort die Willkühr der Menschenlehre sprechen würde.

Man kann nun die Kritik von einer Seite durch den Mangel eines Deutschen Nationalgeschmacks sich den nehmlichen Vorzug zu eignen, den der Deutsche Genius aus der nehmlichen Quelle schöpft,

so muß sie auch von der andern die Nachtheile
 zu heben oder zu vermindern suchen, welche die
 Deutsche Litteratur durch eben diesen Mangel lei-
 det; und hier ist es eigentlich, wo jene singuläre
 mittlere Linie von allgemeiner Bildung eintre-
 ten kann, um ihren Arbeiten Bestimmtheit und
 Zweckmäßigkeit zu geben. * Sie muß einem ge-
 wissen Enjouement entgegen arbeiten, das in
 den beschränkten und ungleichartigen Kreisen un-
 serer Publikums an die Stelle des Enthusiasmus
 tritt, dessen sich die Kunst bei andern Nationen
 zu erfreuen hat, und das natürlicher Weise immer
 die würdigsten Gegenstände einer höchst mittels-
 mäßigen Empfänglichkeit betrifft; sie muß die
 beiden Klippen einer Litteratur, die unter keinem
 Gesetze des Geschmacks steht: Plattheit und
 Uebertreibung, sorgfältig bezeichnen; sie muß
 das Genie überhaupt in den Rechten schützen,
 die es bei dem Charakter unsrer Litteratur vor-
 züglich verdient; sie muß die allgemeine Kälte
 gegen vollendete Meisterstücke beschämen; sie

strengs und furchtlose Untersuchung
 der besten guter Köpfe den prüfenden Scharf-
 sinn bilden und üben, der ein ausgezeichneter
 Zug des Deutschen Charakters seyn könnte; sie
 muß gleichsam mit Feuer und Schwert gegen
 alles Elende verfahren, das unsre Litteratur ent-
 ehrt, und durch die sonderbaren Gradationen in
 dem Zustand unsers geistigen Luxus, in so trau-
 rigem Ueberfluß erzeugt wird; sie muß aber zu-
 gleich das unvollendete Talent, statt es durch
 absolute Wachsprache zu erbittern oder niederzu-
 schlagen, durch motivirten Tadel ermuntern und
 belehren.

Da uns Recensenten einmal durch poeti-
 sche Spötter die Ehre widerfährt, daß wir
 mit der burlesken Felerlichkeit der Richter in
 der Komödie aufgestellt werden, so will ich auch,
 im Geist der nehmlichen Rolle, obgleich mei-
 ne Thalia sehr ernsthaft, mit der Vertheurung
 schließen, daß ich in allen nachfolgenden Recens-
 ionen nach meinem besten Gewissen geurtheilt,

und selbst, indem ich gewissermaßen die verhaßte Rüftung der Anonymität ablege, mit der Person keines Schriftstellers das mindeste zu thun haben, jedem hingegen die meinige, bis auf einen gewissen Punkt der außer den Gränzen meines litterarischen Moralsystems läge, gern Preis geben will.

In wie fern Beurtheilungen ausländischer Schriften zu jenen Begriffen von Deutscher Kritik mit gehören, braucht wohl nicht erst erklärt zu werden: der fremde Maßstab paßt sehr oft nicht auf unsre Kunstwerke; der unsrige hingegen ist seiner Natur nach bei den heterogensten Produkten der ausländischen Litteraturen gerecht; und wenn man eine gewisse unbillige Einseitigkeit in den Ansichten fremder Kunst für Deutscherheit verkaufen will, so mißkennt und hemmt man die möglichste Stufe, zu welcher sich der Deutsche Nationalcharakter aus sich und den Hindernissen selbst, die ihn umringen, erheben kann. Unsre schönste Rache, wenn unser Geist dem

Auslands selten anschaulich wird, ist das Bewußt-
 seyn und die Bildung der uns ausschließlich eige-
 nen Gabe, den Geist des Auslands zu fassen;
 in kindischen Repressalien verlieren wir hingegen
 unsere größte Originalität.

II.

K r i t i k e n.

1.

F. M. Klingers neues Theater.

Erster Theil: Aristodemos. Roderico. Fragment. Zweiter Theil: Damokles. Die zwei Freundinnen.

Der Verfasser dieser Schauspiele hat schon in verschiedenen Epöchen unserer Litteratur einen beträchtlichen Platz behauptet; und wenn ihm die Kritik auch manche Jugendsünden vorzuwerfen hat, so mußte doch jedes unverwöhnte Gefühl, selbst in seinen frühesten und tadelhaftesten Werken, ein nicht erkünsteltes Feuer, eine seltene Gabe der Empfindung, und eine selbst in ih-

ren Beirrungen schätzbare Kraft des Gedankens und des Ausdrucks anerkennen. Die vor uns liegenden dramatischen Gedichte fordern uns daher auf, nicht allein den Werth derselben als für sich bestehende Kunstwerke zu untersuchen, sondern zugleich die Fortschritte und den ganzen Gang des Dichters, bis zu der Erzeugung dieser reifen Früchte seines Genies, zu verfolgen: um so mehr, da er jetzt vollkommen auf der Stufe zu stehen scheint, auf welcher aus dem Talent mehr wohl schwerlich wird, als schon ist, und eher noch was weniger. Seit seiner ersten Erscheinung als dramatischer Dichter, hat er zwischen sehr verschiedenen Manieren geschwankt; aber sey es Mangel an der Kultur des Geistes, die unter Mustern und Vorbildern wählt und ausucht, und selbst in der Nachahmung, durch ein reines geübtes Gefühl, das die feine Schönheitssinn nicht verfehlt, die eigenen Schöpfungen einer unerzogenen Phantasie weit hinter sich zurückläßt, oder sey es Man-

gel an der innern Ruhe, an einer gewissen Impassibilität, die ächten Kunstwerken das Siegel der Vollendung ausdrückt: keine von den Formen, die er wählte, blieb innerhalb jener unänderlichen Gesetze der Kunst, die der Künstler in der Natur erkennt. Otto und das leidende Weib, die bei dem wenigsten Gehalt die meiste Rohheit und muthwillige Nachahmung übelgefasster oder unwürdiger Muster hatten, sind von ihm selbst in der neuen Auflage seiner ältern Stücke verworfen worden. Eine höher gespannte und freiere Phantasie brachte die neue *Arria*, *Simone Grisalde*, *Sturm* und *Drang*, *Stilpo* und seine Kinder u. s. w. hervor, die bei so vielen einzelnen Zügen der köstlichsten, wahrsten Empfindung, und der lebhaftesten Auffassung des Großen und Erhabenen, das Herz des Lesers kalt lassen, wie ein Fiebertraum; die Erhöhung des Kopfs tödtet, so zu sagen, in diesen Werken die Wärme des Gefühls. In den *Zwillingen* band er sich

mehr an die theatralische Form; aber Einheit
 und Gehalt des Gedankens in den Charakteren
 und der Situation reicht allein noch nicht zu,
 einem dramatischen Kunstwerk Wirkung und Ein-
 druck zu verschaffen: weise Oekonomie und Rück-
 sicht auf die Gradationen, welche die Seele so-
 dert, um sich dem aufgestellten, aus successiven
 Theilen bestehenden Gemälde hinzugeben, fehl-
 ten in den Zwillingen; und es ist nicht ab-
 zusehen, warum der mit dem bleichen Grimal-
 di zusammengestellte Guelso den Brudermord
 nicht eben so gut im ersten Akte vollbringt, als
 in dem vierten. In einem andern Fache, als
 dem dramatischen, unterwirft sich der Orpheus
 dieses Dichters einer bestimmten Kritik weniger,
 als seine dramatischen Gedichte, weil in jenem
 Fache die Gesetze der Wirkung willkürlicher sind.
 Elfrida, Medea und der Gästling na-
 herten sich zuerst der Manier, in welcher die ge-
 genwärtigen Stücke geschrieben sind, und deren
 Wesen wir hier vorzüglich zu beleuchten haben.

Eine gewisse Resignation, die aus dem eignen Bewußtseyn des Dichters, die nie wiederkehrende Blüthezeit seines Genies in Unnatur verpraßt zu haben, entspringen mag, scheint ihn zu Erwählung dieser neuen Manier bestimmt und den Entschluß in ihm hervorgebracht zu haben, mit seinem kälteren Alter besser Haus zu halten. Auf die theatraalische Vorstellung ist bei dieser Gattung gänzlich Verzicht gethan; und selbst für die Erwartungen der Leser von dramatischen Werken geht Kunst des Dialogs, Individualität in den Charakteren, Raschheit der Handlung, Mannichfaltigkeit und künstlich gesparte Wirkung der Situationen bei derselben verloren. Oft glaubt man, Platonische Dialogen zu lesen; und wenn auch die zwei Griechischen Sujets, die wir in diesen Bänden finden, als Gedichte weit hinter Göthe's Iphigeneie stehen, diesem Aushauche einer vom Griechischen Geiste genährten und um so viele Jahrhunderte reiferen Phantasie: so erzeugt doch bei diesen die räsonnirende

abgegebene Behandlung, die nur eben nicht bis
 zur Pedanterie, und die äußerst gehaltene
 Sprache, die nur eben nicht bis zur Einför-
 migkeit geht, eine besondere Art von Illusion,
 die den Zweck des Dichters erfüllt, und aus wel-
 cher gleichsam ein Vertrag hervorgeht, ohne den
 er und seine Leser sich einander nicht nähern könn-
 ten. Einseitigkeit und Unempfänglichkeit können
 freilich dieser Illusion im Wege stehen; aber
 wenn der Dichter das Seinige that, um sie zu
 verdienen; wenn er der Wahrheit und der Natur
 in diesem bestimmten Kreise getreu blieb; wenn
 das, was er gewann, bei der angenommenen
 Manier, dem, was man erwartete, die Wage
 hält; wenn es nur Verwöhnung an andere For-
 men ist, was der Wirkung seines Kunstwerks
 im Wege steht; wenn aus der seinigen ein Gan-
 zes hervortritt, geschmückt mit Anmuth und
 Schönheit: so ist es nicht das ächte Kunstgefühl,
 das sie verwirft; so ist er berechtigt, die Freiheit
 der Phantasie gegen die eigenmächtige Willkür

eines beschränkten Geschmacks geltend zu machen; und so mag er im Bewußtseyn reiner Empfängniß und klarer Darstellung den Lohn seiner Begeistertung finden. Unter jenen Bedingungen wird die Kunst keine ihrer Kinder verläugnen. In wie fern sie hier erfüllt sind, davon haben wir nun noch Rechenschaft zu geben.

Der Stoff des *Aristodhymos* nähert sich, bis auf die Katastrophe, der *Iphigenie in Aulis*. Hier, wie dort, verurtheilt ein Ausspruch der Götter eine Jungfrau zum Tode für das Vaterland, und die Regungen der Natur im Herzen ihrer Mutter kämpfen vergebens um ihr Leben gegen die harte Tugend oder den Fanatismus ihres Vaters. Der Unterschied ist zum Vortheil des Klingerischen Subjects. Das *tantum religio potuit suadere malorum*, kann der Zweck eines tragischen Dichters bei der Behandlung dieser Geschichte nicht seyn; aber jene auf Aberglauben gegründete Nothwendigkeit, (die große schöne Maschine des Griechs

ihren Wunderspiels) täuscht uns nicht mehr ge-
 nug, um für das Empfindende des Opfers und
 der traurigen Bemühungen des Vaters zu ent-
 schädigen, und dadurch verliert auch der Kontrast
 der Liebe zum Leben in der geweihten Jungfrau
 für uns an Interesse. Weniger wahr, weniger
 einfach, aber hier unsern tragischen Bedürfnis-
 snissen angemessener, als Iphigeniens sanf-
 ter, gutherziger Widerwille gegen den Tod, ist
 Hermione's unerschütterlicher Heldenmuth.
 Das Unwürdige in Agamemnon's List und in
 seinem ganzen Verhältniß, störet den roheren,
 seiner Menschheit sich weniger schämenden Geles-
 eren, in einem durch Tradition und Glauben
 heilig gewordenen Subject weniger, als uns; aber
 werse war es von dem neueren Dichter, den Va-
 ter, Klistodemos, mit unentweiheter idealis-
 scher Würde auszustatten. Bemundernswürdig
 ist die Stelle S. 44, wo die feste Ehrfurcht des
 Wunders für den Glauben seiner Väter die lei-
 denschaftliche Euphemie des liebenden Jüng-

lunge zurecht stellt; und dies ist wirklich einer
 der Fälle, wo die Ideen der Alten, in der be-
 stehenden Hand eines Neueren, an innerer Kunst-
 schönheit, wie an philosophischem Gehalt gewin-
 nen, und die zwei verschiedenen Zeitalter der
 Kunst harmonisch verschönert zusammenfließen.
 So zeichnet sich auch das Klingsersche Trauerspiel
 von dem Griechischen durch die glückliche Idee
 aus, daß die Mutter sich mit dem Liebhaber ver-
 schwört, die Ehre der Jungfrau für ihr Leben
 zu opfern. Ohne an Kraft und Deutlichkeit zu
 verlieren, ist diese Idee mit aller der Delikates-
 se und der Feinheit behandelt, die das Kostüme
 und der Geschmack fordern; und mit der darauf
 gegründeten Nothwendigkeit von Aristodomo's
 grausamer That, sympathisiren wir weit
 leichter, als mit Agamemnons blindem Re-
 ligionseifer oder ehrgeizigen Rücksichten. Nur
 die Zumuthung kann der Leser dem Dichter nicht
 erfüllen, nach der im vierten Akt vollendeten
 Katastrophe, an der Handlung des fünften Akts

Zeit zu nehmen; und Schade ist es um die des
 Uehergehenden vollkommen würdige Behand-
 lung, um einige treffende Schönheiten, vorzüg-
 lich in der Schilderung der Inconsequenzen des
 mitterllichen Schmerzes, S. 23 bis 29, daß dies
 der Aufwand mit Kälte belohnt werden muß.
 Leider war auch überhaupt mit einem zu allge-
 mein bekannten, zu sehr erschöpften Stoffe der
 Nachtheil verbunden, daß der Leser sich bei der
 wortreichen, weitläufigen Behandlung dessel-
 ben, welche diese Manier mit sich brachte, ohne
 Ungeduld oder Anstrengung nicht wohl aufhal-
 ten kann. Kleine Flecken dürfen an der Spra-
 che desto weniger übersehen werden, je gleich-
 er, und so zu sagen festlicher, sie im Ganzen ge-
 halten ist. So duldet man z. B. S. 71, in
 der Stelle: ein undurchdringlicher Teps-
 lich verbirgt uns die Zukunft, den un-
 eigentlichen Ausdruck desto weniger, je ver-
 braucht das Bild ist.

In dem folgenden Stück: *Roderico*, verträgt sich die neue Manier des Dichters mit dem Kostume des Sujets, das zwar unbestimmt ist, aber doch immer modern bleibt, durchaus nicht mehr; und der gänzliche Mangel an individueller Darstellung, an anschaulichen Motiven der Handlung, macht es zu einem unerträglich kalten Dinge, dem in keiner Rücksicht der Name eines Kunstwerks gebührt. Die Intrigue ist lahm und undeutlich; die Charaktere sind schwankende, leblose Abstraktionen und willkürlich angenommene Extreme von Tugend oder Laster; alle Größe geht in geschwätzigen und verworrenen Deklamationen verloren, und die Details einer modernen Hofkabale im Geschmack einer tragischen Schulrie bearbeitet, machen einen so seltsamen als widrigen Eindruck. *Roderico*, der Infant und der König von Navarra, erinnern von Anfang bis zu Ende an den Marquis von Posse, Don Carlos und Philipp den

Mariken; aber Roderico's frostiger He-
 zens und des Infanten slavisch, pedan-
 tische Unterwürfigkeit gegen seinen Freund —
 denn leider müssen wir über diesen Charakter
 das Urtheil der Vörschlichter im Stück unter-
 schreiben — scheinen mehr unschuldige Para-
 die, als Nachahmung des Schillerischen Trauers-
 piels. So schwankend und kalt als das Ganze
 sind die Uebergänge von Wuth und Verstellung
 in der Scene des Königs mit dem Infan-
 ten; an beiden handelnden Personen begleitet
 eine Art von steifen Marionettenbewegungen die
 steifste und unnatürlichste Sprache. Unaussteh-
 lich ist die Scene C. 227, wo die Königin
 das Kind ihrer Nebenbuhlerin durch fünf Sel-
 sten hindurch mit dem Dolche verfolgt, und da-
 bei auf das Wimmern der Mutter zu hören und
 zu antworten hat; und es ist sehr schwer, sich
 in die Phantasie hinein zu denken, die ein sol-
 ches Gemälde so unnatürlich verlängern konnte.
 Unter diesem tragischen Wust glänzen aber die

Scenen hervor, wo der Dichter die Lieberträume eines nicht gemeinen kraftvollen Tyrannen mit schrecklicher magischer Wahrheit aufstellte, und der graue Dämon des Königs von Navarra dürfte sogar mit Macbeth's Dolch und dem Todbett des Cardinals Beauford wetzeln. Auch der Charakter des freimüthigen Arztes und der Kontrast der sanften Eleonora mit dem finstern Tyrannen, in der ersten Scene des dritten Aktes, zeichnen sich vor dem übrigen aus.

Das Fragment aus Pyrrhus Leben und Tod, am Schlusse des ersten Bandes, scheint zum Theil nur als Ausfüllung da zu stehen. Es war, wie Rec. sich zu erinnern glaubt, schon vor einigen Jahren im Vorhaischen Theaterjournal gedruckt; übrigens ist es aus einer schon erwähnten früheren Epoche dieses Dichters, und verbindet die Fehler und die Schönheiten anderer gleichzeitigen Werke desselben.

In Demosthenes finden wir die schönste
 Einfachheit und Harmonie zwischen der Manier
 und dem Stoffe. Der Streit zwischen der sters-
 benden Freiheit und der noch furchtsamen,
 noch nicht gegründeten Eigenmacht, ist eine
 politische Handlung, für welche eine andere,
 als die angeführte, schwere, räsonnirte Bear-
 beitung nicht gemacht seyn würde; und indem
 der Dichter sie in eine Griechische Insel, in
 die Zeiten der Blüthe Griechenlands setzt, er-
 hält er das Recht, ein gewisses idealisches Ko-
 räume in den Charakteren, der Sprache und
 dem Ideen anzunehmen, bei welchem der philo-
 sophische Gang seines Kopfes am freiesten
 bleiben kann. Alles, was einen denkenden
 Geist an die Willkühr der schaffenden Phau-
 tasie binden kann, ist hier vorhanden. Reife
 der Gedanken, innere Wahrheit, sanfte so-
 wohl, als schärfere Kontraste, große und tref-
 fende Bilder, Ruhe und Kraft in den Charak-
 teren und dem Ausdruck, Feinheit sowohl, als

tiefe Weisheit, machen dieses Drama nicht
 allein bei weitem zu dem vollkommensten Wer-
 ke des Verfassers, sondern geben ihm einen
 Platz unter den ersten Meisterstücken unserer
 Dichtkunst, so wenig der Ernst und die schmuck-
 lose Spartanische Weisheit, die durch dies Gan-
 ze verbreitet sind, die Modellektüre damit zu
 bereichern versprechen. Bis auf sehr wenige
 Stellen, wo der Anstrich von Griechischer Phi-
 losophie in moderne Trockenheit übergeht, ist
 Demokles ganz das Ideal von Held und
 Weisen, das wir mit den großen Namen ei-
 nes Phocion, eines Aristides verbinden.
 Schön gegen ihn nanciert ist der jüngere Mann
 Charikles, unnachahmlich der Kontrast zwi-
 schen den beiden Jungfrauen Ivo und An-
 tiopo, ein Charakter von echter tragischer Mi-
 schung und philosophisch motivirt, Demokles
 unglücklicher, schuldbeladener Sohn, Kallias;
 meisterhafte Feinheit bewundert man an dem
 listigen Tyrannen Atalos, und an den ru-

big und leicht, aber tief gezeichneten Schatt-
 ungen in den Nebencharakteren des Mega-
 kles, des Kreon u. s. w. Die psychologische
 mythologische Behandlung der durch erlittene
 Leiden zur Weissagung künftigen Wehs ge-
 spannten und geweihten Krates, ist so glück-
 lich, als wahr und dichterisch, ihre Sprache
 ein Muster von feierlicher Nüchternung und ho-
 hem Schwunge, der ganze Charakter edler, als
 Homers Kassandra. Ein erhabneres Ge-
 mälde als das, da Damokles vor dem ge-
 sunkenen Volke, das ihn verlassen und verrai-
 chen hat, und vor dem glücklichen Tyrannen
 sein Haupt verhält, hat vielleicht die Dicht-
 kunst nicht aufzuweisen; und kaum würde man
 für die folgenden Scenen Begeisterung genug
 behalten, wenn der Ernst des Sujets die Auf-
 merksamkeit nicht gefangen hielte, und der Tod
 des Kallias, so wie die verdienten Wunden,
 die das Schicksal dem Könige schlägt, mit
 Krates's wilden prophetischen Tönen, nicht
 auch

auch das leidenschaftlichere Interesse beschäftigten. Von den wenigen Flecken in der Sprache gilt, was oben bei Gelegenheit des Aristodemos gesagt worden ist. Zu diesen gehört die Stelle S. 15: „und wenn wir das gethan haben, wozu die Götter uns berufen haben.“ Ein unnatürliches und falsches Bild finden wir S. 13: „Der Taube gleich, der der Geyer die junge Brut zerfleischt hat, sitzt sie und brütet über ihrem Schmerz.“ Aber der einzelnen Bilder und Gedanken, die den eignen Stempel des Genies tragen, das eine neue unbetretene Bahn gefunden hat, sind zu viele, und sie sind zu innig mit dem Ganzen verwebt, als daß wir von diesen einige ausheben könnten.

Ungeern, und mit einer Art von Schmerz, wenden wir uns von diesem schönen Ganzen, das durch philosophischen Werth der Gedanken, Eigenthümlichkeit und gleiche ruhige Haltung, sich einer Art von Vollkommenheit nähert.

Ist, zu dem letzten Stücke dieser Sammlung,
 das zwei Freundinnen. Für die Komödie
 die ist die Wendung, die das Genie des Verf.
 ihr genommen zu haben scheint, nicht passend;
 und der tödtliche Frost, der durch das Ganze
 herrscht, die Wibrigkeit der gespannten, ohne
 Leben und Wahrheit gezeichneten Charaktere
 wird durch die weitschweifige geschraubte Spra-
 che noch unerträglicher: zu geschweigen, daß
 die Vernachlässigung des Dialogs, die zu weit
 getrieben ist, um nicht vorsätzlich zu seyn, im
 Lustspiel unter keiner Bedingung geduldet wer-
 den kann. Die weiblichen Charaktere stehen,
 durch Mangel an Grazie, in einer unwahren,
 und wenn sie wahr wäre, der Kunst unwür-
 digen Erbärmlichkeit da; und vor diesen kal-
 ten Thronen möchte man sich beinahe lieber
 zu den großen Karikaturen in Sturm und
 Drang wider setzen. Das Ganze trägt
 zu sehr die Kennzeichen einer gewissen Ab-
 spannung, um auch nur der Kritik reichen
 Stoff zu gewähren.

Medea in Corinth, und Medea auf dem Kaukasos, zwei Trauerspiele von F. W. Klinger, 1791.

Medea in Corinth ist ein neuer Abdruck des unter dem Titel: *das Schicksal*, aus der ersten Sammlung von Hrn. Klingers dramatischen Werken bereits bekannten Trauerspiels. Voltaire geriet in Entzücken über Quinault's Verse:

*Le dessein de Médée est d'être criminelle,
Mais son cœur étoit fait pour aimer la vertu.*

Aber zu der wirklichen dramatischen Verarbeitung dieses Ideals von Medeen, zu der hochtragischen, kraftvollen Auffassung dieses Gedankens, in einem so schönen und so großen Sinne, daß er Quinault's eigne Meinung weit überflügelt, konnte die französische Kunst nicht aufsteigen; die unsrige hingegen ist durch Hrn. K. Ausführung dieses Stoffs bereichert und gelehrt. Das zauberische Inter

erste, das in dem ungeheuern Kampfe zwischen
 Moderns übermenschlicher Größe, und den nur
 zu menschlichen Bedürfnissen ihres Herzens
 liegt; die durch Philosophie geschärfte und er-
 höhte antike Idee vom Fatum als Triebfeder
 des Ganzen; die unter allen Personen des
 Trauerspiels gleich verbreitete, eben so unver-
 meidliche als unverföhnbare, Schuld: alles dies
 sind Vortheile der Kunst oder des Ge-
 nies, durch welche die finstere Abscheulichkeit
 des Stoffs gemildert und erleuchtet wird. Die
 Sprache ist meistens untadelhaft, edel und er-
 haben. Die Charaktere sind gerade so gezeich-
 net und gehalten, wie die Kunst es von dem
 Dichter, der seinen Stoff in dem Griechischen
 Alterthum wählt, nur fordern kann: die Be-
 stimmtheit kann darin leicht so weit gehen,
 daß sie das Kostum verlegt, und in Werken
 dieser Gattung muß der Dichter nicht sich zu
 seinen Zeitgenossen herablassen, sondern seine
 Zeitgenossen zu sich herauf heben. An dem

finstem Akt hat Hr. K. öfter das Unglück zu
 scheitern, wie es ihm auch hier begegnet ist:
 die unnatürliche Ausdehnung der Rache Me-
 deens spannt den Leser auf die Folter. Wenn
 die Dörste die Gränze verrückt, über welche
 hinaus der Leser ihrer Kraft zu schrecken oder
 zu rühren sich verschließen muß, so wird sie
 selbst, mit allem ihrem Aufwand, an ihm zur
 Eumenide, und peinigt ihn zwischen den wi-
 dersprechenden Empfindungen des Abscheus,
 der Langeweile und der Verwunderung. In-
 dessen ist eigentlich die hohe Vollkommenheit
 des Ganzen hier nur auf eine zu gefährliche
 Spitze hinauf getrieben worden; zwei Stel-
 len, wie S. 72. Und was thatest du für
 ihn, du Bleiche? u. s. w. und wie S. 127.
 Medeus: entferne, Mutter, den Säug-
 ling, daß ich thun kann die That, wür-
 den hinreichen einen Dichter unsterblich zu ma-
 chen, und man kann sich fast nicht enthalten,
 eine Art von Verhängniß in der Litteratur

anzunehmen, da Hr. K. mit seinen früheren Arbeiten Epoche gemacht hat, und diese Wesen kaum bemerkt worden ist.

Hrn. K.'s Gedanke, Medeens Schicksale nach der Vollendung ihrer Rache aus seiner Phantasie weiter fortzuspinnen, erweckt im ersten Augenblick das günstigste Vorgefühl, das einem Kunstwerke nur zu gute kommen kann; um desto mehr aber bedarf es einer scharfen Untersuchung, warum die Wirkung seiner Medea auf dem Kaukasus so sehr gegen diesen ersten Eindruck absteht, mit einem Worte, so unbefriedigend ist. Die Schuld scheint zwischen der Idee selbst, so einnehmend sie auch ist, so begreiflich daher die Begeisterung des Dichters für dieselbe auch wird, und zwischen ihrer Behandlung sehr gleich getheilt zu seyn. Es ist, als ob Medeens Begehrtheiten in Korinth das Interesse ganz erschöpft hätten, das die Vermischung von menschlichem Gefühl in ihrem Charakter ihr gab; Unbe-

Stimmtheit, Inkonsequenz und Schwäche verdunkeln ist das erhabene Phänomen, für das man so viel Mitleiden als Bewunderung, so viel Theilnahme als Entsetzen empfand. Um zu entdecken, wo der Dichter hätte aufhören sollen, diesen idealischen Charakter zu verfolgen, um genau zu finden, in wie fern er die relativen Möglichkeiten, die für denselben vorhanden waren, überschritten hat, müssen wir seinem Plan in diesem Drama nachzugehen suchen. Medeens Herz leidet und darbt bei der unfruchtbaren kalten Betrachtung ihres furchtbaren Selbst, zu welcher sie sich vor ihrem eignen Verbrechen geflüchtet hatte; die erste Berührung von Menschen weckt alle Bedürfnisse dieses Herzens wieder auf; sie geht aus, Menschen zu beglücken; unfähig, sich allein zu genügen, begiebt sie sich freiwillig durch einen unaufsichtlichen Schwur in die Gewalt des Schicksals; das Volk, zu dessen Heil und Rettung sie sich bestimmt, ist

ein roßes, durch Aberglauben und falsche Ver-
 stes irte geleitetes Volk — und ihr Geist er-
 liegt schon dieser ersten Probe. Ihr Schicks-
 sal ist — das Schicksal aller unberufenen Re-
 formatoren, denen es an Klugheit, den Zeits-
 punkt der Reise zu erkennen, und an zweckmä-
 ßigen Kräften, ihn schneller herbei zu führen,
 gebricht. War es des Dichters Absicht, daß
 Medea, sobald sie ihre Zauberkräfte auf das
 Spiel setzte, sobald sie der Gefahr sich bloß-
 stellte, nur Mensch, nur Weib zu seyn, nun
 als Mensch, als Weib, alle Superiorität ihres
 Geistes verlieren, heftig, unvorsichtig, auf-
 fahrend erscheinen, ohne Zweck für sich noch
 für Andre stürmen sollte; so lag es unstreitig
 an der Idee, daß der Dichter mit seiner Held-
 in zugleich zu sinken scheinen mußte. Außer-
 dem ist der Augenblick, wo sie durch die Ver-
 letzung ihres Schwurs, ihre übermenschlichen
 Kräfte schlummern zu lassen, die Deute des
 auf sie lauernden Schicksals wird, für die Er-

wartung, die man von einem großen Charakter hat, durchaus verfehlt; sie raset und stürmt mehrere Seiten lang; ihre Zauber, zu denen sie in ihrer Wuth zurückkehrt, sind um kein Haar anders, als die gemeinsten Opernzauber, und in ihrer edleren Verblindung, täuschen sie jede Hoffnung des Lesers auf das schmerzliche. Eben so verfehlt ist die Erfüllung der Strafe, die ihr gesprochen war; das schöne Geständniß ihrer nunmehrigen Ohnmacht gleicht der feigen Rache eines niederträchtigen Priesters Waffens gegen sie; sie soll sein Opfer werden, und ersticht sich, um nicht durch seine Handlanger zu sterben. So waren ihre vorhergehenden Handlungen, die sie in das Netz des Schicksals zogen, zwecklos; ihre Wuth, weil ihr Streben, Gutes zu thun, Widerstand fand, war ohnmächtig; die Erfüllung ihres Schicksals ist unedel, und ihr Schmerz dabei unwürdig. Die plumpe Schändlichkeit des Druiden durfte Medeen, auch von ihren

Sanfterkräften entblöße, nicht treffen; sie durf-
 te an ihren Geist nicht reichen, und um an
 ihrem heiligen Rath Antheil zu nehmen, durf-
 ten wir ihre vormalige Größe nicht verachten
 lernen, wie wir thun, wenn wir sie, als Mensch,
 menschlich klein finden. Unter das Joch des
 Schicksals hatte ihre Liebe zu Jason sie
 schon gebracht, ihre Leiden bei Jasons Un-
 treue sind das höchste Elend; was in diesem
 Charakter denkbar war; und eben darum, da
 dem Dichter die Handlung seines ersten Stricks
 im Wege stand, da diese ihm die bessere Wahl
 verbot, scheint er in ein Labyrinth verwickelt
 gewesen zu seyn, aus welchem kein Faden ihn
 retten konnte. Auch ist in den Details wenig,
 was für die Ausführbarkeit der Idee schädlos
 hält: im Dialog wechseln Plattheit und Bom-
 bast mit einander ab; so sehr das Entsetzen,
 mit welchem man Medeen fluchen hört, der
 Kunst würdig ist, so ungern hört man sie hier
 auf den heuchlerischen Druiden schimpfen.

Die Gottheiten, welche der Dichter auftreten läßt, leiden schon durch die Unbestimmtheit und die Widersprüche in der Idee, deren Werkzeuge sie sind; und dadurch daß sie zu nahe vor unserer Phantasie stehen, werden sie steif und unpoetisch.

3.

**Fausts Leben, Thaten und Höl-
lenfahrt, in fünf Büchern, 1791.**

Die Tradition von Faust ist ein Gegenstand, der es verdient hat, mehrere unserer besten Köpfe zu beschäftigen, weil er zugleich mit dem weitesten Spielraume für die Phantasie, auch für die höhere Moral, unter dem Schleier einer ihm ganz eigenthümlichen Allegorie, die mannichfaltigsten und anziehendsten Seiten darbietet. Eine scharf bestimmte philosophische Idee hatte Lessing mit diesem Stoff aufgefaßt, und von einem Kopf, wie der seinige, ist ohne Zweifel voraus zu set-

gen, daß er in seiner Bearbeitung auch die poetische Fruchtbarkeit der Einbildung zu benutzen gewußt hatte. Wäre, ungleich mehr Dichter als Lessing, hat in seinem Faust den Muth, seinen Phantasie bis zur Unart ausgelassen, die Abenteuerlichkeit des Gegenstandes bis zum Kindischen erschöpft; höhere Beziehungen sind, wie in jedem Gegenstande der Natur, gleichsam nur für den Empfänger darin enthalten; und an diesem wilden unzusammenhängenden Fragment ist das große Gesetz der Kunst, Einheit im Mannichfaltigkeit, durch einen angeborenen Instinkt des Künstlers lebendiger und inniger ausgedrückt, als in den mühsamsten Arbeiten des theoretischen Scharfsinns. Der Verfasser des gegenwärtigen Fausts, den man schwerlich verkennen würde, wenn man auch nicht ohnedies wüßte, daß es Hr. Klinger ist, besitzt sehr viele von den Eigenschaften, die dem Dichter sowohl als dem Philosophen in einem Werke dieser Gattung zu Stattem

kommen müssen; aber Lessings scharfe Bestimmtheit der Denkkraft, und Göthe's ruhige und überlegene Stärke im Besiz eines Gegenstandes der Phantasie, sind beide in seinem Kopfe nicht zur Reife gekommen, und darum hat der Stoff, den er hier bearbeitet, gerade durch seine Eigenthümlichkeit, und die Allegorie, die dieser Stoff enthält, gerade durch ihre verführerische Vielseitigkeit, manche desto unüberwindlichere Schwierigkeit für ihn gehabt, je weniger er bei der Kraft und dem Feuer, mit denen er seinen Gegenstand auffaßt und behandelt, sich derselben bewußt seyn konnte. Juvenalsche Satire, kräftigen Witz, und oft sogar den erhabensten Schwung haben wir durch das ganze Werk reichlich verbreitet gefunden; die Schilderung des Teufels S. 56 unterscheidet sich durch den glücklichen Zusatz einer gewissen Humanität, die der Stelle vollkommen angemessen ist, welche dieses Wesen in Fausts Geschichte einnimmt, von den riesenmäßigen Bildern

Klopstocks und Miltons, und verdient unter den ersten Mustern des Einfachen und Erhabenen aufgestellt zu werden. Aber neben so manchen Schönheiten drängt sich nur zu vieles hervor, was dem Verf. vor keiner Instanz weder der Philosophie, noch des Geschmacks, noch der Phantasie hingehen kann. Dahin gehören die Gothischen Ueberladungen des Gräßlichen und des Grotesken, die der Stoff zwar veranlaßte, aber nicht entschuldigt, weil der Dichter entweder beweisen muß, daß seine Phantasie eine treue Führerin ist — und dies würde man ihm freilich immer am meisten Dank wissen — oder der Pflicht des Präzens und Wählens unterworfen ist. Dahin gehören einzelne Auswüchse, welche nicht die Laune, die freie Stimmung und die sichere Ueberlegenheit des Dichters, sondern die Bitterkeit und die Leidenschaft des Menschen hervorgebracht zu haben scheinen; dahin gehören ferner die schwankenden, widersprechenden, losgerissenen und mats

ten Spuren einer Theodicee, die sich weder der Einbildungskraft noch dem Verstande anschaulich macht. Auch zu Ideen dieser Art giebt der Stoff selbst freilich so vielen Anlaß, daß er schon in einer rein poetischen Behandlung, wie die Götische, deren so viele enthält, als er in einem jeden Leser erweckt. Aber eben diese innere Fülle ist gerade das höchste Ziel der Kunst und der Triumph des Genies; und so weit wir entfernt sind, dem Dichter, welcher auf den gefährlichen Abweg, die nehmlichen Gegenstände so zu sagen *ex professo* zu berühren, verleitet wird, irgend ein positives Kriterium aufzustellen; so sehr rechnen wir es ihm zur eignen Schuld an, wenn er nicht jenes System, es sey außer dem Gebiete der Phantasie so trostlos als es wolle, zu einer wohlthätigen Beschäftigung der Illusion zu machen weiß. Hätte er gethan, was die Kunst, und diese allein, von ihm verlangt; so wäre es die Schuld seiner Leser, wenn ihre Einbildungs-

traft der Grund ihrer Moralität wäre. Daher kommt es, daß so wenig Gutes wir dem Philosophen von Berner zutrauen Ursach haben, er uns, durch Geschmack, Scharfsinn und Achten gleichen Wiß allein, mit seinem Caudice eine kleinere Sünde auf sich geladen zu haben scheint, als Hr. K. mit seinem ungleich orthodoxeren Kauf.

4.

Scenen aus Fausts Leben, von
Chr. 1792.

Neben einer üppigen Blume, deren starker Geruch auch manchen Kopf berauschen kann, muß eine bescheldnere, die Sinne weniger anziehende, nicht übersehen werden. Der Verf. dieser Scenen hat keine Ansprüche auf den Schwung und die Kraft, die wir im Klingerschen Faust zum Theil bewundern, zum Theil in ein besseres Ganzes vereinigt wünschen; dafür

dafür aber finden wir hier einen durchgängig gehaltenen, interessanten und wahren Gedankengang, welcher diesem Werke bei der Kritik und auch bei dem lauterem Gefühl einen wesentlichen Vorzug vor dem Klingerschen giebt. Der Gesichtspunkt, welchen der Verf. in seiner Vorrede anzeigt, „daß nemlich der Mensch nicht gemacht ist, für den Umgang mit höhern Wesen, und es nicht ungestraft wagen darf, aus dem Kreise der Menschheit hervorzutreten,“ möchte in so fern nicht der besondre seiner Bearbeitung seyn, in so fern die ganze Tradition von Faust und alle Behandlungen derselben ziemlich auf keinen andern hinauslaufen. Was aber diese Scenen unterscheidet, ist die eigene mildere Modification, die der Verf. jener Idee gegeben hat. Sein Faust nemlich hat nur den unbestimmten Drang nach einer höhern übersinnlichen Existenz, die Ungenügsamkeit in dem gewöhnlichen Gange des Lebens, mit dem Göthischen und Klingerschen ge-

ahn; und so wie er weder die Verirrungen
 noch die Greuel jener theilt, so ist der ihm
 beigegebene Geist kein böser, sondern nur ein
 impassibles unkörperliches Wesen, dessen ab-
 strakte Weisheit seinen Zögling in eine Art
 von negativem Elend stürzt, bei welchem er
 zwar das Glück der Menschheit entbehrt, und
 den Verlust mit menschlichem Gefühl empfin-
 det, aber nicht die Verzerrungen der Reue und
 Verzweiflung leidet, die in der phantastischen
 Legende; und in den andern auf dieselbe ge-
 gründeten Dichtungen, den Bund mit dem
 Teufel bestrafen. So machen Leere und Käl-
 te dem ganzen Fluch, welche den auf diese Wei-
 se sich entkörpernden Menschen trifft, und er
 erhält vor seinem sanften und schnellen Ende
 die tröstende Verheißung, für seinen Sohn zu
 werden, was sein Gefährte für ihn hätte bleiben
 sollen: sein unsichtbarer Schutzgeist. Diese
 kurze Angabe wird hinlänglich beweisen, daß
 die Idee des Verf., mit welcher er das Ver-

blenst verblindet, ihr in seiner Bearbeitung sehr treu geblieben zu seyn, nicht ohne Eigenheit und Gehalt ist. Auch schadet ein gewisser Anstrich von Schwermuth, ob er gleich hier und da an Mattigkeit gränzt, dem Eindrücke des Ganzen keinesweges; und wir wünschten nur, daß persönliche Anspielungen, die mit dem milden Ernst der Idee dieses kleinen Werks nicht zusammenstimmen, daraus weggeblieben wären.

5.

Der weibliche Jacobiner - Club,
ein politisches Lustspiel in einem Auf-
zuge, von August von Kopebue, 1791.

Das Unwesen der mißverstandenen und ge-
mißbrauchten Freiheit, die Partheilsucht, wel-
che statt der bürgerlichen Einigkeit in Frank-
reich ihren Thron aufgeschlagen hat, die In-
konsequenzen und Widersprüche, die seit der
Revolution den Gang der Französischen Ge-

Kugeln und ihrer Handlungen bezeichnet ha-
 ben, sind unstreitig Gegenstände, an welchen
 die Aristophanische Komödie ihre ganze Kraft
 eben kann. Auch mag in unserm deklamiren-
 den und räsonnirenden Zeitalter aus den küh-
 nen und scharfen Zusammenstellungen des Wit-
 zes mehr wahres Licht über diese Gegenstände
 verbreitet werden können, als aus allen Ab-
 straktionen und Anticipationen des Verstandes;
 und, die Unpartheillichkeit nicht einmal mitge-
 rechnet, sind in den witzigen Schriften und
 Einfällen aller Theile richtigere Resultate von
 der wahren Beschaffenheit dieser Dinge zu
 schöpfen, als in den ernsthaften Invektiven
 und Deduktionen der Aristokraten, der Demo-
 kraten, und der übrigen Faktionen, die durch
 ihre Streitigkeiten über die öffentliche Glück-
 seligkeit hauptsächlich das Gegentheil der Sa-
 che, über welche sie streiten, beweisen. Um so
 mehr ist es zu bedauern, daß unsre Deutsche
 Litteratur durch dieses Produkt geschändet wor-

den ist; und es ist ein trauriger Beweis, wie wenig die Sache des Geschmacks und des Witzes bei uns noch gilt, daß etwas so Elendes von einem unsrer beliebten Schriftsteller geschrieben werden, und um der Parthei willen, die damit versocht werden sollte, Unterstützung finden konnte. Die Naivität des Knaben S. 5, wie er gefragt wird, was ein Aristokrat ist, und auf einen kleinen Galgen von Karten, woran er einen Kartenmann gehängt hat, deutend, antwortet: da hängt einer! ist das einzige Gute in dem ganzen Stück; und diese abgerechnet, wird es sehr schwer seyn, eine Zeile darin zu finden, die nicht unter jeder Kritik wäre. Wirklich könnte nur eine eigne moralische Krankheit an dem Verfasser, die man eine Diarrhöe des Witzes nennen möchte, die Möglichkeit erklären, die fastlosesten Einfälle so unbarmherzig auszudehnen, wie hier auf jeder Seite geschehen ist. Sollte der Dichter eine Satire auf die De-

vorzuziehe hauptsächlich für das Volk bestimmt,
 und darum geglaubt haben, daß sie ihrer Na-
 tur nach pöbelhaft und abgeschmackt seyn müß-
 te, so könnte der Kunstrichter sie freilich von
 sich weisen, und den ehrbaren Handwerkerzünf-
 tern zu Rath und Frommen überlassen, daß sie
 die Lehren der Französischen Aufklärung dar-
 aus kennen lernten. Aber das schwerfällige
 Streben nach Leichtigkeit und Muthwillen, das
 man in dem ganzen Stück, besonders aber S.
 40 und am Schluß findet, und die vernünftli-
 che Abscheu des Dialogs, verrathen leider,
 daß es die Absicht des Verf. war, Französische
 Ton zu schildern und die gute Gesells-
 chaft zu ergötzen. Bei einer solchen Absicht
 ist denn für die Plumpheit und die Plattis-
 che in den Charakteren, dem Dialog, der
 Jactance, für die Gemeinheit des ganzen Tons,
 kurz für die Ländel, den weiblichen Jaco-
 biner's Etus geschrieben zu haben, keine
 Gnade mehr möglich.

Der Papagei, ein Schauspiel in drei Akten, von A. von Koberue, 1792.

Wenn mit einer großmüthigen Anekdote, wie sie unsre Zeitungen und Journale, zum Ideal für unsre Romanenschreiber, ziemlich alle zehn Jahre liefern, mit Charakteren von bürleskem, weinerlichem und empfindsamem Schlag, wie die Theaterkonventenz sie täglich zusammen bringt, mit einem leichten Dialog, der mit rührenden und komischen Einfällen untermischt ist, die, wie es das Schicksal fügt, sinnreich oder albern sind, mit Situationen, die, so wohlfeil der Dichter sie auch hatte, doch einen gewissen sinnlichen Eindruck nicht verfehlen, der Zweck erreicht wird, einen Abend im Schauspielhause auszufüllen, so läßt sich gegen diese Art von Ergöthlichkeit, weder an dem, der sie giebt, noch an dem, der sie empfängt, etwas aussetzen, und es gehört mehr üble Laune dazu, als die Beurtheilung solcher

Ertheile uns jeither noch gegeben hat, um sich
 darüber zu entsetzen, daß ein Aufsatz vom Zu-
 verläßiger kein Laokoon ist; ja, die Stufe des
 Geschmacks, auf welcher unser Publikum steht,
 macht es sogar zur Pflicht, gewisse Foderun-
 gen einzuschränken, und zufrieden zu seyn,
 wenn es nicht schlimmer, und nicht geradezu
 allem Geschmack und aller gesunden Vernunft
 zum Schimpf unterhalten wird, da man trau-
 rigte Erfahrungen hat, daß es doch auch da zu-
 greifen würde. Aber von dem Verhältniß, in
 welchem Hr. v. K. mit den Bedürfnissen uns-
 hers geistigen Luxus steht, ist die Schätzung
 seines Werths als dramatischer Schriftsteller
 unabhängig; und von dieser Seite ist der Pa-
 pagel ein neuer Beweis, daß er zwar theil-
 weise Witz, aber keinen Geschmack; Routine,
 aber keine Kunst; Fähigkeit, sich obenhin in
 Situationen und Charaktere von verschiedener
 Art zu versetzen, aber weder Empfindung noch
 Phantasie besitzt. Weibliche Feinheit ist na-

nürlicher Weise der gefährlichste Probierstein für einen Dichter wie H. v. K., und man sehe auch an folgendem Beispiel, wie plump, steif und schülerhaft bei ihm die Bemühung ausfällt, eine leise Regung in einem weiblichen Herzen darzustellen. Lady Amalie, eine junge Engländerin, und folglich, wie es bei unsern Englischen Charakteren schon einmal seyn muß, ein weiblicher edler Sonderling, vernimmt von einem alten Fischer die Geschichte eines tugendhaften und unglücklichen Jünglings, den er bei sich aufgenommen hat. Der Fischer, den H. v. K. ohne Zweifel im voraus von seiner überraschenden Entwicklung unterrichtet hat, oder der von der Originalität der schönen Engländerin angestrichet wird, giebt ihr, die er zum erstenmale spricht, und die seinen Protégé noch nie gesehen hat, folgenden seinen Wink.

„Fischer. — Wenn eine junge reiche Wittwe ihr Glück machen wollte. —

Amalie. Sein Glück machen wollte?

Fischer. Ihr Glück machen wollte. Ich
weiß wohl, was ich rede.

Amalie. Wirklich? Ich danke euch, gu-
ter Vater. Aber — (bei Seite) Weiblichkeit! wie
schwer bist du zu verläugnen! (stuchend) Ist selb-
ne Gestalt angenehm?

Fischer (wacht.) Seine Gestalt? Haha:
ha! („Das nennt Herr v. R. lächerlich!“) Was geht
mir und Ihnen seine Gestalt an? Er ist
bucklichte, Madam, und schielt auf beiden Aus-
gen. Aber Gott sieht das Herz an. — Da
kennt er selbst. — — —

Amalie (neugierig in die Ferne blickend.) Ganz
so wie ich es wünsche!

O Kunst! O Lessing und Göthe! — Aber
vielleicht hatte H. v. R. diese Stelle für legend
eine Karrikatur von einer alten Kokette fertig
flogen, und mußte sie nur einstweilen der armen
Amalie zur Ausfüllung unterschleiben.

Die edle Lüge, ein Schauspiel in
einem Aufzuge, von A. v. Kotze-
bue. Fortsetzung von Menschenhaß
und Neue. 1792.

Es wäre schlimm, wenn wir nicht auf Zeiten zu hoffen hätten, wo man es unbegreiflich finden wird, daß Menschenhaß und Neue auf unsern Bühnen Epoche gemacht, und daß einem solchen Produkt beigeschieden war, worauf unsre besten Köpfe seit langer Zeit Verzicht gethan haben: Enthusiasmus bei unserm Publikum hervorzubringen. Die allgemeine Empfänglichkeit für die Situation, welche in jenem Schauspiel bearbeitet ist, hängt indessen mit dem menschlichen Herzen zusammen, und der wahre Dichter kann immer an diesem Beispiele lernen, welche Gattung von Empfindungen die moralische Wirkung durch theatralische Darstellung am meisten begünstigt: wenigstens wäre

es zu traurig, wenn eine an sich glückliche Idee gerade so schal, so schülerhaft, so unedel ausgesprochen seyn müßte, um Eindruck zu machen. So lange auch H. v. K. sich bloß gegen den Vorwurf zu wehren hätte, daß er durch die Wahl seiner Gegenstände die Moralität der Kunst verlegt, so lange würde seine Vertheidigung nicht schwer seyn; die Moralität der Kunst ist von ihrer Vollkommenheit unzertrennlich, und die eigentlichen Sünden des Hrn. v. K. liegen nur in seiner Ausführung der Gegenstände, die er wählt. Wie dem höheren Blick auf die Opfer, die im Kampfe zwischen Konventionen und Gefühlen erliegen, wird der Dichter ihre Anzahl nicht vermehren, und dem gemeinen Haufen der Sünder und Sünderinnen nicht schmeicheln; mit einer edlen und reinen Phantasie verbunden, wird diese mildere Welt nie zur Verführerin allzu empfänglicher Herzen, oder zur Härsprecherin des Lasters ausarten. Aber an den Werken des Hrn. v. K. hat

die Kunst Gelegenheit zu prüfen, was es ist, das in denselben so viele gefallene Mädchen und Weiber, unschuldige Verführer und Verführte, gegen die Konventionen zu Felde ziehende Helden u. s. w. zur süßesten Ergötzlichkeit unsers großen Hausens, zusammen bringt. Der dünne Firniß moralischer Sentenzen und nothdürftiger Gemeinplätze von Empfindung und Tugend kann diese Richterin am wenigsten bestechen; der Grund ist weiche Verwöhnung, schlechterverhaltene Sinnlichkeit, und jene, aller Kraft und aller Tugend entgegengesetzte, in der Menschheit so allgemeine Anlage des Egoismus und der schlaffen Rücksicht gegen sich selbst, die den schwachen Damm der Konventionen und der positiven Moral einreißt, ohne ihn durch eigene Stärke ersetzen zu können. Dieser Kreis ist der wahren Kunst so fremd als der wahren Sittlichkeit, und dieser Kreis ist es, in welchem unsre Atermusen Geschmack und Herz zugleich verderben, oder die schon vorhandne

Verberben durch einen tüghaften Anstrich
 von Gefühl und Originalität bestücken. Die
 Tugend ehrwürdig und theuer zu machen in ih-
 rem Hause, das ist die Kunst ihrem Zwecke, der
 Schönheit selbst, schuldig. Die Ehebrecherin
 in der Düsselborscher Gallerie erregt die reinsten
 und ernstesten Gefühle in jedem edlen Herzen;
 die Eulalia des Hn. v. R. schmeltzt mit ih-
 rer platten Reue der gemeinsten Schwäche und
 Sinnlichkeit. Es finden wir sie auch hier wie-
 der. Die edle Lage ihres Mannes, der sich
 selbst einen Rekliriet andichtet, um ihre Reue
 über den ihrigen zu tilgen, ist ein ziemlich sinn-
 reicher, wenn auch für das natürliche Gefühl
 nicht sehr haltbarer Gedanke; aber die Ausfüh-
 rung ist ungeschickt und platt, und die ganze
 Bohnheit der Idee verschwindet schon mit ihrer
 ärmsten Etwahlung. Um für seinen Wein an
 einen Gegenstand zu haben, auf den er seine Lü-
 ge gründen konnte, brauchte der Dichter wieder
 ein gefallenes Mädchen. Die Scenen zwischen

dieser und ihrem Liebhaber sind, in ihrer niedrigeren Natur, noch die glücklichsten im Stück, und haben hier und da rührende Treuherzigkeit; aber freilich verfällt Hr. v. R. zuweilen aus Naivetäten in wirkliche Unausländigkeiten, und verläugnet auch hier seinen gewöhnlichen Mangel an Geschmack nicht: wenigstens glauben wir, daß man ihm zu viel, und der Kunst zu wenig Ehre erweist, wenn man ihm diese und ähnliche Sünden nur als Immoralität anrechnet. Daß sich aber unsere Sittenverderber hiesiger weinerlich possenhaften Schauspielen und andren Zwitterarten der Kunst verbergen, macht ihren Einfluß gefährlicher, als den offenen Muthwillen verrusener Französischer Schriftsteller; und wir fürchten, daß in Deutschland, wo man die Sünde mit moralischem Gewäsch, und die Libertinage mit Empfindelei verwässert, wahre Einfachheit und Reinheit der Sitten weniger heilsam zusammengehalten wird, als in jenem Lande, wo die Sittenlosigkeit gleichen Schritt mit der

Verfeinerung gehalten hat, und wo gerade deswegen die entschiedensten Kontraste neben einander bestehen, ohne sich je zu vermischen.

8.

Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. Von C. M. Wieland, 1791.

Das Verdienst der reinsten und fließendsten Sprache, das Verdienst einer planen Philosophie, einer gewissen *Smoothness* in dem Raisonnement sowohl als in der Einkleidung, ist der charakteristische Zug des Wielandischen Genies. Weit entfernt durch das Alter geschwächt zu werden, scheint dieser Schriftsteller in seinen letzten Werken an Konsistenz gewonnen zu haben, und die zunehmende Reife des Zeitalters mit bewundernswürdiger Fähigkeit in seine Individualität abzutragen. Selbst als Kunstwerk wird die geheime Geschichte
des

des Peregrinus Proteus unter den prosaischen Schriften des Hrn. W. vielleicht die erste Stelle behaupten. In so fern seine herrschende Idee hier eine Zergliederung der Schwärmerei in ihren vielfachen Verkerrungen war, in so fern scheint der historische und kritische Theil dieser Schrift nur Behikel oder Gerüst zu jener Idee zu seyn. Aber die antiquarische Beschreibung, in welcher dieser Theil bearbeitet ist, die Ehrenrettung nemlich des Peregrinus Proteus, ist so meisterhaft mit dem Ganzen verschmolzen und so vortreflich ausgeführt, daß keins dem andern schadet, und beides unzertrennlich und nothwendig verbunden scheint. Wie die Philologie bei dieser Art sie zu behandeln und anzuwenden gewinnt, in eben dem Verhältnisse erhält auch die Philosophie durch diese lebendige und so vielfältig anziehende Einsassung einen neuen Werth und einen bestimmteren Ausdruck.

Lucian hatte den Peregrinus Proteus in seinen Schriften als einen argen Bösewicht, als einen plumpen Charlatan geschildert. Nach Herrn Wielands Fiktion treffen sie sich beide in Elysium wieder. Schon der Umstand, daß sie diesen seligen Aufenthalt mit einander theilen, setzt den verläumdeten Proteus in einen großen Vortheil, um zu beweisen, daß Lucian ihm Unrecht gethan habe. Der redliche Schwärmer zergliedert vor dem kalten Philosophen, vor dem erklärten Gelude alles Uebersinnlichen, alles Ueberflinnlichen, seinen ganzen, sonderbaren, der Verfolgung eines Hirngespinnstes gewidmeten Lebenswandel. Er reinigt sich von jeder Anklage, welche seine Antriebe und seine Handlungen verdächtig machte; der vermeintliche Betrüger zeigt sich überall als Betrogenen, und seine Geschichte macht einen vollständigen psychologischen Cursus über die Schwärmerel, in ihren häufigsten Modifikationen. Dem

Charakter, den beide Interlokutoren in ihrem Erdenleben behauptet haben, bleiben sie auch in Elysium getreu; nur äußert er sich, unter dem leichten Schleier der Erinnerung, milder und billiger. Ehelich bekennt sich Peregrinus Proteus zu den zwei gewöhnlichen Katastrophen der Schwärmerel: der Auflösung des geistigen Selbstbetrugs in Sinnlichkeit und Animalität, und der Entdeckung einer nicht geträumten Einwirkung fremder Klugheit und List. Jeder neue Weg, den er einschlägt, um zu seiner Eudämonie, zur freiesten geistigen Existenz, zu gelangen, führt vor eine dieser beiden Gräben; wenn aber Lucian die Begebenheiten seines neuen Freundes als Beläge zu seiner Verachtung alles dessen ansieht, was mit den Sinnen und dem gemeinen Menschenverstande nicht zu fassen ist: so nimmt Proteus die Denkungsweise, welche ihn auf diese Abwege geführt hat, so großmüthig in Schutz, als wäre er nie betrogen worden. Das Wahr-

sie und Deste, was über Schwärmerel gedacht
 werden kann, scheint uns gleichsam zum Re-
 sultat dieser Behandlung zu werden. So heß
 und deutlich Proteus alle Erfahrungen, die er
 auf Erden als Schwärmer machte, ist erblickt,
 so bleibt sein Geist, geläutert von Irrthum
 und Wahn, doch immer der wärmere und sel-
 nere Stoff, dem Schwärmerel vordienlich war:
 er bleibt ein Geist, der schwärmen mußte,
 wie Lucian ein Geist bleibe, der nicht schwär-
 men konnte. In so fern widersfährt also in
 diesem Werke, das vor allen ersinnlichen Ver-
 irrungen der Schwärmerel schützen kann, der
 Schwärmerel selbst zugleich ihr vollkommenes
 Recht; sie bleibt das notwendige Gesetz jeder
 Seele, die für sie gebildet ist, sie behauptet ei-
 nen gleichen absoluten Werth mit der Wahr-
 heit, oder wird vielmehr selbst zur Wahrheit,
 nachdem jede ihrer Wirkungen längst für Dunst
 und Lüge anerkannt ist.

Es ist der große Vortheil dieser dramatischen Methode über die didaktische, daß aller Schein von Einseitigkeit vermieden wird, daß die Begriffe, gleichsam spielend hin und her geworfen, in allen ihren Beziehungen erschöpft werden, daß die Feinheiten in den Details, welche die Manier des Künstlers an Werken dieser Art ausmachen, selbst dem Wesentlichen des Gedankens desto mehr zu gute kommen, je besser ihm die Sorgfalt gelingt, die er darauf wendet. Sie ist aber auch fast nur das eigenthümliche Talent des reifen und hellen Kopfes, der seinen Stoff besser zu umfassen als zu durchdringen versteht, dem es leichter wird, verschiedene Denkungsarten zu einem Ganzen zu kombiniren, als Eine zu ergründen und sich zu eigen zu machen. Daher kann von Einer Seite bei dieser Schrift der Zweifel entstehen: ob die Schwärmererei nicht einer zarteren und würdigeren Behandlung bedürfte, als sie in diesem Dialog, besonders durch die

neße Zusammenstellung ihrer höchst menschlichen Schicksale mit ihren dämonischen Träumen, erfahren muß? ob der Verf. über dem ganzen Stoff eines edlen weisen Schwärmers — und daß wir uns hier nicht fürchten mit einer *contradictio in adjecto* zu sündigen, ist ja sein großes Verdienst — geschweht hat, wie es die höhere Wahrheit selbst vielleicht gefordert hätte?

Die Manier des Verf. ist indessen zu sehr ihm eigen, und als solche zu vollkommen, als daß Recensent diese Zweifel als Kritik aufgeworfen haben, und nicht lieber bekennen möchte, daß sie außer den Gränzen der Kritik liegen. Ein Punkt aber bleibt noch übrig, über welchen sich die Kunst mit Hrn. W. eher zu verständigen brauchte. Den Ruhm, derjetzige unter unsern Schriftstellern zu seyn, der es sich am angelegensten seyn ließ, die französische Leichtfertigkeit mit dem spröderen Stoff unserer Sprache, und vielleicht unserer ganz

dem Kultur zu vereinigen, hat Hr. W. auch
 in dieser neuen Schrift behauptet, und wie
 uns dünkt, nicht mehr noch weniger glücklich,
 als in seinen vorhergehenden. Die meisten
 Abenteuer des Peregrinus Proteus drehen
 sich, so unschuldig der heilige Schwärmer
 auch dabei ist, um Galanterieen; und Lucian
 ahndet, seinem Charakter gemäß, die Entwik-
 kelung dieser Begebenheiten meistens schon in
 ihrem Ursprunge sehr sicher vorher, und hat,
 ungefähr wie Mephistopheles im Faust,
 ganz vorzüglich seine Freude dran. Der
 philosophische Sinn und der poetische Werth
 dieses Kontrasts liegen am Tage; die Ausfüh-
 rung allein konnte beiden hinderlich werden.
 Lucians Cynismus hat zu wenig Kunstver-
 dienst, um die Wirkung zu thun, die von dem
 Kontrast zu erwarten war, um die Delikates-
 se und die Empfindung nicht zu beleidigen,
 die er weder durch Wit noch durch Originali-
 tät besticht. Die Auftritte, die seine Laune

in Bewegung setzen, sind freilich im Ganzen auch nicht weniger verfehlt; und hier eben ist es, wo das Bestreben des Hn. W. ein gewisser goüt du terroir, das uns die Franzosen in diesem Kache besonders vorwerfen können, zu verbergen, von jeher nicht zu gelingen schien. Seine Verführungskünste sind alltäglich und gleichen sich alle unter einander; die seligermüthigste Sinnlichkeit, die er annimmt, von welcher und für welche er schreibt, mag diese Künste, wenn sie so für ihre Quintessenz ausgegeben scheinen, nicht mit dem gröbren Theile der Menschheit gemein haben. Seine Schilderungen sind, mit den Gemälden anderer Meister in dieser Manier verglichen, weder so warm, noch so muthwillig, noch so tief in die Metaphysik der Sinnlichkeit eindringend, daß die Kunst oder die Philosophie sie gegen die Moral in Schutz nehmen möchte. Lucians Verhältniß gegen Peregrinus Proteus läßt sich überhaupt mit dem Verhältnisse des Mes-

phistopheles gegen Faust vergleichen; und unstreitig ist Mephistopheles ungleich frecher als der abgeschiedene Griechische Philosoph. Aber Mephistopheles ist frech wie ein Teufel; Lucian hingegen gleicht in seiner Lustigkeit öfter einem Deutschen Schach Waham auf dem Katheder oder in einer Reichsstadt, als einem Weisen aus der gebildetsten Nation der Welt. Mephistopheles lästert, weil er ein Teufel ist, Recht behält er, aus dem nehmlichen Grunde; aber wie gern lassen wir dieses Wesen Recht behalten, das mit seiner zermalnenden Erkenntniß doch so viel schlechter da steht, als der Mensch! Der Dichter hat bei dieser abentheuerlichen Komposition, oder vielmehr diesem Torso, die Phantasie seiner Leser immer für sich; das Gefühl und der Verstand lassen sich, indem sie so sonderbar gereizt und genährt werden, der Phantasie willig unterordnen, und man mag bloß kindlich empfangen, was der Dichter in der erhabnen Grotteske herglegt,

über die lustige Bildung mit den Gedanken
 anzufohren: auf beide Arten erhält man den
 höchsten und reichsten Genuß. Lucian hin-
 gegen wird mit seinen platten Wahrheiten oft
 überlästigt, weil er überhaupt für einen Sa-
 tyre zu elegant gekleidet, und für einen Mann
 von guter Gesellschaft nicht artig genug ist.
 Er hat es schlimmer als sein Nebenbuhler mit
 dem Pferdefuß; die Hälfte von dem, was
 diesem hingehört, ist für ihn schon unan-
 ständige denn er steht unter der Gerichtsbarkeit
 des Geschmacks, der ihn nach dem Maßstabe
 der Voltaires, der Crebillons, der Vol-
 senons richten muß.

Die Klarheit, welche Hrn. W. Styl im-
 mer auszeichnet, finden wir auch in dieser
 Schrift wieder, und hier und da freilich wo-
 der etwas weltchweifige und verwässerte Stel-
 len, bei denen das Bestreben, alles zu sagen,
 um Schwachhaftigkeit zu gränzen anfängt.
 Aber der große Ruhm, Klarheit mit Popu-

larität zu verbinden, und mit seinem Begriff von Popularität der Nation, für welche er schreibt, die Ehre zu erwirken, daß er Heimlichkeit und Kultur darunter mit versteht; dieser Ruhm bleibt Hrn. W. fast noch immer ausschließlich eigen, und er sichert sich denselben mit jeder seiner Arbeiten immer mehr zu.

2.

Herrmanns Tod. Ein Bardiet für die Schaubühne.

Hr. Klopstock scheint mit diesem Bardiet sein großes Gemälde von Herrmann und den Deutschen aus den Zeiten dieses Helden vollendet zu haben; es besteht nunmehr aus drei Theilen, deren Ungleichheit selbst dem Dichter das ehrenvolle Zeugniß spricht, daß sein Geist mit seinem Zeitalter gleichen Schritt hielt und durch die Jahre an Festigkeit und Reichthum gewann. Der Unterschied zwischen

Im beiden letzten Theilen, Hermanns Tod und Hermann und die Fürsten, ist natürlicher Weise weniger auffallend, als er es zwisch diesen und der um so viele Jahre frühern Hermanns Schlacht war; indessen ist es sehr erfreulich, hier manchen Punkt zu erkennen, wo der Dichter dem höchsten Schönen näher kam, als jemals vorher. Da aber die Gattung und die Manier des Dichters im Wesentlichen unverändert geblieben sind, so erfordert dieses Stück zugleich eine allgemeine, das Ganze dieser Dichtungen betreffende, Kritik. Der Enthusiasmus, dessen sich Hr. K. von einem großen Theile seiner Leser zu erfreuen hat, kann die unbefangene Beurtheilung nicht stören; außer in so fern er durch Intoleranz und Ausschließung der Vernunft an ästhetischen Gasmastismus gränzen, und darum in die ruhige Kälte des Kunstrichters sich einige nicht ungesuchte Erblitterung mischen könnte. Doch so wenig es auch jener Intoleranz zugelassen wer-

den darf, daß sie die Kritik furchtsam mache, und ihre Untersuchungen durch das lächerliche Schreckbild eines heiligen Dunkels abwehre: eben so wenig darf die Philosophie der Kunst sich überellen, wenn sie die Eigenthümlichkeit, welche jeden Gegenstand eines solchen Enthusiasmus immer auszeichnet, weil sie gerade der Grund zu dieser Stimmung in allen empfänglichen Seelen ist, zu beleuchten und zu zergliedern wagt; so bedächtig muß sie zu Werke gehen, wenn sie es mit dem Geiste zu thun hat; so wenig darf sie je vergessen, daß die Fehler des Dichters und des Stümpers, wenn sie zuweilen auch gleich seyn sollten, doch in ihrer Quelle zu verschieden bleiben, um als gleich angesehen zu werden. An einem Dichter, wie Hr. K., würde die Kritik ihre Verlechtsbarkeit also verwirken, wenn sie sich nicht angelegen seyn liesse, seine eigne Idee, geläutert von dem Menschlichen, was Verzeihung und Gewohnheit ihr beimischen können, in seiner Kompositi-

Man aufzufinden, und diese hauptsächlich zum Gegenstand ihrer Beurtheilung zu machen. Aber durch den Namen, womit der Verf. selbst die Gattung seines Gedichts bezeichnet, hat er dem Kunstrichter diese Arbeit eben nicht erleichtert. Seine drei Stücke heißen *Vardies* so für die Schaubühne. Nach Tacitus Erklärung scheint das *Vardiet* der Germanier von dem Kriegsgeschrei der Wilden wenig unterschieden; es bestand nicht sowohl aus bestimmten Worten, als aus Ruth verkündenden Tönen. *Affectatur praeipue asperitas soni et fractum murmur*, sagt Tacitus ferner von dem *Barditum*; und Hr. K. selbst, wenn er diese Beschreibung vielleicht an mancher Stelle vor Augen hatte, widerlegt das Resultat nicht, daß, etwas dem Aehnliches hervorzubringen, keine Aufgabe für die Sprache und für den Verstand, sondern allenfalls eher für die Musik wäre. Wenn man jedoch dem Verf. zugiebt, daß er sich von dem ursprünglichem Sinne dieser Ver-

nennung entfernt, und sie so willkürlich erwählt und angenommen haben könne, als Linneus manchen Namen in seinem Natur, System; so bleibt es noch immer unglaublich, daß er diese Bardlete im Ernst für die Schaubühne bestimmt geglaubt habe, und man fällt auf die für das Selbstgefühl etwas niederschlagende Vermuthung, daß er es mit dem Zusatz für die Schaubühne eben so willkürlich als mit dem Wort Bardlet gemeint, das heißt also, nach dem nun einmal festgesetzten Zweck der menschlichen Sprache, gar nichts damit habe sagen wollen. Es ist überhaupt von einer Seite keine ganz ungegründete Ausstellung gegen unsre dramatische Kunst, daß fast keins ihrer Meisterstücke den Bedürfnissen der Schaubühne ganz entspricht, da hingegen an unsern aufführbaren Stücken die Kunst so viel vermisst. Man erkennt zwar sehr gut, wenn man jene liest, wie fern Anstrengung des Geistes mit zum ästhetischen Vergnügen gehören kann, und

zu bestimmen auf die befriedigendste Art, wie
 weit die Forderung der Deutlichkeit an den Dichter
 gehen kann. Diese Bestimmung schließt
 aber den unmittelbaren sinnlichen Eindruck, den
 die theatralische Darstellung auf das empfäng-
 lichste und gebildetste Publikum machen kann,
 noch immer aus; und wenn der Dichter auch
 nur ein ideales Publikum von Zuschauern
 vor Augen haben könnte, so müßte seine Phantasie
 das Gesetz der Verschiedenheit jener Wir-
 kung, die der Leser empfängt, von der, welche
 auf den Zuschauer berechnet werden muß, das
 Gesetz, daß Illusion und Anstrengung über ei-
 nen gewissen Punkt hinaus unvereinbar sind,
 selbst bei diesem Publikum anerkennen. Auf
 alle andere Schwierigkeiten und Unmöglichkeit-
 en, diese Wardlete auf unsern Bühnen auszu-
 führen, könnten wir vor der Hand Hn. K. ant-
 worten lassen: er habe sie für die Schaubühne
 bestimmt, die er sich denke und wünsche, für
 die Schaubühne, wie sie seiner Meinung nach
 seyn

sein sollte. Wenn aber dramatische Gedichte, wie Nathan der Weise, wie Carlos, wie Tasso und Egmont, die Linie schon überschreiten, innerhalb deren die theatralische Darstellung durch die flüchtigeren Organe des Auges und des Ohres dem menschlichen Geiste Kunstgenuß zuführen kann; wie möchte die Schaubühne, man idealisire sie wie man wolle, eine Dunkelheit vertragen, zu deren Erleuchtung ihre Enthusiasten uns nichts anders als eine vollkommene Gefangennehmung des Verstandes zu empfehlen wissen? eine Dunkelheit, die nicht sowohl von dem eignen Gange dieses individuellen Kopfes herrührt, sondern die vielmehr der unbefangenen Empfänglichkeit für Kunstgenuß undurchdringlich bleiben muß, weil sie auf historischen Fakta und Anspielungen beruhet, die ihrer Natur nach wenig bekannt seyn können, da sie wenig bestimmt sind; eine Dunkelheit dieser Art, die nicht etwa bloß einzelne Stellen des Gedichts bezeichnet, son-

dem in welche die ganze Handlung und die
 Charaktere, so zu sagen, gehüllt sind; eine an-
 tiquarische Dunkelheit, zu welcher gerade so viel
 poetische Bezeichnung hinzu kommt, daß sie auch
 für den Gelehrten unverständlich wird; eine
 Dunkelheit also, die alle Gränzen jeder Kunst
 überschreitet! Oder sollen wir uns einwen-
 den lassen: es sey desto schlimmer für uns,
 daß uns die Germanischen und Römischen Al-
 terthümer nicht geläufig genug sind, um ihre
 Verarbeitung in dem Kopfe unsers patrioti-
 schen Dichters mit offenem, wohlbereitetem
 Sinne aufzunehmen? Sollen wir uns hier
 wieder durch das Beispiel der Griechen be-
 schämen lassen, die sich an den öffentlichen Vor-
 stellungen von den Thaten ihrer Heroen er-
 göhten? Aber wir finden keine Spur, daß
 etwa ein gelehrter, in den Alterthümern sel-
 nes Volks tief bewandeter Grieche, das Pu-
 blikum von Athen zu einer historischen Vor-
 stellung aus den Zeiten der Pelasger ein-

geladen, und seinen Landsleuten, ohne die geringste kunstmäßige Annäherung von seiner Seite, zugemuthet hätte, aus einem durch Entfernung und durch die Revolutionen der Zeit ihnen so fremd gewordenen Stoffe Illusion und Genuß zu schöpfen. Und für die Griechen knüpfte die Mythologie sehr entfernte Zeitalter noch zusammen; aber von dem frommen Sängern des Messias ist schwerlich zu vermuthen, daß er, zum Behuf seiner Bardiele für die Schaubühne, uns zur Andeutung von Wodan und Hertha zurückgekehrt, und überhaupt eines Glaubens noch empfänglich wissen möchte, der, so wie die Griechische Mythologie, unserm täglichen Lebenswandel, selbst bis auf unsre öffentlichen Belustigungen, eingewebt wäre. In keinem Falle würde gegen einen Kopf von diesem Gehalt Spott an seiner Stelle seyn; aber dabel, daß man die Motive, welche einen solchen Kopf zu der entschiedensten Verläugnung der

Kunst und ihres Zwecks allein bestimmt haben können, bis auf ihre letzten Konsequenzen erschöpft und verfolgt, gewinnt man das sehr tröstliche Resultat, daß positive Herabwürdigung der modernen Kunst so wenig wie einseitige Anhänglichkeit an irgend einer Form der Kunst, durch welchen Namen man sie auch ausschließlich zu machen oder zu heiligen suche, jemals ein vollkommenes Kunstwerk hervorbrachte. Beides engt die Phantasie ein, und rückt dem Dichter den Gesichtspunkt der Kunst im Allgemeinen vom Auge weg. Würde Hr. K. mit einer reineren, von jener Verachtung ungetrübten, Begeisterung nicht den Willen gehabt haben, die höchst bestimmte Individualität seines Kostümes mit dem Endzweck der Kunst — man nenne ihn Schönheit, Ideal, oder Effekt — zu verschmelzen? Und daß ihm der Wille gefehlt habe, das Urtheil spricht ihm sein eignes Genie, und manche einzelne Stelle dieses Gedichtes besonders.

Sein Held, Herrmann, ist in den drei Gedichten sehr gleich gehalten, und sie müssen alle drei eigentlich zusammengestellt werden, um sie als Gemähde zu beurtheilen; aber freilich bringt diese Zusammenstellung die Harmonie nicht hervor, die in jedem einzelnen vermist wird, sondern sie vermehrt durch ununterbrochene Einförmigkeit den ermüdenden und erkältenden Eindruck der allgemeinen Dunkelheit. Man erkennt zwar, daß diese Manier eben die Einheit des Gemähdes macht; aber welche Einheit ist es, bei welcher keine Situation hervorstechen, kein Charakter aufgefaßt werden, keine Leidenschaft Theilnahme erwecken kann, und deren Gegenstand doch Situationen, Charaktere und Leidenschaften sind? Was würden wir zu dem Maler sagen, der uns ein Nachtstück liefern wollte, und statt dessen mit Einer schwarzen Farbe — die Nacht selbst uns vor Augen brächte? Der Anfang von Hermanns Tod hat indessen,

die zu Thudmolda's Ankunft, einen beson-
 dern und bestimmteren Charakter, dessen rüh-
 rendem Eindruck man sich mit Vergnügen über-
 lassen möchte, wenn er nicht durch die Aus-
 dehnung der folgenden Scenen, durch die Un-
 bestimmtheit der Handlung, durch die dunke-
 lichte bezeichnende Darstellung der nachher
 auftretenden Charaktere verillgt würde. In
 den ersten Scenen haben auch der düstre philo-
 sophirende Bojokal, der Krankenwärter, (der
 so natv, tröstlich ankündigt: er sei auch Tod-
 tengräber) und die gutmüthige Hilda einen
 genialischen und humoristischen Anstrich, der
 eine bisher noch zu bezweifelnde Vielseitigkeit
 von Hn. K. poetischem Talent in ein helles
 Licht setzt, aber sich freilich bald wieder in je-
 ne nächtliche Einheit verliert. Unter den ver-
 bündeten Fürsten, die der Dichter auftreten
 läßt, haben Segest und Gambrio noch die
 meiste Individualität; aber jenen, einen schas-
 ten und plumpen Bösewicht, diesen, einen ach-

ten Germanischen Trinker, der dadurch an die Komödie gränzt, aus dem steifen orakelmäßigen Dialog herauszustudieren, ist eine so schwere als wenig lohnende Arbeit. Unter den eingemischten Liedern ist in dem Schlachtruf wieder ein Gegenstand behandelt, bei welchem Hr. K. überhaupt die Gränzlinie zwischen den redenden und den bildenden Künsten zu übersehen gewohnt ist, da bei seiner Art, ihn zu bearbeiten, die Sprache, so großen und schweren Aufwand er auch damit mache, ein undankbares Werkzeug bleibt, das doch immer dem Pinsel und der Farbe viel zu weit nachstehen muß. Dagegen kann keine schönere Verschämung für Hn. K. selbst, keine treffendere Widerlegung seiner poetischen Vorurtheile erdacht werden, als die unnachahmliche Vollkommenheit der meisten von den kleinen Liedern, mit welchen er Thunselda's Wiederkehr zu Hermann feiern läßt. Simplizität, Grazie und Leichtigkeit wetteifern hier, die zartesten

Blumen der Poesie hervorzubringen, deren süßen Duft die Vernunft selbst zu betasten sich scheuet; und auch unter diesen wird das Gefühl der Freunde des Schönen die kleine tragische Ekloge, welche die Hirten singen, noch vorzüglich auszeichnen. Die höchst unbecqueme Einrichtung, nach welcher Hr. K. die Handlung unter dem Dialog in Noten anlegt, und seine Personen in diesen Noten ebbten und sterben läßt, ohne daß man es gewahr werden könnte, wenn man sie übersähe, gehört wohl auch unter die unerklärlichen Wirkungen des verzognen Eigensinns, über welchen nur das Genie des Dichters in einzelnen Stellen zu fliegen scheint. Eine Stelle der letzteren Art finden wir S. 44, da Hermann zu Hilda, der Amme seiner Thusnelda, sagt:

„Eins vergesse ich dir unter so vielem am wenigsten: daß du sie, wenn dich die Liebe zu ihr nun so recht überfiel, immer Mädchen und nicht Fürstin nanntest, weil sie so gut wäre,

sagtest du, und so stolz und so froh, und so schön!"

Auch das Alter des Dichters giebt dem jugendlich reinen, warmen, liebevollen Geist, der in diesen Stellen athmet, etwas so Ehrwürdiges als Rührendes.

10.

Goethe's Schriften. Acht Bände.

Unser Publikum ist so geruhig überzeugt, daß es an dem Verfasser der Leiden Werthers einen Mann besitzt, welcher sonst gewaltigen Lärm machte, und auch noch kürzlich hier und da Gedichte zum Besten gegeben hat, die recht schön seyn sollen; unsre Schriftsteller huldigen diesem Manne mit einer so phlegmatisch zufriednen Resignation, und wissen es ihm so stillschweigend Dank, daß er sie nunmehr Lärm machen läßt; unsre besten Köpfe endlich halten sich in einer Art von innerem Heiligs

Dem des Deutschen Genius so hartnäckig verschlossen, und lassen ihre Strahlen so göttersgleich ausgehen, so unbekümmert, wohin sie fallen und wie sie wirken; kurz, die ganze Ungleichheit unserer Bildung hat in Deutschland die höhere Kritik noch immer so wenig zum Bedürfniß gemacht, daß wir, indem wir uns hier bestreben werden, eine Charakteristik der Göttheschen Muse zu entwerfen, ein Denkmal für die Zukunft zu setzen glauben, und auf die Zeiten, wo Götthe, in der nehmlichen Entfernung wie Shakespear, so zu sagen der ganzen Welt angehören wird, mehr Rücksicht zu nehmen haben, als auf die gegenwärtigen.

Die Gabe des Dichtens, in ihrer höchsten Abstraktion, ist die reinste und unbedingteste Versetzung aus einem eignen Zustand in einen fremden, aber durch die Phantasie dem Geist angeeigneten, die innigste und ruhigste Verwandelung seiner selbst mit dem Dargestellten, die einfachste Operation der Seele, durch wel-

che ihre Kräfte nicht erst gleichsam eine Brücke bauen zwischen dem Menschen und dem Dichter, sondern ungetheilt und unmittelbar die Darstellung hervorbringen. In der Blüthe der Kunst, wo gleich vertheiltes Bedürfniß, durch diese Göttergabe das Leben zu schmücken, sie aus dem Inneren der Seele hervorzog, näherten sich ihre Wirkungen dem eben entworfenen Ideal nothwendiger Weise am meisten; und wie wir der ächten und ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur in ihrer Kindheit nachforschen müssen, so haben wir die Bestimmung jenes Ideals der Kunst in ihren frühesten Perioden zu entdecken. In der alternden Menschheit mußte sich die Stimmung zur Kunst und die Gabe des Dichtens natürlicher Weise theils entarten, theils vervielfachen; und der ursprüngliche Mechanismus der Kunst würde sie gegenwärtig in manchem Betracht eben so wenig kleiden, als einen erwachsenen Mann der Falthut oder das Knas

hinsichtlich. So wie aber Kindersinn die
 höchste Vorstellung aller menschlichen Tugend
 immer begleiten mußte, eben so hat es das
 Größte der Kunst bleiben müssen, alle objek-
 tiven und subjektiven Veränderungen um sie
 her mit eingerechnet, jenen ersten Grundlas-
 gen ihres Wesens, als eines dem geistigen
 Menschen ausschließlich eignen, und doch mit
 seinen natürlichsten Bestandtheilen verwebten
 Triebes, getreu zu seyn. In diesem Sinne
 kann sogar manches Kunstwerk, das den gebil-
 deten und männlichen Verstand ergötzt, weil
 ein solcher es hervordrachte, von dem ächten
 Wesen der Kunst eben so entfernt seyn, wie
 das geistloseste Nachwerk, womit die zerstreute
 Neugierde des großen Haufens befriedigt wird.
 Der Ideenreichthum, welcher ein wichtiges
 Kennzeichen unsres Zeitalters ist, hat freilich
 der Kunst, so wie allem, was dem Menschen
 angehört, einen Umfang und eine Vielseitigkeit
 gegeben, bei denen man ohne Pedanterie und

Beschränktheit nicht immer auf die ersten Grundbegriffe zurückgehen kann. Wenn es aber einen Geist giebt, welcher diese Fülle von Vergehungen, von Modifikationen auf der einen, und von Uebertreibungen auf der andern Seite, übersieht, sie auf sich zuströmen läßt, ohne das von hingerissen zu werden, offen für alles, durch nichts von dem reinsten, einfachsten Uebegriff des Guten und Schönen abgeleitet wird; so wird dieser Geist, wenn ihm Kunst zu Theil geworden ist, der erste Künstler, der gütigste Belag zu dem abgezogensten Ideal von der Kunst seyn: so wie er, wenn jener Trieb ihn nicht beherrschte, der Weise und der Held seiner Zeit seyn könnte. Ob, außer der Kunst, ein solcher Geist unter uns lebt und wirkt, gehört keinesweges hieher zu untersuchen; aber in der gegenwärtigen Sammlung wird er die späteste Nachwelt sogar mit der kalten Unempfindlichkeit seiner Zeitgenossen ausführen.

7. *Ob* die alte Sage von der Linie, durch welche sich Apelles auf Rhodos dem Parrhasius kund machte, kritisch zu beleuchten, können wir ihren Sinn auf die Sammlung von Göthe's Schriften allegorisch anwenden. Das Publikum hat sich in einer Art von Verlegenheit befunden, was es aus einigen dramatischen Kleinigkeiten, die hier zum erstenmale an das Licht traten, eigentlich machen sollte. Wir glauben, daß in jeder, selbst der unbeträchtlichsten, wenigstens die Linie des Apelles zu erkennen ist: die Ruhe, die Einfachheit, die Selbstbeherrschung, welche sogar des Lebens und der Schönheit nicht bedarf, um dem Kunstverwandten anschaulich zu werden. Wo aber, wie in *Iphigénie*, *Egmont*, *Tasso*, *Rauß*, (der älteren Arbeiten des Verf. hier nicht zu gedenken) Raphaell'sche Gestalten sich an dieser Linie bewegen, das reinste und umfassendste Gefühl, der reifste Geschmack und das kühnste Genie wetteifern, den nächsten Uebergang der

Natur in die Kunst zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenstandes, dem sie angehört, darzustellen, unvermischt und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe sie zu erkennen und zu empfangen; da verliert sich die Kälte der Kritik in Begeisterung, da glüht von solchen Kunstwerken der Mahometanische Glaube von dem Koran: daß er von Ewigkeit her existirte; da ist kein Nachwerk, keine Fuge auszuspiiren; da sind die Muster aufgestellt, in welchen, nächst der Natur, jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig, und dem inneren Sinn anschaulich, zu erkennen hat.

In der Zueignung dieser Sammlung hat der Dichter gleichsam sein Geheimniß offenbart, und das Allerheiligste der Kunst aufgeschlossen, wie es vor ihm noch nicht in menschlicher Rede geschah. Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache etwas giebt, das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfach-

heißt diesem Gedichte gleich käme, in welchem die
Allegorie des Dichters:

Aus Morgenduft gewebt, und Sonnenklar-
heit

Der Dichtung Schleier aus der Hand der
Wahrheit,

selbst so lebendig ausgedrückt ist, daß dem Künst-
ler, der sie ganz darin zu fassen wüßte, alles,
was Aesthetik heißt, entbehrlich werden könnte.
Unser Amt ist hier Bestimmtheit; aber dies
se fühlen wir bei einem solchen Gegenstand un-
zulänglich: sie ist nicht die Sache der Diche-
kunst, die mit Sonnenklarheit das Auge
des Kritikers blendet; und wir wünschen daher
nur, von dem Geiste dieser Zueltung in unser
rer Arbeit geleitet zu werden: überzeugt, daß
kein Dichter dieses Namens würdig seyn könn-
te, der nicht seine ganze Seele dabei wiederklün-
gen säßte, und in welchem das hier aufgestell-
te Gemälde nicht die wehmüthige Beschämung
und die ermunternde Begeisterung hervorbräch-

te, die beide mit der treuen Anerkennung der höchsten Vollkommenheit verbunden sind.

Leid thut es uns indeß um unsere Zeiten, daß selbst diese Zueignung der Ungewißheit des allgemeinen Urtheils über die bei dieser Ausgabe mit den Leiden Werthers von dem Verfasser vorgenommenen Veränderungen, nicht im mindesten nachgeholfen hat. Sein eigener Ausruf:

Ach da ich irrte, hatt' ich viel Spielzeiten,

Da ich dich kenne, bin ich ganz allein!

ist durch die Art, wie die Leiden Werthers in ihrer neuen Gestalt gewirkt haben, nur zu sehr bestätigt worden; denn die Vollendung, welche dieses Werk der feurigen Jugend durch die veränderte Persönlichkeit des Herausgebers, da wo dieser auftritt, und durch die damit verbundenen mildernden und motivirenden Züge erhalten hat, ist für das gegenwärtige Publikum verloren gegangen. Mit der letzten Hand, welche der Verf. nunmehr an seinen Werther

gelegt hat, scheint uns sogar das gefährliche
ästhetisch-moralische Problem dieses Charakters
aufgelöst: der Geist des Dichters brauchte nur
ruhiger und reifer zu werden, und der nehmliche
Charakter sich unverändert in dem aufges-
wachsenen Geiste zu spiegeln; so war die wah-
re Moral der Kunst versöhnt. Ein neuerer
Philosoph *) hat über die Wirkung der Leiden
Berthers sehr viel Vortreffliches gesagt, und
den eigentlichen Grund der Immoralität die-
ses Kunstwerkes so scharfsinnig als streng un-
tersucht; zugleich aber äußert er den Wunsch,
daß der nehmliche Dichter, welcher mit seinen
verführerischen und mißverstandenen Darstel-
lungen einer unmännlichen und unwürdigen
Empfindungsart zu vielen Vorschub gethan
hat, das herzerhebende Gemählde ei-
nes Menschen aufstellen möchte, in
welchem nicht das Kleinliche, sondern

*) E. Wagners Prüfung der Erziehungskunst, S. 110.

das große und mächtige Edle die Oberhand hätte. Uns dünkt indessen bei diesem Wunsche die Gerichtsbarkeit der Moral über die Kunst überschritten zu seyn; mit den Veränderungen in der neuen Ausgabe von Werthers Leiden, mit dem Kontrast in den Charakteren des Tasso und des Antonio, mit der unpartheiischen, wahrhaft poetischen Ruhe in der Darstellung des ersten, ist alle Genugthuung für den alten Werther und für den Fernando, die der Kunst nur obliegen kann, geleistet, und wir müßten den schätzbaren philosophischen Sittenlehrer, wenn er damit noch nicht zufrieden wäre, mit seinem frommen Wunsche auf den Grandison verwelsen, der denn doch auch dem tugendhaftesten Kunstliebhaber weniger Vergnügen gewährt, als Lovelace, als Werther, und selbst als Fernando, wenigstens um Stella's und Ceciliens willen. Es giebt unstreitig eine Art von Darstellung, bei welcher der Dichter Partei zu

schien scheint, und je vollkommener sie ist, als:
 kann desto mehr gehalten wird, ihren Gegen-
 stand vor den Richterstuhl der Moral der Kunst
 zu stellen; aber eben darum offenbart sich die
 Erscheinung der ungenannten Gottheit, von
 welcher der Dichter in der Zueignung gesungen
 hat, die Identität zwischen der Sittlichkeit und
 der Kunst, schon allein durch die veränderte
 Rolle und Sprache des Herausgebers von Wer-
 thers-Leiden in dieser neuen Sammlung. Ueber-
 haupt kann der Moralist in den Forderungen,
 die er an die Sittlichkeit der Kunst macht, nicht
 behutsam genug seyn: das Ziel und die Seele
 der Kunst ist Schönheit, und Sittlichkeit ge-
 hört, wie Geschmack und Bildung, nur zu den
 notwendigen Bestandtheilen ihres Wesens.

Die Veränderungen in GdH von Werth-
 ers-Leiden sind so unerheblich als sie nothwendig
 waren. Die allgemeine Wirkung dieses Schau-
 spiels ist nunmehr auch unterbrochen, und wird
 erst in der Folgezeit wieder aufgenommen wer-

den. Es war das erste historische Stück, das wir in Deutschland erhielten, und ist noch das einzige geblieben. Gerade ist, wo der große Haufe andre Gegenstände hat, bei denen er sich, ohne die Mühe des Denkens, an alten Rührungen, abentheuerlicher Sprache und gräßlichem Gemehel ergötzen kann, gerade ist ist Odh von Verklungen der stillen und tiefen Bewunderung wahrer Freunde der Dichtkunst zu gefallen; gerade ist können sich diese der unachahmlichen Darstellung, der Einfachheit in dem Reichthum, des Geistes in der scheinbar chaotischen Masse, der großen und rührenden Einheit in der äußern unzusammenhängenden Unordnung, ungestört erfreuen. Vorzüglich wünschten wir, daß dieses Schauspiel, verglichen mit den andern Meisterstücken des nehmlichen Dichters, zum Studium dienen möchte, was Manier heißt, und welcher Unterschied zwischen Manier des jedesmal gewählten Stoffes und Manier des Dichters ist; denn so frei von

In seiner eignen Manier, die immer, wie schön sie
 auch sey, dem dargestellten Gegenstande gelieher
 no Individualität des Darstellers bleibt, ist nie
 ein Dichter gewesen, als Odysseus: oder vielmehr,
 die Individualität, die man in seinen Werken
 wahrnimmt, ist nichts anders als eine fast über
 alle Aufschlüsse der Psychologie erhabene Gabe,
 sein ganzes Wesen, wie ein Proteus, aber ohn
 ne Spuren von Anstrengung oder Gewaltfams
 keit, nach dem Erfoderniß jedes Gegenstandes
 umzuformen, jedes Ganze, das seine Phantasie
 faßt, nie anders, als in dessen eignen
 und vollem Lichte zu schauen und darzustellen.
 In dieser, unstreitig am meisten charakteristis
 schen, Eigenschaft der Odysischen Muse tragen
 Ruhe, Simplicität, und Klarheit im höch
 sten und strengsten Sinne dieses Wortes, vor
 züglich bei; auch ist es sehr genau damit ver
 bunden, daß, ungeachtet der vielen einzeln schö
 nen, sinnreichen und kräftigen Gedanken in sei
 nen Werken, es keinen Dichter giebt, in welch

hem man so wenig so genannte Stellen ausfindig machen könnte, keinen, an welchem man so sehr zu lernen hätte, diese gewöhnliche Klippe der dramatischen Begeisterung zu vermeiden. Darum kann er sogar einem durch die üppigere Manier manches vortrefflichen Dichters verwöhnten Geschmack oft leicht und mager scheinen; darum ist die Haltung in seinen Compositionen zu einfach, das Licht darin zu hell für manche Schönheiten, manche außerordentliche Züge, manche kühne Sallien der Phantasie, die uns in andern Dichtern beschäftigen, aufregen oder hinreißen können, deren relative Unmöglichkeit aber gerade die Vollkommenheit eines Dichters ausmacht, an welchem alles, Charaktere, Situationen und Details, nur zu einem schönen und innigen Eindrucke zusammen harmonirt./

Wenn in früheren Arbeiten des Verfassers vielleicht ein glücklicher Instinkt und das Genie allein dieses alles am meisten bewirkte, so

Vorher nun, in seiner höchsten Reife, durch sel-
 den Iphigente und seinen Tasso es mit der
 letzten Vollendung hervorgebracht. Wie wol-
 len wir dieses Meisterstück nicht mit Wort und Ur-
 theil entweihen; in elyrischer Klarheit, ganz
 Oede und Befehl, wird Iphigente ewig
 das Ideal des Künstlers seyn, begeisternder,
 weil es unannahmbar bleiben wird. Tasso ist
 das ungeschliffenste unter allen Werken dieses
 Dichters; für das Studium, wie für den Ge-
 schmack des Künstlers, ist es ein köstliches, in sel-
 ner Art einziges, Geschenk. Indes scheint
 das Interesse an diesem Drama mehr durch die
 Kunstausgedrungen als natürlich; die Charak-
 tere und die Situationen behalten, unter dem
 fahlen Hauch eines miniaturähnlichen Kolorites,
 eine gewisse Unbestimmtheit, die den Eindruck
 des Ganzen kaum wohlthätig macht, und sie
 sind, in der innigen und seelenvollen Behand-
 lung, die Goethe'n eigen ist, ungefähr eben so
 auf eine Nadelspitze gestellt, wie manche Cha-

aktere und Situationen in Lessings subtiler und sinnreicher Manier.

Gegen über diesem fast bis zur Uebertreibung vollendeten Gemälde mag der seltsame Torso, Faust, stehen. Hier hat der Dichter in dem ganzen Reichthum der Gothischen Legende, vom bloß Kindischen bis zum Erhabesten, geschwelgt. Shakespearische Phantasie, treuherzige Abenteuerlichkeit, Swiftische Satire, Gruppen von Ostade und von Michelangelo, Empfindung, Scherz, Größe: alles dieses wechselt hier so grell, und doch durch jenen Instinkt von Harmonie so verbunden neben einander ab, als wenn es die große Natur selbst wäre, die man nicht ergründen, nicht bestimmen kann, und der jeder bloß, seiner Organisation gemäß, Gefühle und Ideen abgewinnt. Die kühne phantastische Zusammenstellung eines bösen Geistes und eines außerordentlichen Menschen ist, ohne den geringsten Zusatz von Philosophiren oder Raisoniren,

ohne die mindeste Nachhülfe von Seiten des Verfassers, durch das bloße Geheimniß der Darstellung, hier so erreicht, daß sie den tiefsten Geist beschäftigen, und der kindlichsten, unbefangenen Imagination faßlich und anziehend seyn muß. Zugleich ist, und zwar in *Faust's* Versehen, ein weibliches Geschöpf geschildert, ein albernes alltägliches Gänschen, das nur durch einfache Natur, durch Unschuld und Weiblichkeit, die Züge bald einer *Madona*, bald einer *Magdalena*, erhält, und mit jedem unglücklichen Opfer seiner erhabenen *Trübsal* in einen Abgrund gestürzt, die tragischen Empfindungen der Rührung und des Schreckens im vollsten Maße erweckt. Aber dieses alles, so wie der ganze *Faust*, liegt außer als *im* Theorie, und ist das unerklärliche Eigenthum des Genies.

Die Allgemeine Literatur-Zeitung enthält *unter* eine sehr geistreiche Recension von *Egmont*. Der Recensent scheint mit der Kunst

so vertraut, und hat die Eigenheit des Hauptcharakters in diesem Schauspiel so gut gefaßt, daß es nicht ganz zu begreifen ist, welcher mit dem wahren Geseze der Kunst verwechselten Konvenienz zu Liebe er statt des leichtherzigen Helden, welchen Göthe schilderte, den historischen Egmont, einen mit Vater- und Haus-sorgen bei seinem Unglück' beladenen Mann, vorgezogen haben würde. Göthe's Egmont ist ein Gewinnst für die dramatische Kunst, ein Wagstück, das nur dem Geist, der es beschloß, gelingen konnte, und an welchem die Kritik sich nur belehren soll, weil es die Gränzen ihrer Erfahrungen erweitert. Zu bemerken ist indeß an diesem Schauspiele der Abstich zwischen den ersten und den letzten Akten, der plößliche und fühlbare Uebergang von einer populären, der Natur unmittelbar abgeborgten, zu einer lyrischen, schwereren Manier. Auch wird, bei aller Gefangennehmung der Vernunft unter den Glauben an eine so mächtige Phans

Die Erscheinung der mit der Geliebten
 die Selben identificirten Freiheit immer ein
 Theil mortale bleiben: eine Kühnheit, über wel-
 che wir von dem Dichter selbst Rechenschaft zu
 erhalten wünschten, weil weder die Einbil-
 dungskraft, noch der Verstand, noch die Illu-
 sion des Lesers oder des Zuschauers, ohne ei-
 ne unendliche Verwirrung der Gefühle und
 Begriffe, hinreichen sie zu erklären oder zu ge-
 halten.

Die Schilderungen weiblicher Charaktere
 verdienen an diesem Dichter noch besonders
 ausgezeichnet zu werden. Lotte, Stella,
 Camillo, Marie, Iphigene, die beiden
 Leandern in Tasso, Mariane in den Ge-
 schwestern, Gretchen in Faust, Elärchen in
 Eymont bilden ein vollständiges Studium, ei-
 ne ganze Gallerie von schöner Weiblichkeit: als
 in Sprache, Ton, Physiognomie von einan-
 der verschieden, alle an Reiz, Adel, Seele
 und Wahrsheit einander gleich.

Die Gedichte im letzten Bande tragen alle, bis auf die ältesten und unbedeutendsten, jenes Gepräge der allumfassenden Einfachheit, welche dieses Meisters Zeichen ist. In den erotisch-artistischen Gedichten, von dem Wanderer bis auf die Erklärung eines alten Holzschnittes, so wie in den beiden Dramen, Künstlers Erdewallen und Künstlers Apotheose, hat der Dichter das innige Kunstgefühl, von dem seine übrigen Werke zeugen, ausdrücklicher niedergelegt, daß jeder Künstler sich daran belehren und erwärmen könne. Der Gesang der Geister über den Wasfern, die Harzreise, die Seefahrt, die Gränzen der Menschheit, das Göttliche haben einen höheren, philosophischen Schwung; sie sind schön durch Griechischen Styl, schöner noch durch ihre Eigenthümlichkeit. Die Mittheilung seiner ganzen Humanität, zu welcher die Erscheinung seiner Muse ihn ermunterte, verdanken wir darin dem

Dieser, und die Bestätigung, daß dieser hohe Blick, diese erhabene Weisheit, diese selbstständige Tugend die Gefährten jener Muse sind, deren glühendes Bild wir in der Zueignung entworfen fanden, und die von ihrem Gewolhen das reinste, freieste, unbedingteste Opfer empfing, wodurch je ein Sterblicher sich mit der Himmlischen verband.

11.

Otthe's neue Schriften. Erster Band, mit einem Kupfer. 1792.

Die Linie, die Apelles in Parrhasius Abwesenheit an dessen Staffelei entwarf, war ein Einfall des Künstlers, den sein Zunftgenosse wohl verstand. Wenn er aber dem Parrhasius ein Gemälde von seiner Hand, eine Komposition vor seinem Geiste angekündigt hätte, und Parrhasius nichts zu schauen gewesen wäre, als die trockne bärre Linie; so möchte Parr

schluß ungefähr folgendermaßen gesprochen
 haben: „Lieber Bruder, wie hast du das ge-
 meint? Du kennst die Freude, die ich und un-
 ser kunstliebendes Volk an deinen Werken ha-
 ben. Für blinde Thoren, die auf deinen Na-
 men hin, die leere Leinwand in deiner Werk-
 statt, wenn du es ihnen sagst, für die Zer-
 rung von Troja oder für das Urtheil des Paris
 ansehen, hast du ja nicht gearbeitet. Farben,
 so sanft gemischt, so leicht und duftig aufgetra-
 gen, wie nur du es verstehst, aber doch Far-
 ben, suchen wir an deinem Gemälde; deinen Geist,
 deinen ruhigen, schwebenden, nie hingeris-
 senen Geist, aber doch Geist erwarten wir in deiner
 Zusammenstellung, deinen Figuren, deiner Hand-
 lung. Nichts zu viel: dieses Geseß, diese we-
 se, übersehende, bereichernde Sparsamkeit de-
 ner Phantasie, haben wir immer geehrt. Aber
 lieber Bruder, auch nichts zu wenig! Sonst
 ziehe ich ein Problem des Euklides einem Kunst-
 werke vor.“ Wir würden begierig gewesen

von, des Apelles Antwort hierauf zu ver-
nehmen.

Auf das Lustspiel, der Groß, Cophya,
folgen zwei prosaische Aufsätze: Erläuterungen
über Eagliostro's Familie, und die bereits vor
ein Paar Jahren einzeln herausgekommene Be-
schreibung des Römischen Carnevals. Für die
Liebhaber unserer Sprache, und für alle, die
es der Mühe werth achten, sich in derselben zu
verwahren, bemerken wir, daß Göthe's
Prosa in ihrer Art auch einzig und musterhaft
ist. Weil sich unsere Sprache keine Zusammen-
setzung von Ideen versagt, schreitet sie, auch
in einigen unserer besten Prosaisken, etwas
schwer einher. Von Göthe gebraucht, ist sie
das Werkzeug des nehmlichen Geistes, den wir
aus seinen poetischen Compositionen abzuschil-
dern gesucht haben, und empfängt von ihm
die Reinheit, die Simplicität, die Klarheit,
die gemäßigte einbringende Kraft, deren sie
durch sich selbst im Ganzen weniger fähig
scheint,

scheint, als die Französische. Leicht und anschaulich ist in diesen beiden Aufsätzen geschildert, was der Verf. während seines Aufenthaltes in Italien bei zwei verschiedenen Gelegenheiten erfuhr, sah und fühlte; erfreut und theilnehmend hören wir dem schönen Vortrag zu, und hören noch, nachdem er schon geendet.

12.

Theseus auf Kreta, ein lyrisches Drama von F. Kambach. Mit einer Vorrede von J. J. Eschenburg, und einem Anhange vom Verfasser. 1791.

„Willkommen ist dem prüfenden Schönheitskenner jedes Kunstwerk, das aus veredeltem Gefühl entsprang.“ Diese eignen Worte des Verf. geben unstreitig den richtigsten Gesichtspunkt an, aus welchem sein Werk zu beurtheilen ist. Achtung für die Kunst, dem

fende Begeisterung, Streben nach einer Vollkommenheit, die nicht mit dem wohlfeilen und verdächtigen Urtheil der Menge, nicht mit der leichten Gabe, den geschmacklosen Hunger dieser Menge zu nähren, erreicht wird: dies sind Eigenschaften, denen die Kritik um so mehr eine Art von Huldigung schuldig ist, je seltener der Gang, den unsre Litteratur genommen hat, sie heut zu Tage macht. Bei diesem lyrischen Drama war die Idee des Verf., mit dem Mechanismus der Oper (das Wort in dem Sinne der Metastasioschen Behandlung dieser Gattung von Dichtkunst genommen) die Manier des Griechischen Dramas so eng und so harmonisierend zu verbinden, als er es durch seine mit dem Geiste des Alterthums vertraute Phantasie vermochte. Auch hat sich Hr. M. mit einer sehr schönen Ausführung dieser Idee nicht begnügt; sondern noch im Anhange eine äußerst durchdachte Zergliederung, und gleichsam eine Apologie derselben, hinzu ge-

sägt. Welche Arbeiten des Verf. sind nur für die kleine Anzahl derer bestimmt, welche das Schöne um seiner selbst willen lieben und erkennen; von Seiten des Publikums ist er auf Undank gefaßt, und bei der allgemeinen Indolenz und Unempfänglichkeit hat er unstreitig zu dieser Resignation schon darin Anlaß genug, daß es wirklich ein Kunstwerk ist, was er ausgestellt hat. Aber so fest und mit Bezug auf ihn wir überzeugt sind, „daß die Bestimmungen der Schönheit vielfach sind;“ so glauben wir doch einige wesentliche Hindernisse zu erkennen, welche der Wirkung und vielleicht sogar der Möglichkeit dieser einzelnen Gattung im Wege stehen. Die Gedanken, welche in dem Anhang mit eben so viel Wärme als Scharfsinn vorgetragen sind, verdienen überhaupt eine ausführlichere Widerlegung oder Bestimmung, als die Grenzen dieser Blätter zulassen. Aber die Beurtheilung des hier ausgestellten Kunstwerks hat schon darum eine un-

Verwindliche Schwierigkeit, weil auf dem Pa-
 pier nur das Geripp dessen, was sich der Dich-
 ter darunter dachte, sichtbar ist, und weil die
 Begleitung aller Künste, die zur lebendigen Wir-
 kung desselben erfordert werden, noch weg-
 fällt. Nur scheint uns das Ideal einer Verbin-
 dung zwischen allen den Künsten, die ein voll-
 kommnes lyrisches Drama hervorbringen, in
 so fern undenkbar, in so fern es auf die Gene-
 sis dieser Künste gebauet ist, und also in dem in-
 dividuell unvollkommneren Zustande jeder von
 denselben, und in der mit dieser Unvollkommen-
 heit selbst zusammenhängenden welchereu und
 empfänglicheren Stimmung früherer Geschlech-
 ter, seinen ersten Grund hat. Wir glauben
 daher nicht, daß die höhere Vollkommenheit der
 modernen Tonkunst, und die ebenfalls über den
 sinnlichen Eindruck mehr emporgehobene moder-
 ne Poesie sich so schweſterlich vereint denken las-
 sen, als es der Verf., durch eine sehr natürli-
 che Verwechselung zwischen den verschiedenen

Zeitaltern der Kunst irre geführt, vorausgesetzt hat. Was z. B. Roverre, Vestris, Gluck und die vortrefflichsten Machinisten und Dekorationsmaler aus der Französischen Oper gemacht haben, wird gerade, wenn man den Eindruck, den jedes durch ihre Vereinigung entstandene Kunstwerk hervorbringt, gewissenhaft untersucht und zergliedert, die ideallische Zusammenschmelzung dieser Gattung mit den ästhetischen Ausstellungen des Alterthums, zu einer Chimäre machen. Ueberhaupt also haben wir in dem Raisonnement des Verf. den Uebergang vermißt, durch welchen seine schöne Genesis des Griechischen Drama's und der von demselben durch die Revolutionen der Zeit abgerissenen Oper, das Willkührliche und Ausdruckslose der von ihm bearbeiteten und in Schutz genommenen Gattung heben und mildern soll. Wir glauben folglich, daß die Frage noch immer in integro geblieben ist: ob es denn wirklich der höchsten Anstrengung unserer Kunst würdig

sey, unmittelbare Erzeugnisse der alten Vorbilder und Uebersetzungen auf unserm Boden hervorzujwingen; ob wir uns bestreben sollen, uns in Formen und willkürlichen Modifikationen, der kindlicheren, welchereu, sinnlicheren Manier der antiken Dichtkunst gewissenhafter anzunähern, oder ob nicht vielmehr die Kombination dieses ursprünglichen, und darum reineren, wahren Kunstgeistes mit unsrer mehr intellektuellen, mehr verwickelten Bildung, der natürliche und höchste Zweck der neuen Kunst seyn sollte. Falsche Resultate aus der allgemeinen Entartung unsrer Kunst, und vielleicht auch einseitige Verblendung gegen den eigenthümlichen Stempel moderner Kunst, den einzelne von unsern Kunstwerken an sich tragen, haben ganz neuerdings einen Dichter, der bei weitem unser erster seyn dürfte, auf einen ohne diese Voraussetzungen unnerklärlichen Abweg geleitet; wenn man aber die ungeheure Kluft zwischen einer Griechischen Tragödie und einem

modernen Deutschen Meisterwerk, wie z. B. Nathan der Weise, unpartheilich betrachtet; so scheint es doch immer das dringendere Bedürfniß, die höhere Bestimmung unserer Kunst, gerade diese Extreme an einander zu knüpfen. Dem Scharfsinne des Verf. selbst überlassen wir es am liebsten, in wie fern die hier berührten Ideen den seinigen als Einwendungen entgegenstehen können. Aber den Lesern sind wir eine Probe von der poetischen Vollkommenheit seiner Arbeit schuldig. Wir bedauern es, daß wir das ganze schöne Chor der Amoretten, die Aphroditens Erscheinung begleiten, den vortrefflichen Grabgesang der Nereiden bei Thomar's Leiche, und andre ausgezeichnete Stellen dieses Drama's nicht in dieser Hinsicht abschreiben können; jedoch wird auch die folgende kürzere, eine Anrede des Theseus an die personifizierte Gefahr, jedem Kenner des Schönen zur Empfehlung dieses Werks dienen:

Wo schidst sie, meine junge Braut,

Daß ich den Kranz ihr raube?

Wer zeigt den Weg mir hin zu ihr

Durch Tod und Ungeheuer?

Ich komme, du rosig

Lotheerumkränzte,

Und wecke zum Kampf dich,

Und raube den Kranz dir,

Für meine Locke gekochten.

13.

Johann von Procida, oder die

Sicilische Vesper. Schauspiel

in fünf Aufzügen, von Hagemei-

ster. 1791.

Der Verf. gesteht in der Vorrede, die schön geschrieben ist und von einem denkenden Kopfe zeugt, daß in diesem Schauspiel das Ausschließen des Zufalls, das beständige Ringen nach Plan und Zweck dem Ganzen hier und da ein

allzukünftliches Ansehen giebt. So bescheiden aber und aufrichtig diese Selbstbeurtheilung ist, so scheint Hr. H. doch den Gesichtspunkt, aus welchem dieser Vorwurf sein Gedicht treffen kann, in etwas verfehlt zu haben, weil es nicht sowohl am Plan des Stücks, als an der Bearbeitung liegen möchte, daß es die Aufmerksamkeit zwar spannt, aber nicht interessirt, daß es beschäftigt, aber nicht wirkt. Wärme des Colorits ist es, die man am meisten hier vermißt, und die in der dramatischen Form auch mit einer politischen Handlung zu verbinden war. In den Charakteren herrscht daher eine gewisse Kälte und Trockenheit, bei welcher in dem Leser keine Theilnehmung und keine Empfindung aufkommt. Sie sind richtig und bestimmt gezeichnet, aber ohne Leben. Dieser Fehler ist in dem weiblichen Charakter, dessen wesentlicher, durch keine Abstraktion zu ersiehender Bestandtheil das Leben wäre, besonders sichtbar, und er bringt im Ganzen die Wirkung hervor, daß

dieses Trauerspiel fast nur das Skelet dessen scheint, was es seyn sollte. Die Komposition ist übrigens schön und reich an gut verketteten, meist anziehenden Situationen; unter diesen zeichnet sich die letzte zwischen Herbert und Proclba vorzüglich aus. Uebrigens scheint aus früheren Arbeiten des Verf. zu erhellen, daß es ihm nicht sowohl an Feuer, als an einer richtigen, festen Schätzung und Vertheilung seines Feuers mangelt; daher mag das Ganze um desto mehr Gezwungenes haben, weil diese Kälte nicht einmal natürlich, sondern — wie überhaupt die poetische Existenz manchen Zug mit der moralischen gemein haben kann — vielmehr furchtsam zurückgehaltenen Wärme oder Heftigkeit seyn mag.

Die Gewalt der Liebe, in Erzählungen von August Lafontaine.
1791.

Wir Deutschen sind in den leichten gesellschaftlichen Wendungen, mit denen man kleine literarische Tändeleien in die Welt schickt, selten ganz glücklich; daher läßt die Dedikation dieser Erzählungen an Konstanze, statt der Vorrede, weniger erwarten, als man in diesem Bändchen wirklich findet. Liebe und Eifersucht ist eine freie Uebersetzung von der Folle du Château de Riant, die man aus der Französischen Bibliothek der Romane kennt. Das große Verdienst derjenigen Stücke in dieser Sammlung, die dem Verf. eigenthümlich zugehören, hätte ihn wohl am ersten auffodern sollen, diese Erzählung als eine Uebersetzung anzukündigen, zumal da er versäumt hat, die Sorgfalt an den Styl zu wenden, die von

der Seite sie für ein Original hlnnehmen lassen könnte. Uebrigens ist das Französische Original in seiner Art ein Meisterstück, und man kann zum Lobe dieser Sammlung nicht leicht etwas Stärkeres sagen, als daß die meisten der folgenden Erzählungen neben dieser zu stehen verdienen. Er liebte sie mehr, wie sein Leben, hat viel Wahrheit und manche feine Wendung; indeß scheint dem Verfasser die Idee mehr am Herzen gelegen zu haben, als die Einfielung: diese ist etwas gemein und mager; vorzüglich sticht die falsche Zauberel, durch welche der Ritter Ludwig auf die Probe gesetzt wird, gegen das edlere Kostum der Ritterzeiten zu sehr ab. Die nächstfolgende Romanze ist leicht und einfach versificirt; daß sie unbeendigt ist, berechtigt den Leser, eine Fortsetzung dieser Sammlung zu hoffen. Die Harfe ist ungemein schön erzählt; die Erfindung ist nicht neu, aber simpel und rührend. Liebe und Edelmuth ist im Ge-

schmack der besten Marmontelschen Erzählungen; wenig deutsche Schriftsteller haben die wahren Verdienste der Französischen Meister in kleinen Werken dieser Gattung sich so glücklich zu eigen gemacht, als Hr. L. Die letzte Erzählung, Liebe und Achtung, hat unter allen die meiste Eigenthümlichkeit, und wir besitzen vielleicht in unserer Sprache kein Ganzes, das in seinem kleinen Umfange so viel Rundung und Vollkommenheit hätte. Eine gewisse Simplicität und Wahrheit, treffende Details, Kenntniß des Herzens in den Ständen und den Situationen, wo die Spuren des Herzens noch am deutlichsten bleiben, sind Eigenschaften, die selbst von Ausländern einigen unserer Schriftsteller vorzugsweise zugesprochen werden; aber die Klassicität, die durch Geschmack, Auswahl und Stellung, der einfachsten und anspruchlosesten Erzählung gegeben werden kann, scheint so oft durch diese Eigenschaften selbst zu leiden, daß die Kombination

hier verschiedenen Verdienste vielleicht zum Vortheil der Kunst einer nachdrücklicheren Empfehlung bedarf, als der kühnste Flug des Genies. Hr. L. ist seit der Erscheinung seiner Scenen in der Gabe zu komponiren und zu ordnen so weit vorgerückt, daß man zu großen Erwartungen von ihm veranlaßt wird, zumal da Werke des Geschmacks, die dabei einem gewissen Nationalcharakter treu bleiben, doch eigentlich das sind, was unserer Litteratur noch am meisten fehlt. Nachlässigkeiten in der Sprache, wie S. 57 sein Haar bergste sich empor, sind so leicht zu verbessern, daß es dem Verf. nur an einer letzten Uebersicht gefehlt haben kann, um sie ganz zu vermeiden.

15.

I. Fictions morales par M. Mercier, III. Tomes, 1792.

2. Nouveaux Contes moraux, par M. Marmontel. 1792.
3. Nouvelles nouvelles, par M. de Florian. 1792.
4. Die Gewalt der Liebe, in Erzählungen von August Lafontaine. Zweiter Theil. 1792.

Viele von den in N. 1. gesammelten Erzählungen waren schon seit langer Zeit in periodischen und andern Werken zerstreuet. Hr. Merckler, ein sehr heißer und oft glücklicher Deklamateur, ist zwar als Dichter äußerst kalt und seicht; indeß ist seine wohlfeile Empfindungsgabe dem Bedürfnisse so vieler Leser angemessen, daß es immer als ein gutes Werk aufgenommen werden dürfte, wenn ihr Geschmack nicht noch mehr verdorben würde, als es durch eine Sammlung, wie diese geschehen könnte. Auffallend war uns jedoch an einem Französischen Schriftsteller von ei-

nigen Auf die Platttheit, Nachlässigkeit und Ungeschicktheit, die in einigen dieser Erzählungen (vorzüglich Th. II. les hypocrites und Th. III. historie de Mlle. des Remillies) das Bestreben, aus dem deklamatorischen und bombastischen Styl in einen leichteren und einfacheren Konversationston überzugehen, begleitet hat. Der Geist der schönen Litteratur in Frankreich war bisher zu eng mit der Eleganz und Politur des gesellschaftlichen Lebens verwebt, und die poetischen Erzeugnisse dieses Landes haben noch zu wenig von jenem tieferen Gehalt angenommen, den die Deutsche und Englische Dichtkunst kennt, als daß sich die Kritik nicht noch etwas von der Aristokratie des Geschmacks mühte zu Schulden kommen lassen, vor welcher Hr. W. sich in seiner Vorrede verwahren zu wollen scheint. Wir geben ihm zu, daß seine Fiktionen, nach der Absicht des Verfers und in einem gewissen negativen Sinn, alle sehr moralisch sind; aber seine bel

al:

aller Ueberladung todtkalten und schulmäßigen Schilderungen von Tugend und Laster sind weder in der höheren Moral, noch in der Kunst das beau ideal, dem man den Geist seines Zeitalters und seiner Nation aufzuopfern hätte. Indessen muß man die ästhetischen Wirkungen der Revolution auf die Franzosen mit eben der billigen Geduld von der Zeit abwarten, als die moralischen.

In jedem Stande der Sache ist es aber sichtbar, daß die auch moralischen Erzählungen von Marmontel (N. 2), dadurch, daß sie so schön als leicht geschrieben sind, daß sie aus der vergangenen Epoche der Französischen Kultur das Gepräge der Feinheit und Eleganz erhalten haben, für gebildete und ungebildete Leser wenigstens von gleichem sittlichen Nutzen mit den vorher angezeigten seyn werden. Weniger Mannichfaltigkeit in der Erfindung scheltet der Verf. bei dieser neuen Sammlung bewiesen zu haben, als bei seiner

Mienen; aber die Wärme in der Erzählung
 und der Darstellung, die leichte Mischung von
 Wit, Malvetät und Empfindung in der gan-
 zen Manier, zeigt sicherlich keine veraltete
 Muse an. Wie der feinere Gesellschaftston
 Güte, Verstand und Herzlichkeit — eine wah-
 rere Tugend als jenes leblose Merciersche
 Wort — in sich fassen, wie eine gewisse sitt-
 liche Lebenswürdigkeit an die Beschränktheit
 dieser Gattung von poetischem Talent fesseln
 kann: das haben wir an mehreren Französi-
 schen Schriftstellern, und ins besondere auch
 an Hn. Marmontel, zu lernen. Seine
 Fabeln und seine *dejeunés du village* sind vor-
 zügliche Beweise zu der Behauptung, daß der
 Kern der Französischen Literatur bis iht noch
 immer in dem *ancien régime* enthalten ist;
 aber wir bescheiden uns sehr gern, daß dies
 so wenig ein politischer Grund ist, um wie-
 der zu demselben zurückzukehren, als die Re-
 volution eine hinlängliche ästhetische Rechtfer-

zigung für Hn. Mercier machen konnte, wenn er ohne Geist, ohne Wahrheit und ohne Kolorit gedichtet hätte. So wie aber das tägliche Leben der gebildeten Französischen Welt, in die Schriften dieser Nation übergetragen, ihnen einen unmittelbaren charakteristischen Werth gegeben hat, den wir Deutschen erst aus der zweiten Hand entlehnen können; so scheitert eben diese nationale Eigenthümlichkeit an entfernteren, höheren Gegenständen der Darstellung, und bringt, wenn sie eine feierlichere, ernstere Manier anzunehmen hat, jene Seltsamkeit, jene Kälte, jene konventionelle Armuth hervor, welche besonders die Französische Tragödie zur elendesten aller Dichtungsarten macht. Auch Hr. Marmontel hat mit der letzten seiner neuen Erzählungen, den *Solitaires de Murcie*, diesen Tribut entrichtet.

In so fern Hrn. v. Florian's *Nouvelles* (N. 3) bloß auf die flüchtigen Eindrücke und

Regungen ausgerechnet sind, welche bei der gewöhnlichen Lektüre entstehen, haben sie unstrittig alles, was sie dazu empfehlen, und von dem Verf. erwartet werden kann. Aber die Verdienste der Manier und des Styls sind Hrn. v. B., schon von seiner Nation her, so natürlich, daß man sie ihm kaum mehr Dank zu wissen hat; Selbstigkeit hingegen und Mäßigkeit sind eine Klippe, vor welcher er sich mit einem kleinen Schwunge, mit einem richtigen Gefühl seiner Kräfte gewiß hätte verwahren können. Nur sehr selten scheint er auch hier den Weg wieder gefunden zu haben, der seiner Muse der natürlichste und lohnendste war; und wie viel wir dabei verlieren, beweisen die wenigen Stellen, wo er jenen Weg noch betritt, unter welchen wir nur die vortreffliche Nachahmung der alten Ballade: *and Robin Gray* in der ersten *Nouvelle* anführen wollen. Wir begreifen nicht, was diesen Dichter verleitet, die zarte Häuslichkeit

seines Gefühls mit so manchem hochtrabenden fremden Kostume, und dem leeren Schellenklange, der diesem anhängt, zu entstellen. Die erste *Nouvelle*, *Selmours*, und die dritte, *Claudine*, sind übrigens, jene in Ansehung der Erfindung und Anordnung, diese für etliche Momente von Empfindung, welche darin vorkommen, in diesem Bändchen die vorzüglichsten.

Wir freuen uns, neben diesen berühmten ausländischen Schriftstellern einen Deutschen (N. 4) aufstellen zu können, der es in der mehrmischen Gattung gewiß mit dem besten unter ihnen aufnehmen darf. Dieser zweite Band steht dem ersten, den wir oben angezeigt haben, keinesweges nach. Die erste Erzählung ist nach den *mariages de Simples* von *Warmontel*. Die zweite gehört dem Verf. zu, und verbindet mit einem sehr interessanten Stoff die größte Wärme und Wahrheit in der Ausführung; und ob wir gleich glauben, daß die Verlängerung

der Geschichte durch den etwas unedelikaten Ver-
 gang, womit der Held derselben zuletzt noch ge-
 soltert wird, der Vollkommenheit des Ganzen
 nicht zuträglich ist: so kommt doch auch in die-
 sem Theile der Erzählung die Schönheit der
 Darstellung dadurch in ein sehr helles Licht, daß,
 ungeachtet der Ausgang sich ganz vorhersehen
 läßt, es dem Verf. gelingt, diesen Aufschub
 der Katastrophe so spannend, als die Entwick-
 lung derselben doch noch überraschend, zu ma-
 chen. Die dritte und letzte Erzählung kann als
 ein Gegenstück zu der letzten im ersten Bande
 betrachtet werden; sie ist ein Meisterstück von
 Einheit, von tiefer psychologischer Ausführung
 ohne Pedanterie, und von echter Moralität.
 Von keinem der Französischen Erzähler, des-
 ren wir vorher gedacht haben, ist nach ihrer
 einmal angenommenen Manier diese Art von
 Vollendung zu fordern; aber ihre größtes Ver-
 dienst ist Manier, und diese Manier gehet
 mehr dem Ganzen der Bildung ihrer Nation,

als ihnen selbst, da hingegen der Deutsche zu einem Werke, das in der nehmlichen Gattung untadelhaft ist, eignen Scharfsinn, eignen Ideengang, eigene Erfahrungsart hergegeben hat.

16.

Herbsttag, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von A. W. Iffland. 1792.

Frauenstand, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von A. W. Iffland. 1792.

Der dürftigste Kopf kann ohne Zweifel das Skelett eines kunstmäßig untadelhaften Ganzen zu Stande bringen, und die entbehrlichste Schönheit an einem Werke des Genies wird ihm ewig unerreichbar bleiben. Wenn man daher gewisse Kunstwerke so ganz aus einem kritischen Gesichtspunkte betrachtet, daß man alles Schöne daran erkennt; so begeht man in der That eine Sünde an dem Genie und

an der Kunst selbst, die das Schöne immer und in jeder Gestalt als ihr Eigenthum zurückfordert. Untersucht man aber in ihrem Namen, wie der Dichter damit gewuchert, und in wie fern er es zu ihrem großen Zweck der Vollkommenheit, angewendet: so hat man zwar bei dem bestochenen Gefühl des einen, oder bei dem verübten Geschmack des andern, manchen Widerspruch zu bekämpfen; aber man ist unstreitig auf dem einzigen Wege zur Wahrheit. Voltaire fand den Englischen Ausdruck: *a man of parts*, so passend, um menschliche Talente oder Verstandeskräfte überhaupt zu bezeichnen, daß er den Vorschlag that, ihn in die Französische Sprache aufzunehmen; und wenn man erwägt, wie viel die Ausdrücke einer Sprache zum helleren Denken eines Volkes beitragen: so würde es vielleicht nicht unrathsam seyn, diesen Anglicismus auch in die unsrige aufzunehmen, um unsere Urtheile über viele Dinge zu berichtigen. So kann

ein Dichter Partien haben, die wir in seinem Gedichte anerkennen müssen, ohne darum zu vergessen, daß ein vollkommenes Gedicht Partien hat, die in jenem Dichter nicht vereinigt sind. Wir glauben uns eine Art von Verdienst um unsere Litteratur zu erwerben, wenn wir, versuchen, diesen Maßstab auf einen Dichter anzuwenden, der in einem wortlichen und ehrenvollen Sinn a man of parts ist, und gegen welchen, ja sogar, in Beziehung auf ihn, gegen die dramatische Kunst überhaupt, die Schuld der vollkommenen Gerechtigkeit von der Kritik noch abzutragen war.

Hr. Iffland hat in seinen Schauspielen, und in den zwei letzten, mit welchen wir hier unser Urtheil belegen, vielleicht am allermeisten, eine ihm ganz eigne Gabe bewiesen, gewisse höchst individuelle Züge in der menschlichen Natur aufzufassen, und in den überraschendsten, treffendsten Kombinationen darzustellen. Dieser aus der größten Bestimmtheit in den

Charakteren fließende Witz ist unstreitig die
 Ehre dieses Schriftstellers, und wir hätten
 Mühe, viele komische Dichter zu finden, die
 wir ihm hierin an die Seite stellen könnten;
 denn es ist leichter, einen Charakter mit sinn-
 reichen und launigen Einfällen auszuschnücken,
 als ihn so anzulegen, daß die Einfälle selbst
 charakteristisch werden: jenes ist die Sache des
 Witzes; dieses gelingt nur dem Genie. Zum
 Beispiel kann der erste bis dritte Auftritt des
 zweiten Aufzugs in Frauenstand, der ganz
 je Charakter der Frau Saaler in Herbst-
 tag, und stellenweise der Licentiat Wanner
 im nämlichen Stücke dienen. Diese besonderen
 Ansichten und Darstellungen, oder wenn wir
 ein Französisches Kunstwort gebrauchen dürfen,
 dem in unserer Sprache keines recht entspricht,
 diese Appergus von Charakteren, von Verhält-
 nissen, und hauptsächlich von Konvenienzen in
 dem menschlichen Leben sind es, die der Rus-
 landischen Muse bei dem gebildeten Publikum

den vorzüglichsten Werth geben müssen; und wenn der nehmliche Dichter zugleich durch gewisse Theaterkünste, die ihm als Schauspieler besonders geläufig seyn können, bei dem größeren Haufen Eingang findet: so wüßten wir nicht, in welcher Beziehung wir berechtigt wären, es damit so genau zu nehmen, und den inneren Gehalt solcher Mittel abzuwägen, die denn doch immer das Verdienst haben, einem natürlichen Zwecke der dramatischen Kunst Genüge zu leisten. Dies aber abgerechnet, ist an allen, und selbst an den besten Ifflandischen Schauspielen ein Mangel an Harmonie zwischen den einzelnen Eigenthümlichkeiten dieses Dichters, und seinem Bestreben, ein Ganzes hervorzubringen, sichtbar; daher der grelle und widrige Abstoß jener vortrefflichen Züge, die sogar hier und da in ganzen und meisterhaft gehaltenen Charakteren zusammengereiht sind, gegen eine unnatürliche, ekel, weiche Ausstrahlung von Sentiments, gegen so viele Stellen,

wo der Autor seine Personen gleichsam wegzubringen scheint, um selbst höchst überflüssig zu peroriren; daher die verfehlte Anlage in der Handlung seiner Stücke, deren Gang bald stockt und einschlåft, bald gewaltsam und willkürlich fortråcht, daher die verunglückte Künstlichkeit in vielen Stellen seines Dialogs, wo er durch unnatürliche, ermüdende Raschheit und Geschraubtheit die Lücken der Handlung oder die schwachen Seiten der Situationen verdecken zu wollen scheint, deren Wirkung aber mit der geschmacklosen Ueberladung gezwungener Mantelzen im Gefange viel Aehnliches hat. Alle diese Fehler sind besonders in Frauenstnd sehr weit getrieben, vielleicht weil das leichte Gewerbe einer Handlung, die auf feinen Schattirungen in Verhältnissen und Charakteren beruhte, bloß Simplicität und Haltung erfordert hätte, und diese Eigenschaften einem Dichter, der so lange für unsere Bühnen gearbeitet hatte, zu fremd geworden waren. Die ersten Ideen

des Verf. bei diesem ganzen Stück haben un-
streitig Gehalt; aber keine einzige ist rein dar-
gestellt und vollkommen ausgeführt: überall
scheint es, als ob die klare Vorstellung im Gei-
ste des Dichters sich durch die Bearbeitung ge-
trübt und verwirrt hätte. Wenn der Instinkt
des Genies Werke hervorgebracht hat, die aller
Theorie zu spotten scheinen, so können wieder-
um Werke, wie Frauenstand, zur Widerle-
gung jener ästhetischen Kezerei dienen, welche
den ganzen Begriff der Kunst auf Instinkte zu-
rück führen möchte.

In Herbsttag ist, bei einer gemelneren
und verwirrteren Anlage, die Ausführung dem
Verf. ungleich besser gelungen. Die Charaktere
der zwei Brüder sind vortreflich, und die Groß-
mutter ist ein unnachahmliches Meisterstück je-
ner in allen ihren Details originellen Darstel-
lung, die uns das besondere Verdienst dieses
Dichters scheint. Es ist kein geringer Triumph
seines Genies, einen Charakter, wie dieser, bei

ohne komischen Anstrich, ohne die Wahrheit desselben zu verleihen, so edel und ehrwürdig gehalten zu haben, daß er in den Stellen, wo die Handlung des Stücks in die bürgerliche Tragödie übergeht, das Rührende und Felerliche ganz besonders erhöht: und Hr. J. brauchte sicherlich nur seine Frau Saaler aufzustellen, um gegen jede Kritik zu appelliren, in welcher ihm nicht die Achtung erwiesen worden wäre, die einem vorzüglichen Kopfe gebührt. Weniger geniaßlich, aber in seiner Art eben so schön ausgeführt, ist Peters Charakter. Im Licentiat Wanner sind einzelne Stellen ganz in der eignen schönen Manier des Dichters; aber dem Ganzen dieses Charakters fehlt es an Haltung und Konsistenz.

Gonzalve de Cordoue, ou Grenade reconquise, par M. de Florian.

II. T. 1791.

Die Florian'sche Muse ist unstreitig eine von den liebenswürdigsten und keuschesten dieses Jahrhunderts; ihre reine und milde Stimme scheint sogar gerade jetzt, in dem wilden Getümmel der politischen Uneinigkeit Frankreichs, doppelt erfreulich zu lauten, und wir wünschen der schönen Dichterseele Glück, die in einer tugendhaften Imagination eine von außen unhaltbare Ruhe verwahrt. Wir glauben indessen, daß Hr. v. F. seit einiger Zeit in der Wahl seiner Gegenstände die höchste Vollendung seines eigenthümlichen Genies verfehlt hat; und ob wir gleich in seinem Werke, das gegenwärtige mit eingerechnet, gegen das sanfte Gefühl, den geläuterten Geschmack, die gleiche Haltung, die sie immer be-

zeichnen, unempfindlich seyn können: so sind wir doch überzeugt, daß seine Phantasie in dem beschränkten Kreise der poetischen Prosa, und auf der konventionellen Erhöhung der sogenannten heroischen Gattung, lange dennehmlichen Genuß weder empfindet noch gewährt, wie ehemals, da sie schmuckloser, aber inniger und reicher, erschien. Ohne der sehr gegründeten Einwärfe zu gedenken, die seit Jackson gegen die epischen Gedichte in Prosa so oft wiederholt worden sind, ist gerade die unvergleichlichste Eigenheit dieses Dichters: die höchste Naivetät in der feinsten Empfindung, seitdem er der dramatischen Gattung und den kleinen häuslichen Idyllen, mit welchen er diese Gattung bereichert und erweitert hat, untreu geworden ist, fast ganz unbewußt geblieben, und, bis das Bewußtseyn derselben ihn wieder auf andre Gegenstände leitet, verloren gegangen. Würde er seinen Arlequin, dieses Kind der sanftesten Laune

und

und des rührendsten Gefühls, nicht länger für diese, zwar immer mit vieler Richtigkeit gezeichneten, mit schönen Farben ausgemahlten, aber doch stiefen und leblosen, Figuren hinstellen! Sehr natürlich ist es, daß in den kleinen und nur zu selten eingemischten wirklichen Gedichten, die der Stoff zuweilen herbeigeführt hat, die süße Simplicität, deren der Verf. so sehr fähig ist, noch am meisten zum Vorschein kommt. So wenig aber die Manier, welche dieser Zwittergattung eigen ist, einer gewissen Individualität und Wärme an sich selbst empfänglich seyn mag; so hätte doch auch durch dieses Werkzeug, wie undankbar es auch sey, vielleicht etwas mehr Bestimmtheit in dem Kontrast zwischen den Mauren und den Spaniern, und überhaupt in den verschiedenen Charakteren, bewirkt werden können. Auch kann das Bedürfniß der Anordnung und Gruppierung keine hinlängliche Entschuldigung für die mildernden Veränderungen machen, die der

Vers. auf Kosten der Wahrheit und der Gerechtigkeit, selbst — gleichsam vorbereitungsweise — in dem vorangeschickten historischen Aufsatz über die Mauren in Spanien, mit den Charakteren Ferdinands des Katholischen und seiner Gemahlin Isabella vorgenommen hat. Begeisternder wäre wenigstens immer der Unwille gegen diese menschenfeindliche Regierung gewesen, als die in einem stelschen Mechanismus gegründete Nothwendigkeit, ihre gehässigen Züge zu verwischen; und Begeisterung allein ist es doch, die den Dichter, nicht sowohl von den Gesetzen der historischen Richtigkeit freispricht, als ihn vielmehr über dieselbe erhebt.

Le vieillard et ses trois filles,
 piece en trois actes, en prose par M.
 Mercier. 1792.

Es war ein anziehender Gedanke des Verf., die zerreißendsten Situationen des Königs Lear auszusuchen, und in dem engen Kreise des gemeinen Lebens zu concentriren. Mit Shakespear zu wetteifern, ist auch seine Absicht nicht gewesen, und es würde sehr zwecklos seyn, eine eigentliche Vergleichung zwischen dem Original und dem Nachbild anzustellen. Shakespears Lear hat des Tragischen so viel, daß auch diese daraus gezogene Miniatur eine ganze Bibliothek von Französischen Trauerspielen an wahrhaft Rührendem und Schrecklichem übertrifft. Indessen ist die Wirkung des Shakespearischen Genies auf seine Französischen Bewunderer bisher sehr oberflächlich geblieben; sie schwelgen mit ihrer Nachbildung bloß

in dem kräftigeren und lebhafteren Ausdruck der Empfindung umher, den sie an dem großen Englischen Dichter wahrnehmen; aber bis in den Kern seiner Eigenthümlichkeit zu dringen, scheint dieser Nation noch nicht gegeben zu seyn. Man wird diese Bemerkung bewährt finden, wenn man sich die Mühe geben will, zu forschen, wie Hr. W. in dem Reichthum, den er vor sich hatte, gewählt hat, und aus welchen Gründen er gerade so wählen mochte. Es giebt sogar einen Aufschluß über den Nationalcharakter, wenn man sieht, mit welcher Mühe der Franzose z. B. um die Personification der Elemente in Shakespears berühmter Apostrophe herumgehen muß; wie er darauf bedacht ist, die Sonderness und Heftigkeit des alten Lear in eine profunde Sensibilität zu verwandeln; wie unmbglich es ihm wird, sich mit einigen Scenen in der Erkennungs-scene zwischen Lear und Cordelia so schlecht hin zu begnügen. Bei der völligen Unbesan-

genheit, die man dem Geschmack des Hn. W. zugeben muß, kann es wirklich nur an seiner Organisation als Sohn Frankreichs liegen, daß er in seiner enthusiastischen Anerkennung Shakespears noch so weit davon entfernt ist, von dem Geiste dieses Dichters durchdrungen zu seyn. Indessen gehört er zu denen, welche die Bahn gebrochen haben, und vielleicht wird der Lauf der Zeiten in Frankreich noch Köpfe bilden, die auf dieser Bahn fortgehen bis an das Ziel.

19.

Graf Ulrich von Achalm, ein Originalritterschauspiel in fünf Aufzügen.

1792.

Die Waffenbrüder, ein tragisches Sittengemählde aus den Zeiten der

Kreuzzüge in fünf Akten. Von Bern-
hard Stein. 1792.

So wie Figaro die ganze Englische Spras-
che auf God darn zu reduciren wußte, so ließe
sich das weitläufige Fach unsrer Ritterschau-
spiele gar leicht auf sehr wenige Hauptzüge
reduciren, die man, auf tausenderlei Weise ver-
arbeitet, immer darin wieder findet; ja, man
kann sogar behaupten, daß dieses Fach seine
Dichter schon von selbst macht, und sie einer
Menge kühlicher Requisiten, wie Erfindungs-
gabe, Sprachkenntniß, Kunst des Dialogs,
Phantasie, Menschenkunde, die manche undank-
bare Gattung der dramatischen Poesie erfor-
dert, vollkommen überhebt. Die Regeln die-
ser Gattung, so wie sie nun einmal in der
Deutschen Literatur gar fleißig bearbeitet da-
stehen, sind uns daher bis iht noch verborgen
geblieben; und wir getrauen uns nicht einmal
zu entscheiden, ob die Plattheit, die Weitschwe-

Agkeit, die völlige Charakterlosigkeit in N. 1. wirkliche Fehler sind, oder ob es nicht vielleicht bei manchem Originalritterschauspiel unter gewissen Umständen gerade so seyn muß. Aus alter Gewöhnung haben wir uns indessen bei N. 2. etwas mehr ergötzt, indem uns einige Momente von Empfindung darin ausgesprochen sind, und wir auch weder Entführungen, noch sogar böse Duben, noch spitzbübische Pfaffen oder Einsiedler u. dgl., sondern eine Art von Einheit, und mit Vernunft und Wärme erdachte, wenn schon etwas schülerhaft ausgeführte, Situationen in diesem Trauerspiel gefunden haben.

20.

Capello und Turrii, oder was wirkt nicht Liebe und Rache?

Ein Schauspiel in vier Akten. 1792.

Als vor vielen Jahren ein gewisser Maître André, Perruquier zu Paris, in vollem

Erst ein sehr lustiges Trauerspiel, das Lissaboner Erdbeben, schrieb, machte dieses Werk des Genies und der Vers. desselben eine Zeitlang die Delicen der besten Köpfe in Paris, die überhaupt etwas mehr zum Lachen aufgelegt sind als die unsrigen. Maitre André wurde ein reicher Mann; und wenn er zuletzt auch dahinter gekommen ist, daß er ausgelacht worden war: so hatte man es doch nicht umsonst gethan, und er konnte den freundschaftlichen Abschied von den Musen nehmen. Wir haben in Deutschland der Maitre Andrés und der Lissaboner Erdbeben zu viele, als daß sie auf das nehmliche Glück Anspruch machen könnten; es ist aber eine alte Bemerkung, daß ein gewisser Grad von Albernheit mit einem gleichen Grade von Witz einerlei Wirkungen hervorbringen kann: und wenn sich die Gelehrtheit darbietet, die traurigen Betrachtungen über den armseligen Ueberfluß unsrer Plettratur mit der unschuldigen Gröblichkeit zu unter-

brechen, die jene s ü b l i m e Dummheit erweckt, so thäte man Unrecht, eine solche Gelegenheit zu versäumen und ihren Urheber der *Insensibilität* zu überlassen. Einem jeden also, der es fühlt, daß es Bücher geben kann, die gut sind, à force d'être mauvais, rathen wir an, sich mit diesem Schauspiel einen in der Art wirklich vorzüglichen Genuß zu verschaffen. Der Verf. scheint das Unglück gehabt zu haben, durch die Schillerischen Trauerspiele die kleine Quantität schlichten Menschenverstandes, die ihm vielleicht beschieden war, zu verlieren. Die Liebe wirkt z. B. bei seiner Heldin, Capello, auf folgende Weise:

„Träten meiner Liebe Könige in den Weg, ich tödtete sie wie Wespen, riß das Herz einer Mutter aus seiner Wurzel, würfe es den Raben hin, und schämte mich dann, noch nur mit solchen Kleinigkeiten um dich gebuhlt zu haben.“

Es bewirkt ferner auch Verse wie diese:

„Buhle nicht die Sonne am Himmelsfirmament
mit unserer Erde klüßten Sedubchen Sand?“

Was nun bei der nehmlichen Person die Rache erst für entseßliche Wirkungen haben muß, wird der Leser mit Schauern begreifen; aber zum Glück hat diese Signora Capello, diese Dame Benedigs, wie der Verf. sie nennt, eine sehr sanftmüthige Nichte, Namens Dutschello, die freilich auch den Familiensfehler hat, äußerst komischen Unsinn zu schwätzen, aber ihre Gutherzigkeit bei einer sehr wichtigen Gelegenheit an den Tag legt, indem sie von einer Dosis Gift, die ihre Tante einer Nebenbuhlerin bestimmt hatte, die Hälfte wegnimmt, weil noch genug, genug bleibt zu dem schändlichen Vorhaben, worauf denn natürlich die Signora Monarilli nur halb vergiftet davon kommt.

Altdeutsche Rittergeschichten.
1791.

Edda von Rabenburg, eine Geschichte aus der Vorwelt. 1791.

Rudolf von Waldenburg. Sagen des zwölften Jahrhunderts. Zwei Theile. 1792.

Es ist eine von der Litteratur überhaupt unzertrennliche Plage, daß von jedem Product, zu dessen Vortheil das gesammte Publikum einstimmig und gerecht entschieden hat, gleichsam eine Filiation von mittelmäßigen und schlechten Nachahmungen ausgeht. So wie die Französischen Buchhändler ehemals ihren Autoren zumutheten, Persische Briefe zu schreiben, so sind ohne Zweifel seit ein Paar Jahren in Deutschland sehr häufig Sagen der Vorzeit bestellt worden; und so geschieht es freilich, daß man es dem Gentle fast ver-

argen möchte, sich auf eine allgemein faßliche
 und bestechte Art geoffenbart zu haben, weil
 sein Vesteß dann zum Gebrauche des Luxus
 tausendfach versplittert werden muß. Ueber-
 dem ist insbesondere in Deutschland der geistli-
 che Luxus so ungleichartig und oft auch den er-
 sten Begriffen von Kultur, Eleganz, Geschmack
 so entgegengesetzt, daß es gerade unter uns
 nicht leicht ein schlimmeres Loos geben kann,
 als mittelbar oder unmittelbar den Bedürfnis-
 sen dieses Luxus zur Deute zu dienen. Der
 gute Welt Weber hat indessen dieses Schick-
 sal nun schon dahin: seine launige, kräftige,
 gedankenreiche Sprache sinkt nach gerade zum
 Jargon herab; seine Stittengemähde, seine
 Situationen werden eine Art von gradus ad
 Farnakum, wo jeder dürstige Schriftsteller sich
 wässrige und süßliche Mönche, Entführun-
 gen, Fehden und dgl. mehr holt. Der all-
 gemeine Gluck der Mittelmäßigkeit, dem keine
 Nachahmung einer bestimmten Manier, vor

zöglich in der erzählenden Gattung, so leicht entgehen kann, ist übrigens auch das Einzige, was wir an Nr. 1 auszufehen gefunden haben; und wir können die altdeutschen Rittergeschichten noch immer vor manchen andern Astersagen der Vorzeit für die Lektüre des Augenblicks empfehlen. Da man wenigstens einer Schrift, die man aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den Mangel an gewissen himmelschreienden Fehlern mit als ein Verdienst anrechnen muß, so kann auch No. 2, ungeachtet es noch etwas mehr Nachsicht bedürfte, zu dem nehmlichen Behuf mit hingehen. No. 3 aber würde sich über Ungerechtigkeiten zu beklagen haben, wenn man es mit den Nachahmungen Weir Webers in eine Klasse setzte. Hier und da trifft man freilich auf einige von den oben erwähnten Ingrezianzen; aber die Manier der Erzählung ist mehr im Geschmack der Spanier und der Deutschen Robinsons einer späteren Vorzeit.

Wirklich glauben wir nicht, daß wir einen Leser, der nur einen Blick auf diesen Wust von Undeutlichkeit und Plattheit werfe, noch erst davor zu warnen hätten. Vielmehr wollen wir also den Liebhabern des Komischen anrathen, sich nicht zu früh abschrecken zu lassen, indem der Verf. ihnen oft reichlichen Stoff zum Lachen bereitet hat. Diese von beiden Seiten, des Lesers sowohl als des Empfängers, so unschuldige Freude hat Rec. vorzüglich bei den Bildern und poetischen Floskeln, mit welchen der Verf. seine meisten Kapitel anfängt, und bei den Uebergängen in der übrigen höchst rührenden Erzählung empfunden, wo der Erzähler mit einer gewissen selbstgefälligen Artigkeit und Weitschweifigkeit in der ersten Person aufzutreten für gut befunden hat.

Moriz und Luise, eine wahre Geschichte. Von dem Verfasser der Amalie Ruttland. 1791.

Es ist der Mühe werth, folgenden Verlorenen S. 1 auszuheben: „Ob nun gleich der General von B. mehrere sehr ansehnliche Güter besaß, so zog er L. doch allen übrigen vor, nicht sowohl deswegen, weil L. das Stammgut dieser Familie, und von seinen Vorfahren seit dreihundert Jahren ununterbrochen bewohnt worden war, als vielmehr, weil er solches wegen seiner ganz besondern, vortheilhaften, und von der Natur begünstigten Lage, welche noch dazu durch die Kunst den Grad der Vollkommenheit erlangt hatte, so daß jeder Kenner das Schöne dieser Lage, und die vortreffliche Bauart des Schlosses, die von dem guten Geschmacke seines Besizers zeugte, bewundern und gestehen mußte, nie etwas

schöneres als das Landgut des Generals von B. gesehen zu haben, vorzüglich schätzte." — C. 359 dieser wahren Geschichte erbt ein Baron das große Vermögen eines Schlagflusses, wie folget: „Ist starb des Barons Onkel an einem Schlagfluß, dessen großes Vermögen auf seinen Neffen fiel." Da der Verf. ein Litteratus seyn mag, der vielleicht wie sein Hr. N. alle Versuche gemacht, um seinem Vaterlande die Früchte seiner erlangten Kenntnisse mitzutheilen, endlich aber einen Schwur gethan hat, seinem Vaterlande seine Dienste nie wieder anzubieten, und dem Auslande seine erlernten Wissenschaften zu widmen und ihm seine Kräfte aufzuopfern; so wollen wir ihm wohlmeinend gerathen haben: erstlich, seine Kräfte ja nicht in gedruckten Werken aufzuopfern, zweitens, zu seinen übrigen Wissenschaften auch etwas Grammatik und Konstruktion zu erlernen, und

ins,

insbesondere recht viel Exempel zu studieren, aus denen der wahre Gebrauch von Sie und Ihnen einzusehen ist. Diese Kenntnisse werden ihn zwar ewig nicht in den Stand setzen, einen Roman oder sonst etwas zu schreiben; aber sie können ihn außerdem im bürgerlichen Leben immer noch zu Statten kommen: wofern er nicht, was freilich noch besser wäre, seine Universitätsjahre und seine etwaigen Schlägereien in denselben rein vergessen, und mit irgend einer nützlichen mechanischen Arbeit seinen Weg zu machen suchen möchte. Wenn sich mehrere seiner Kollegen zu einem so vernünftigen Entschlusse bewegen ließen; so würde einige Hoffnung vorhanden seyn, daß unsere Literatur einmal von diesen so zahlreichen und ihr ausschließlich eigenen Schandflecken gereinigt werden könnte.

**Merkwürdigkeiten der neuern
Deutschen Welt aus allen
Ständen und Lagen, in der Ge-
schichte des Hrn v. M.... 1792.**

Wir haben diese ziemlich corpulente Schrift von allen Seiten angefaßt und herumgedreht, ohne herausbringen zu können, was sie eigentlich vorstellen soll. Ihr größter Fehler, und derjenige Fehler, der sie so unbestimmbar macht, scheint indessen — Wahrheit zu seyn. Denn mancher Schriftsteller übersieht oder entschuldigt an sich selbst Plattheit, Plumpheit, Welt-schweifigkeit, Planlosigkeit, indem er sich an das tröstende Bewußtseyn hält, daß er Wahr-heit, und zwar gemelunfähige Wahrheit, ge-schildert habe. In diesem Falle scheint der Verf. dieser Merkwürdigkeiten vor vielen sei-ner Kollegen zu seyn. Aber nicht alles, was als Wahrheit erlebt ward, bleibt Wahrheit,

wenn es auf das Papier und unter die Presse kommt; oder wenn es nur von den interessirten Theilen, Schurken, Dummköpfen oder Narren aus dem allergemeinsten gemeinen Leben dafür erkannt werden kann, so lehrt die Erfahrung, daß dabei wenig Erhebliches heraus kommt. Eine allgemeine Masse von Bildung, wie sie der Französischen Nation zu Theil ward, konnte und mußte unter den günstigen Ausichten einer Revolution, deren kräftiges Principium zum Theil eben diese Bildung war, nach dem Bedürfnis und der Empfänglichkeit aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft vertheilt und modificirt werden: wie denn das große, seit 1789 entstandene, und mit dem ganzen Gange der Französischen Revolution innigst verbundene System der instruction publique noch immer an Umfang und Bestimmtheit zunimmt. Aber nur auf dem höchsten Gipfel allgemeiner Bildung kann ein solches System entstehen und von kräfti-

ger Wirkung seyn. Man erinnere sich z. B., daß Collot d'Herbois, der durch seinen Almanach du Pere Gerard dem Bürger- und Bauernstande die Wohlthaten der Französischen Constitution an das Herz legte, ein feiner und eleganter Schriftsteller ist, daß der Verfasser der lettres b.... patriotiques du Pere Duchêne *) den gemeinen Soldaten die Grundsätze der Freiheit in ihrer eignen Sprache predigen wollte, aber die nehmlichen Grundsätze sehr wohl auf der Rednerbühne der Nationalversammlung in der Sprache Voltaire's und Rousseau's predigen konnte; und man schliesse von den Organen dieser indoldesten instruction publique auf den Grad von allgemeiner Empfänglichkeit, oder, wenn wir so sa-

*) Diese lettres patriotiques scheinen abetragend in dem Munde von Anton Babers Staatskanzlei zu seyn, und sehr von Brüdern fortgesetzt zu werden, die mit ihren ersten Urhebern nichts mehr gemein haben, als Chabot mit Barnave, oder Marat mit Mirabeau.

gen dürfen, von Instrukibilität, den sie freiwillig nothwendig voraussetzt. Ganz anders verhält es sich mit einer Nation wie die unsrige, wo allgemeine Bildung noch zu erschaffen ist, wenn sie ja unter den bisherigen Umständen erschaffen werden kann: mit einer Nation, deren geistige Fortschritte so ungleich sind, wie ihre Mundarten und Verfassungen, und in deren Charakter diese Fortschritte selbst noch lange nicht übergegangen sind. Ihr Charakter bringt es vielmehr im gegenwärtigen Augenblicke mit sich, eben diesen Uebergang für gefährlich anzusehen; und da sie mit der Französischen Nation nicht in gleichem, moralischem und politischem, Falle steht, so sträubt sie sich mit Recht, einer Nation nachzuäffen, der sie nicht nachschreiten will. In unserer literarischen Republik also muß man sich begnügen, über Geschmack, Freiheit und Würde zu halten, so gut man vermag; man muß das Ende eines Zeitpunkts abwarten, wo Ma-

tionalcharakter und Politik mit den Vorurthei-
 len im Bunde stehen, und man muß jeden besse-
 ren Kopf erinnern, daß es eben so unwürdig ist,
 sich in diesen Bund zu drängen, als es kindisch
 seyn würde, ihn zerreißen zu wollen, und sich
 gegen die Nothwendigkeit, gegen das große
 Fatum, das ihn knüpfte, ohnmächtig zu stem-
 men. Wenn man einst in dieser Republik nicht
 ausschließlich beschäftigt seyn wird, bloß der
 Barbarei zu wehren, dann erst wird an allge-
 meine Bildung, und endlich an eine Deutsche
 instruction publique gedacht werden können;
 aber bis dahin werden unsre Schriftsteller nur
 im Verhältnisse mit ihrem Mangel an Geschmack
 und an Geist den Bahn nähren, ex professo ge-
 meinmäßig zu seyn: da doch in Ermangelung
 einer gleichvertheilten, Einen öffentlichen
 Schwung bildenden politischen Freiheit, wenig-
 stens Geschmack und Geist herrschen müssen, das
 mit aus der Presse gemeiner Nutzen hervor
 gehe.

Da die Schrift, welche wir hier anzuzeigen hatten, mit der eigentlichen Kritik nichts auszumachen hat, ihr Hauptzweck aber zu seyn scheint, gewisse praktische Erfahrungen aus dem gemeinen Leben, der größeren Zahl des Publikums — angenommen nehmlich, aber freilich nicht erwiesen, daß unsre Nation ein Publikum ist — zu Nutz und Frommen aufzustellen, so glaubten wir, mit dem Vortrag unserer allgemeinen Ideen über dieses Fach der Deutschen Litteratur, unserer Pflicht am besten Genüge zu thun.

24.

A simple Story. In four volumes,
by Mrs. Inchbald. 1791.

Die Verfasserin dieses schönen Romans ist durch verschiedene mit vielem Beifall aufgenommene Theaterstücke in ihrem Vaterlande bekannt; und wirklich hat ihr Umgang mit der

dramatischen Muse auf diese Komposition einen merklichen, im Ganzen sehr vorthellhaften, Einfluß gehabt. Ihre Charaktere haben nicht den steifen Schnitt, den die meisten Englischen Schriftsteller in dieser Gattung, zumal die weiblichen, ihren Helden zu geben pflegen; die Eigenheit derselben ist weniger lokal, und eben darum durch die Gruppen, die sie bilden, gleicher und schöner verbreitet. Ihre Heltinnen sind keine Prüden, ihre Helden sind mehr als Romanenliebhaber; und das Talent der *Mistress J.* ist weit über die platten komischen Karikaturen erhaben, mit welchen wir so manchen herzbrechenden Englischen Roman verbrämt finden. Gehen wir in der Vergleichung weiter, so erkennen wir hier eine gedrängtere Handlung: treffendere und wahrhaft theatra- lische Situationen, die aus den feinsten Details hervorgehen, und daher nichts der Gattung Fremdartiges haben; die Art von edlerer feingemischter Nührung, welche dem weiblichen

Herzen vorzüglich zukommen sollte, aber in
 den Werken der weiblichen Phantasie, wenn
 sie so zu sagen *ex professo* wirkt, vielleicht
 durch eine Konsequenz des Schicksals sich so
 selten erhält; jene höhere Moralität der Kunst,
 die eben, weil sie nie auf Kosten der Grazie
 erzielt wird, ihre Wirkung auf die edlere
 Menschheit nie verfehlt, und die strenge, all-
 umfassende Lehre der Nothwendigkeit in sanf-
 ten, aber tiefen Bildern ausdrückt: lauter Ei-
 genschaften, welche der Mrs. J. eine sehr be-
 stimmte, ungetheilte Stelle unter ihren in Eng-
 land so zahlreichen Rivalinnen geben. Das
 stolzere Bewußtseyn dieser Eigenschaften berech-
 tigte sie auch, in ihrer Charakterzeichnung, ih-
 rer Anordnung der Begebenheiten und dem
 wechselseitigen Zusammenhange zwischen beiden,
 willkürlicher zu Werke zu gehen, als es die
 trägen Bedürfnisse der Romanenleser eigentlich
 erfordern; und es ist nicht zu läugnen, daß sie
 ihre Charaktere auf gewisse gefährliche Epöhen

nicht, wo die Bestimmung dessen, was sie, nach
 ihrer Anlage, zu thun oder zu lassen haben,
 lediglich von dem Ausschlag ihrer Erfinderin
 abhängen muß: eine Krisis in Werken der
 Imagination, der freilich das Genie ganz be-
 sonders ausgesetzt ist, in der aber der Dichter
 sehr leicht die allgemeine Uebereinstimmung
 mit seinen Ideen auf das Spiel setzt. Dies
 sein poetischer Despotismus, an dessen Aus-
 übung vielleicht das Geschlecht der Verfasserin
 nicht Theil haben mochte, erkennt man in dem
 überraschenden Sprunge über einen Zeitraum
 von sechzehn Jahren zwischen dem zweiten
 und dritten Theile, einem Sprunge, durch wel-
 chen die zwei hervorstechendsten männlichen
 Charaktere die wesentlichsten Modifikationen
 erfahren, und die Heldin der zwei ersten Theile
 so durch ihre Tochter auf immer abgelöst wird.
 Auch haben Englische Kritiker sich gegen diese
 Eigenmacht aufgelehnt, und besonders den
 Schluß für höchst übereilt erklärt, der doch

mit der ganzen vorlgen Anlage nichts Widersprechendes hat, vielmehr von dem schönen Charakterzuge des Helden, des Lord Elmswood, augenscheinlich hergeleitet ist, und die störrigen Reviewers nur um des Beispiels willen, das freilich für die Geseze der Kritik gefährlich werden könnte, erschreckt haben mag. Nicht weniger kühn hätten sie nach diesen Grundsätzen die vortreffliche Schlußscene des zweiten Theils finden können, wo Mrs. J. die Situation ihrer Personen auf das höchste gespannt, und den Knoten nur durch die überraschendste Wendung eines Charakters zerschnitten hat. Es scheint übrigen Verlegers heit um einen passenden Titel gewesen zu seyn, was die Mrs. J. zu dem hier gewählten bestimnte, der diese Geschichte, die an mehreren Stellen durch ziemlich romanhafte Glückswechsel und Zufälle vorrückt, von dieser Seite wenigstens nicht vor andern Romanen bezeichnen dürfte. Einige Nachlässigkeiten in der Sprac-

An der Mrs. J. von den Englischen
 Journalisten vorgeworfen worden; aber das
 für haben sie nicht unterlassen, über den trüb-
 den Schatten von eigener Personalität, der in
 ihrer Vorrede verbreitet ist, ihr die aufmun-
 tendsten Galanterieen zu sagen. Uns dünkt,
 daß auch hier ein sicheres Bewußtseyn des
 Verdienstes und der hinreißenden Macht ih-
 rer Komposition mitwirken mußte, um durch
 den in der Vorrede ausgedrückten Unmuth,
 durch die traurige Versicherung, daß die Dich-
 terin keine andere Muses kenne, als die Noth
 und den Zwang, einen so unglücklich vorberei-
 teten Eindruck auf die Seele ihrer Leser zu
 wagen. Und sollte das schmerzlich gedrückte
 Gefühl, das sich in dieser Vorrede offenbart,
 nicht sehr genau mit dem genialischen Geprä-
 ge zusammenhängen, das dieses Werk vor so
 vielen weiblichen Versuchen in der Schelless-
 lerer auszeichnet? Sollte es nicht der natür-
 liche Klang des weiblichen Genies seyn, dem

eine Arbeit dieser Art schwerlich gelungen seyn würde, wenn es nicht rein genug geblieben wäre, um seine Bahn in diesen öffentlichen Expositionen verfehlt zu wissen?

Wir begnügen uns, unter den wenigen Stellen, die aus dem Zusammenhange gerissen werden dürfen, eine zur Probe auszusuchen.

In einer Englischen Theekonversation, wobei gegenwärtig sind Dorrisforth, ein katholischer Priester, Miß Milner, sein Mündel, Mißreß Horton, eine alte Dame, in deren Hause er wohnt, und Miß Woodley, ihre Nichte, ein äußerst gutherziges, argloses Mädchen von etwa dreißig Jahren, überrascht, nach einem kleinen Scharmügel von Miß zwischen dem Vormund und dem Mündel, ersterer die Miß Milner mit der Frage: „Und „Sie glauben wirklich nicht, daß Sie schön „sind?“

„Nach meiner eignen Meinung würd' ichs „fast glauben; aber in gewissem Betracht ha-

„Ich etwas von Euch Katholiken: Ich glaube nicht aus meinem eignen Verstande, sondern aus dem, was andere Leute mir sagen.“

„So lassen Sie das auch zum Beweise dienen,“ erwiderte Dorrisforth, daß, was wir lehren, Wahrheit ist; denn Sie würden sich betrogen finden, wenn Sie nicht Menschen trauen wollten, die es besser wissen, als Sie.

„Aber meine beste Miß Wiener, wir wollen lieber einen andern Gegenstand nehmen, und diesen nie wieder berühren. Ich getraue mir zu sagen, daß unsre Meinungen über eine einzige Sache verschieden sind, und diese Verschiedenheit, hoffe ich, soll sich niemals weiter erstrecken. Dazum lassen Sie uns zwischen uns die Religion genannt werden; und so, wie ich beschlossen habe, Sie nicht zu verfolgen, so seyn Sie mitleidig, und zur Erwiderung verfolgen Sie mich nicht.“

„Miß Wiener blickte mit Erstaunen, daß eine so leicht hingeworfene Sache so ernsthaft

„aufgenommen werden konnte. Im Herzen
 „der guten Miß Woodley ging ein kurzes Ge-
 „bet vor, der Himmel möchte ihrer jungen
 „Freundin die unwillkürliche Sünde der Un-
 „wissenheit vergeben; und Mißreß Horton, die
 „sich nicht beobachtet glaubte, schlug das Kreuz
 „über ihre Stirn, um der Ansehung kehrer-
 „scher Meinungen vorzubauen. Zufälliger Wei-
 „se bemerkte Miß Wilner diese fromme Cere-
 „monie, und zeigte eine so sichtbare Neigung,
 „in ein lautes Gelächter auszubrechen, daß die
 „gute Frau vom Hause ihren Unwillen nicht
 „länger zurückhalten konnte, und ausrief: Gott
 „vergebe Ihnen! — aber mit einem Tone, des-
 „sen Strenge gegen den Begriff, den die Wor-
 „te mit sich führten, so abfiel, daß der Ge-
 „genstand ihres Zorns nun gezwungen war,
 „sich der Begierde zu lachen, frei zu überlas-
 „sen, die sie vorher zu ersticken sich bemühet
 „hatte; und ohne länger unter dem Kampfe
 „der Zurückhaltung zu leiden, ließ sie ihres

„Lasse den Lauf, und lachte mit einer so ungezügelmten Freiheit, daß bald alles das Zittern verließ, die zartgesinnte Miß Woodley ausgenommen, welche Zeugin ihrer Thorheit blieb.“

„Meine gute Miß Woodley — sagte endlich Miß Wilner, nachdem sie sich wieder gesammelt hatte — ich fürchte, Sie werden mir nicht vergeben.“

„Nein, ich werde wahrlich nicht! — erwiderte Miß Woodley.“

„Aber wie unwichtig, wie schwach, wie unbedeutend sind Worte im Leben! Blicke und Gebarden allein sind es, die reden. Miß Woodley, mit ihrem liebreichen Gesicht und ihren milden Tönen, sagte, daß sie nicht vergessen würde; und ihr Sinn war einzig Verzeihung. Mistress Horton mit wüthender Stimme und Miene, bat den Himmel, der Sünden zu vergeben; und ihr Gebet sagte deutlich, wie unwürdig sie ihr aller Gnade schlen.“

Die

Die feine und zarte Charakteristik, welche auch in der angeführten Stelle wahrgenommen werden kann, ist ein vorzügliches Verdienst der *Mistress Inchbald*: ein Verdienst, durch das sie um den Beifall der Romanensfreunde mit *Miß Burney* wenigstens zu wetteifern berechtigt seyn würde, wenn man zumal der Eüdnfluth von Thränen, welche über die Romane der letztern geflossen sind, einige nicht unwesentliche Vorwürfe entgegensetzen wollte, die sie durch die unedle Uebertreibung ihrer komischen Charaktere, und den Mangel an Individualität in ihren ernsthaften auf sich geladen hat. Aber freilich würde es der Kritik schwer werden, sich gegen die Thränen eine Parthei zu machen; und selbst der Hauptvorwurf, der die *Miß Burney* trifft, der weiblischen Verwöhnung, welche unter den Lesern von Romanen ganz vorzüglich herrscht, geschmeichelt zu haben, würde der Ausnahme des weniger geschmei-

Wegen Sentus ihrer Nebenbuhlerin nicht von
dem besten Vorbedeutung seyn.

25.

Celestina, a novel in four volumes,
by Charlotte Smith. 1791.

Daß die Intrigue dieses Romans sich von
dem gewöhnlichen Schnitt nicht sehr entfernt,
verschafft dem Liebhabern der Gattung das be-
queme und willkommne Vergnügen, sich dabel
ganz in ihrem Kreise von Rührung und von
Theilnahme wiederzufinden. Aber auch Lesern
von einer andern Klasse, die schwerer zu befrie-
digen sind, wird die Feinheit, die Milde, die
Weiblichkeit in der Zeichnung der Charaktere
und den Details der Handlung ein höheres In-
teresse gewähren, das sie gegen die Situationen
eines Findelkinds, dessen Eltern unbekannt
sind, eines Liebespaars, das sich für Bruder

und Schwester hält, weniger hartherzig machen wird; ja, wenn sie nicht recht auf ihrer Hut sind, so kann jener stille Zauber der Natur und der Wahrheit so auf sie wirken, daß sie, gerade wie andere Menschen, die Begebenheiten verschlingen, die man hier ihnen aufstischt. Die Heldin ist weich und prunklos gezeichnet; weder sie noch Willoughby, ihr Liebhaber, sind in die steifen Formen der Romanconventionen gezwängt, und was sie allenfalls davon noch haben, kleidet sie wenigstens gut. Die Charaktere des empfindsamen Montague und des wilden Balfour sind aus dem Leben genommen, und aus einer sanften verschönernden Imagination wieder gegeben; der letztere vorzüglich zeichnet sich durch einige feine Nuancen vor dem abgedroschenen Schlage der Englischen Rakes und der so oft geschilderten gutmüthigen Libertins aus. Da wir die Intrigue bereits von der Kritik frei gesprochen haben, so wollen wir es auch mit

der Entwicklung nicht genauer nehmen, ob
 es gleich überlitter und vernachlässigter ist, als
 man es sonst den Romanen zu gute hält.
 Ueberhaupt aber verdient dieser Roman auch
 in unserer Sprache vor vielen andern gelesen
 zu werden.

26.

Anna St. Ives, a Novel by Thomas
 Holcroft. VII Volumes. 1792.

Es würde hier zu weitläufig seyn, eine
 so ausführliche Zergliederung dieses Romans
 zu geben, als er es um der Kunst willen ver-
 diene; Nec. wird sich daher begnügen, ihn
 durch die gegenwärtige Anzeige für die Auf-
 merksamkeit seiner künftigen Leser, deren er
 gewiß auch in der Deutschen Uebersetzung ge-
 ung finden wird, im Voraus auszuzeichnen.
 Es glebt unter den Werken der Phantasie
 keine, in welchen das Genie seltener, und viel-

leicht, wenn man für jede Gattung eine Linie der Vollkommenheit zu ziehen hätte, entbehrlicher ist, als die Romane. Dem Romanschreiber stehen so viele leichter zu befriedigende Triebe in seinem Publikum zu Gebot, er wird so sehr aufgefodert, für diese zunächst zu sorgen, daß seine Phantasie sich schwerlich bis zur Begeisterung, seine Darstellung bis zum Ideal hinaufschwingen kann. Sehr merkwürdig ist daher ein Werk, das, ohne sich wie die *Nouvelle Heloise* oder *Werther* aus den Gränzen der Gattung zu entfernen, das Gepräge des Genies so hell an der Stirne trägt, wie diese *Anna St. Ives*. Drei eben so wahre und konsequente als idealische Charaktere laufen hier in gerader Richtung mit einander fort; ihr wechselseitiges Verhältniß, so hoch hinauf gespannt, als die für den ächten Künstler unendliche und unerschöpfliche Natur es gewährt, bringt, bei einer bewundernswürdigen Einheit und Einfachheit, das erschaus-

höchste Interesse hervor. Was Anna St.
 Yves, Frank Henley und Elifston vor
 der unzähligen Familie der von Richardson
 abstammenden Helden und Heldinnen auszeich-
 net, ist wiederum Begeisterung; und auch diese
 ist es, welche die Ueberspannung von Tugend
 und Laster in diesen Charakteren, von der kalten
 schulgerechten Abstraktion in jenen fälschlich so
 genannten Idealen, zur wahren Moralität der
 Dichtkunst erhebt, die nicht mit dem Stabe
 auf das Gemählde hinweist, wie man zum Him-
 mel und zur Hölle fahre, sondern in der ehrwür-
 digsten Schwärmerel und in dem unvermeid-
 lichen Verbrechen Wahrheit und Sittlichkeit
 zu fühlen giebt. Ob sich gleich Hr. H. in
 diesem Werke des eigentlich romanhaften
 Zufalls sehr häufig bedient hat, so läßt sich die
 Empfindung des Lesers doch leicht überreden,
 für diese außerordentlichen Charaktere eine eig-
 ne Konstellation anzunehmen, durch welche sie
 unaufhörlich so zusammengestellt werden, wie

es die Phantasie des Dichters wollte; und es ist also wenigstens immer dignus vindice nodus. Eine eigne und zarte Schönheit, die einzige, welche diese Komposition krönen konnte, war es, die bis ans Ende immer gewaltsamere Situation so leise und leicht verhallen zu lassen, wie es der Dichter gethan hat. Die größte Sorgfalt wünschen wir an die Uebersetzung dieses schönen Kunstwerks gewendet zu sehen; und wir hoffen, daß sie mit dem prüfenden Geschmack veranstaltet werden wird, welcher fremde Produkte dem Vaterlande eigen zu machen weiß. Diesem Geschmack empfehlen wir besonders Elisons Briefe, deren Eigenheit und zuweilen fast Shakespearischer Schwung sie zum würdigsten wie zum schwersten Gegenstande desselben macht.

**Dramatik Sketches of the ancient
Northern Mythology, by F.
Sayers, Mcd. D.**

Es schien seit mehreren Jahren ein poetischer
Nebel auf England zu liegen, der die Dichter
dieser glücklichen Insel von der Freiheit ihrer
übrigen Einwohner ausschloß. Konventionelle
Eitelkeit in Tönen, Gedanken und Reimen, war
nicht alles, womit die entartete Muse ihre Priester
inspirirte; das Gedächtniß ihrer großen
Vorfahren, Shakespeare, Dryden, Mil-
ton, Pope u. a., erdrückte den Geist der
neueren Dichter, statt ihn zu beleben, und nur
die Formen der Ideen, die in jenen großen
Köpfen erzeugt waren, dauerten wie Nummen,
kalt und unbeseelt, in den Schriften ihrer Nach-
folger fort. Erkannte man auch durch die sel-
ten ganz zu verläugnende Individualität des
Nationalcharakters eine reichhaltigere Masse

von reineren, innigeren Naturgefühlen in den Produkten des Englischen Genius, als in den Werken der Französischen Dichtkunst; so standen jene doch, bei einem gleichen Mangel an eleganten, von dem Haufen der Parnassbewohner unterschiedenen Dichterseelen, durch eine gewisse Schwerfälligkeit und Steifheit wiederum diesen nach. In diesen dramatischen Skizzen, wie der bescheidene Verf. sie nennt, glaubt man jenen Fluch endlich gelöst zu finden, und die Nachwelt wird Hn. Sayer's Namen unmittelbar an Gray's Namen anschließen, mit dessen Muse die seinige eine merkwürdige Verwandtschaft hat. Ein ächtes poetisches Feuer, durch Kultur und Kenntniß der Alten glücklich geleitet, eine weise Begelsterung athmet aus diesen Gedichten, wie aus Gray's Meisterstücken. Freier sogar scheint der Genius des neueren Dichters zu wandeln; die schöne Mischung einer zu ernster Weisheit gestimmten Seele, die einige Gedichte von Gray be-

schwer, wird bei der Verschiedenheit des Stoffs
hier wenigstens nicht vermischt, und anstatt
der Pindarischen, etwas gelehrten Buch,
die Gray durch seine Oden ausströmte, thut
sich hier jener Reichthum an Bezeichnungen kund,
der das aus sich selbst schöpfende poetische Ta-
lent unterscheidet.

Das aus einem Lateinischen Gedichte von
Milton entlehnte Motto dieser Sammlung:

*Fallor? an et radios hinc quoque Phoebus
habet?*

Kann, recht verstanden, den Gesichtspunkt an-
geben, aus welchem man diese Dichtungen fassen
muß. Die einfachen ursprünglichen Na-
turböthe entzücken uns an den wenigen Ge-
dichten, die aus den Zeiten selbst der Nordis-
chen Mythologie auf uns gekommen sind; neuer-
e Dichter gaben uns auch glückliche Nachah-
mungen dieser antiken Einfachheit, die eine andere
Quelle des ästhetischen Vergnügens eröffnen.
Hr. G. aber hat den Stoff, den diese Nor-

dische Mythologie und das Kostum der Völker, deren Religion sie ausmachte, ihm darbot, in seiner eigenen, schön angebaueten Imagination verarbeitet, mit den zierlicheren Blumen Griechenlands geschmückt, und so, indem er die hohen Phantasieen, die er vorfand, rein aufsaßte, die individuelle Rohheit und Barbarei hingegen, mit welcher sie vermischt waren, absonderte oder milderte, gewissermaßen eine eigene Provinz in der Poesie erbeutet. Daher stand seine Muse unter keinem andern Gesetz, als dem, Blumen zu wählen, die der ursprüngliche Stoff vertrüge, die ihn nicht überhäuften oder entstellten; und diese Schwierigkeit hat er in der Ausführung glücklich überwunden.

An dem ersten Stück, die Niederfahrt der Freia, war es das höchste Verdienst des Dichters, ungeachtet der äußerst sorgfältig und fast mit Ueberladung ausgearbeiteten Details, durch den Gang der einfachsten Handlung, durch die glücklich eingemischten Refrains, durch

die weisse verborgene Oekonomie des Ganzen
 jenes phantastische Grausen zu erzeugen, das
 sonst kaum anders, als durch Aufopferung als
 177 Verzierungen, die den Leser aus einer Art
 von kindlicher Illusion wecken, hervorzubrin-
 gen schien. Freya, die Göttin der Schönheit,
 folgt hinunter zu Hela, der Göttin des To-
 des, um die Befreiung ihres geliebten Bal-
 ders, des Sonnengottes, der durch die Tücke
 Loki's, des Höllengottes, ihre Beute wurde,
 von ihr zu erlösen. Freya's rührende Elegie
 erzwingt von Hela den Ausspruch:

When all the gods of nature lave
 With briny tears thy Balder's grave,
 Then Balder I restore.

Freya kehrt voll Trostes zurück nach Walhalla
 178 in die Versammlung der Götter. Jeden
 der Götter redet sie mit einem prachtvollen
 Hymnus auf seine Macht und seine Attribute
 an, und schließt jede Anrede mit den Worten:

Say, — — wilt thou drop the tear

On youthful Balder's sable bier?

Keiner von den Göttern widersteht ihr; jeder
antwortet:

— — drops the tear,

And wets thy Balder's bier.

Loß allein, der letzte, den sie anredet, versagt
ihr die Thräne:

Away, away!

Loek ne'er will weep;

Let Hela keep

Her splendid prey.

Frea beschwört den Unerbittlichen noch einmal
bei allen Schrecken, welche die Phantasie dem
Tode und der Hölle beilegt. Loß flucht alle
Strafen aller Götter auf sein Haupt, eh' er
die rettende Thräne gebe, und verdammt Vala
der zum ewigen Tod:

Hela shall keep her splendid prey,

Till countless ages roll away.

Dieser kurze Auszug kann einen schwachen Ver-
 gess von der Kühnheit und eigenen Sublimität
 dieser Komposition geben. Der Dichter
 hatte habel die schwere Wahl, seine Grea
 entweder den Weg der Empfindung bei den
 Göttern von Walhalla einschlagen zu lassen,
 um die geforderte Thronne zu erhalten, oder ihr
 auf gut göttlich durch Opfer und Hymnen
 Hela's Zoll zu erschmelzeln. Er hat das
 letzte Mittel ergriffen, und, wie uns dünkt,
 mit Rechte, theils weil die zur Wirkung des
 Ganzen so nothwendige Raschheit und Einheit
 der Handlung auf jenem Wege nicht wohl er-
 halten werden konnte, theils weil die konven-
 tionellen Religionsbegriffe, welche die Rasch-
 heit dieses Stücks machen, sich schwerlich mit
 einer andern Behandlung hätten vereinigen
 lassen. Außerdem haben wir dadurch sieben
 Hymnen erhalten, die, auch aus dem Ganzen
 gerissen, in ihrer Art für vortrefflich gelten
 müssen.

Molina, eine Tragödie in fünf Akten, hat von der dramatischen Seite, außer der höchsten Simplizität, kein vorzügliches Verdienst. Molina, eine Kelten, ist von dem Sachsen Harold entführt, und durch das Recht der Eroberung sein Weib geworden. Ihr Liebhaber, Carril, sucht sie verkleidet in Harold's Schloß auf, und beruhigt ihr Gewissen durch den Ausspruch einer Prophetin, daß ihr abwesender Gemahl im Kriege erschlagen sey, und daß vor Sonnenuntergang Molina's Leiden enden werde. Beides geht in Erfüllung; denn kurz darauf bekommen die Varden Harold's Körper zu bestatten, und während Carril's Abwesenheit wird Molina, nach der Sitte des Landes, die sie, die Fremde, nicht kannte, lebendig neben ihrem Gemahl begraben. Carril vernimmt von den Varden ihren Tod, und stürzt sich von einem Felsen ins Meer. Molina's Unwissenheit ist ein Behelf, den der Dichter dadurch, daß er ihn in einer Anmerk-

lung erklärt, mehr bekennt, als rechtfertigt, und der Dialog wird durch die eingewebten vorwurfsvollen Bardengesänge so verdunkelt, daß er, bis auf die Stelle, wo Carril seinen Versuch bei der Prophetin und ihre Beschwörung eines Geistes erzählt, mehr wie Ausfüllung dazusehen, als ein würdiges Stück des Ganzen zu seyn scheint.

Das letzte Stück dieser Sammlung, *Stoerns*, eine Tragödie in zwei Akten, hat, außer der nehmlichen Vernachlässigung des Dialogs, noch den Fehler, daß die Situation aus *Wolna* darin wiederholt ist, indem hier die Tochter eines Preussischen Heerführers sich selbst das Leben nimmt, weil ein Sächsischer Gefangener, den sie liebt, vom Loose getroffen wird, dem Kriegsgott Hesus geopfert zu werden. Aber in den festlichen Chören vor dem Menschenopfer ist dem Dichter die schwere Aufgabe vollkommen gelungen, die Empfindung des Lesers mit den Opfern sympathisiren zu lassen,

lassen, und durch wahres, ganz aus der Hülle des Stoffs geschöpftes Gefühl, das Widrige und Barbarische des Stoffs selbst zu mildern. Es war der eigenthümlichste, würdigste Zauber, der Kunst, durch den Gesang der Jungfrauen für den Vater, die Gattin, das liebende Mädchen, deren Rettung im Heil des Sohnes, des Vatten, des Geliebten vom Gote der Schlachten erfleht wird, so zu interessiren, daß ihr Ausruf an die Priester, das heilige Messer in der Opfer Blut zu tauchen, zur natürlichen Auflösung des erregten Gefühls wird. Ueberhaupt könnte da, wo diese religiösen Gräucl zur poetischen Maschinerie dienen, und daher nicht dem Urtheil oder der Einwirkung der Vernunft und der Philosophie, sondern den Gesetzen des Geschmacks allein unterworfen sind, diese Art von Behandlung zum Muster für jeden Dichter empfohlen werden.

Wir glauben, hinlänglich gezeigt zu haben, daß diese Dichtungen keinesweges von der dramatischen Seite, sondern fast allein von der lyrischen, anzusehen und zu beurtheilen sind; die Niederfahrt der Freya abgeordnet, die der Verf. a mask betitelt hat, und deren Gattung schwerer zu bestimmen seyn möchte. Der erste Preis gebührt in dieser Sammlung unstreitig den Bardengesängen in *Welna's* Harold's Todesfeier ist die prächtigs- te und schätzens- ste Darstellung der natürl- ichen Dichtungen eines kriegerischen und rau- hen Volks von dem Glück, das seiner in der Schlacht gestorbenen Helden wartet. Der Gesang bei *Welna's* Tode hingegen nähert sich dem Geist der weichen, einfachen und kind- lich weisen orientalischen Allegorien. Der Schlusss- gesang verdient als eine charakteristische Probe dieser Gedichte hier angeführt zu wer- den. Carril ist mit den Worten abge- gangen:

— — *) Ich komme, Moina;
ich eile des Felsen hohen Gipfel zu suchen,
und stürze hinunter in den Tod.

Das Chor der Darden fällt hier ein:

**) Wenn vor des Feindes leuchtendem Speer
der Krieger zitternd sich wendet,
kalter Schrecken seine Glieder schüttelt,
und seine Kraft lähmt:
wird er nicht mehr hören den Lobgesang,
nicht mehr erzählen seinem lauschenden Kinde

— — *) I come, my Moina,
With steps of speed I'll seek the rock's high
summit,
And plunge to death below.

**) When from the foe's bright spear
The soldier trembling turns,
When cold fear shakes his frame,
And blasts his strength,
No more he'll hear the song of praise,
No more he'll tell his listening child

Die Mutigen Abentheurer des Kriegs.

Im das finstre Thal strecken sich
Seine langsamen, dumpfen Schritte,

er haßt des Kriegers Aug',

er haßt des Mädchens Blick —

So entzündt die Scham seinen Busen,

Führt ihn auf den lustigen Felsen,

und führt ihn von der wolfigen Höhe
hinunter in den Tod.

Wenn das Helden trotz'ger Bau
hinwelft in schleichender Krankheit,

The bloody tale of war.

The gloomy vale receives

His slow and sullen steps:

He hates the warrior's eye,

He hates the maiden's look —

Thus let Shame his bosom fire,

Lead him to the lofty rock,

And plunge him from the airy height

To death below.

When the hero's hardy frame

With lingering sickness droops,

wenn seines Armes nervige Stärke
 verschrumpft und alternd ihm gebricht,
 wenn matte Seufzer die feste Brust heben,
 gewohnt, einst dem Speere zu trotzen,
 wenn diese Rute, die kühn in die Schlacht
 stürzten,
 wankend nun sinken unter ihrer Last,
 wenn der Tod die eiskalte Hand erhob,
 des Kriegers Herz zu berühren: —
 So schlepe er seine schwachen Glieder
 auf des hohen Felsen herabhängende Spitze,

When his broad and sinewy arm
 Shrunk and trembling fails,
 When that firm breast which dar'd the dart
 The sighs of langour heaves,
 When those bold knees which rush'd to war
 Tottering sink beneath his weight,
 When death has rais'd his claycold hand
 To touch the warrior's heart —
 Then let him drag his feeble limbs
 To some high rock's projecting cliff,

und stürzte von dem welligen Gipfel
hinunter in den Tod.

Wenn aus des betagten Vaters Armen
gerissen ist das blühende Kind,
verlassen wandert er auf der Heide,
die Winde wehen in sein weißes Haar,
verlassen sucht er auf dem Hügel
die Spuren, die sein Kind betrat,
und wischt die fallende Zähre;
Weh! weh! an seinem Herzen,

And from the airy summit plunge
To death below.

When from the aged father's arms
The blooming child is torn,
Forlorn he wanders on the heath,
His white hair waving in the wind,
Forlorn he seeks the hill
The child has trod,
And wipes the falling tear;
Anguish gnaws his heart,

reißt langsam das schwache Gebilde
 in Hela's Hallen hinab —
 Eile, eile, den lustigen Felsen zu suchen,
 zu klettern von seinem wolfigen Gipfel
 hinunter in den Tod.

Wenn in des Jünglings Armen
 erblaßt die Geliebte liegt,
 er wurzelt an ihrer kalten, kalten Brust,
 küßt ihre bleichen Lippen,
 die blauen Augen erzählen nicht mehr

And slowly drags his feeble frame
 To Hela's halls —
 Hasten, hasten and seek the lofty rock,
 There from its airy summit plunge
 To death below.

When the lover clasps
 His mistress dead,
 Cleaves to her cold, cold breast,
 Her pale lips kissing,
 No more her blue eyes tell

Der Muth süßes Wächchen,
 In sein Ohr klopft nicht mehr
 Ihrer Stimme silberner Ton,
 Aber ihr hängt er in sprachlosem Todessampf —
 Erwache, erwache, und reiß' von der gelieb-
 ten Gestalt

Ind' den irdischen Sinn!

Alle, alle, den lustigen Felsen zu suchen,
 In Färten von seinem weißigen Eissel
 Hinunter in den Tod!

The tale of love.

No more her silver-sounding voice
 Shall murmur in his ear,
 In speechless agony he hangs upon her —
 Awake, awake, and from that form belov'd
 Snatch thy distracted soul,
 Haste, haste and seek the lofty rock,
 There from its airy summit plunge
 To death below.

Es ist schwer, zu bestimmen, ob die Ver-
 bindung vom Reime mit dazu beiträgt, diesen

Barbengesängen einen Grad Eigenthümlichkeit mehr zu geben, als die gereimten Hymnen in der Niederfahrt der Aëra haben; sollte aber der hier so wörtlich übersehte Gesang nebst den übrigen lyrischen Gedichten dieser Sammlung es nicht verdienen, daß einer unserer besten Dichter die Kraft und die Harmonie der Deutschen Sprache daran übe?

28.

Jean Jaques Rousseau à ses derniers momens. Trait historique en un acte et en prose. Par Mr. Bouilly. 1791.

Daß Rousseau hier geschildert wird, wie er in vielen seiner eigenen Schriften aufgetreten ist, gereicht weder der Wirkung dieses kleinen Dramas zum Vorthell, noch dem Talent des Verf. zur Ehre. Die wirkliche

von Empfindsamkeit und von Wen-
 schaft, von egoistischen Ansprüchen und von
 menschlicher Verwundbarkeit, von gekränkter Er-
 zählung und von wohlfeilem Tugendgepränge,
 so in Roussaus Briefen, in seinen Reveries,
 in seinen Confessionen u. s. w. verbreitet ist,
 hat ihn manchen, der mehr mit der Schwä-
 che seines Charakters, als mit der Stärke
 seines Verstandes sympathisirte, ein sehr ge-
 würdiges Beispiel gemacht hat; diese ganze
 Richtung ist in diesen wenigen Blättern, oft
 nach Roussaus eigene Worte, ziemlich ge-
 nau dargestellt. Die unbedeutende Flachheit
 dessen, was der Verf. aus seinem Kopfe hin-
 zugefügt hat, bürgt aber dafür, daß er an die-
 ser Treue sehr unschuldig ist, und weder ge-
 gen Roussau noch gegen sein Publikum, die
 schändlichste Bosheit damit im Sinne gehabt hat.
 Diese *traits historiques*, deren die Pariser ihr
 Interesse auf ihren Bühnen zu sehen bekom-
 men, gehören überhaupt wohl unter die un-

schädlichsten, wie unter die unschmackhaftesten Früchte der Französischen Freiheit.

29.

Calas ou le Fanatisme, Drame en quatre actes, en prose, par Mr. le Mierre d'Argy. 1791.

Es ist sehr natürlich, daß die Französische Bühne sich jetzt mit Gegenständen beschäftigt, vor denen ehemals die Bastille schon einen jeden Dichter warnte; aber das Gefühl, diese Begebenheiten dargestellt zu sehen, wirkt an sich so lebhaft auf die Nation, daß der Dichter sowohl als der Zuschauer sich schwerlich genug sammeln kann, um Rücksicht darauf zu nehmen, wie sie dargestellt werden. Wir würden unter dem Pariser Publikum auch bei diesem Calas manchen Eindruck getheilt haben, der beim Lesen verloren geht, weil er mehr von der Verbindung des Stoffs mit dem Geiste

des Geschicks der Nation, als von dem
 Geist des Dichters herrühret. Der erste Akt
 hat schon eine gewisse Einfachheit und Wahr-
 heit, die in dem folgenden in der historischen
 Verwickelung verschwindet; die Exposition schien
 das durch Talent des Verf. noch aufzufodern,
 da vorher hingegen die bloße Dialogisirung
 des Processes nothwendig war, welche nur we-
 nige, leicht und nicht bedeutende Zierathen
 zuließ. Schade ist es wenigstens um die komi-
 sche Wirkung des Processes, wenn diese Art von
 Verwickelungen Jahrhunderten sich noch lange
 auf dem Bühne erhält. Unser Deutscher Ho-
 ftheater hat übrigens dem Verf. mehr
 gegeben, als man nach seinem gänzli-
 chen Entschlusse von demselben vermuthen

konnte.

Wien den 15ten März 1784.

Anton von Schiller.

1784.

III.

Fragment über das ältere Englische Theater.

Beinahe möchte man erstaunen, daß seit einer gewissen Epoche, wo der Name Shakespeare das Heldengeschick unserer meisten dramatischen Dichter geworden ist, keiner von ihnen jemals auf den Gedanken gerieth, sich unter den übrigen Britischen Schauspiel - Dichtern umzusehn, welche Zeitgenossen dieses großen Dichters waren, und denen noch ihr von den Englischen Kunstschreibern die Ehre widerfähret, öfters mit ihm verglichen und gegen ihn abgemessen zu werden, ohne daß sich das Gewicht allzu merklich auf irgend eine Seite neigte. Dies

Wieder aber über auf, wenn man bedenkt, daß diese Herren ihre hohe Meinung von Ehasen wohl mehr auf Treu und Glauben, als auf irgend vollkommenere Einsicht angenommen haben; und wenn man sich überzeugt, daß sie sich dem so willig hätten finden lassen an Lessings Versuchung zu glauben und ihm zu folgen, wenn er auf den Einfall gekommen wäre, um ihren Glauben auf die Probe zu stellen, ihre ganze Lebensweisheit und ihr ganzes Studium auf einen Augenblick, in einen unglücklichen, vielleicht gar unheilvollen Fehler zu lenken; (und der große satirische Einfluß soll der große Mann wirklich zuweilen gehabt haben!) Aber Lessing begnügt sich, im Stillen in jenen reichen Schatz zu greifen; er sammelte die Werke Beaumont's und Fletcher's, von Johnson's, Massinger's, Ford's, Otway's, benutzte manche gelehrte Frau, und hob manchen unpoliteten Studenten heraus, der unter seinem Namen von Tugend und Klarheit erhielt. Dem

Manne von Geist ist es erlaubt, alles Große und Gute, wo ers auch finde, für sein Eigenthum anzusehen, und jeden glücklichen Anlaß zu ergreifen, wenn er ihn auch nicht unmittelbar aus der Natur schöpft: denn er ist der glückliche Sterbliche, der, wie man in dem Geißermährchen liest, von einer gütigen Fee die Gabe erhalten hat, was er berührt zu Gold und Edelstein zu machen; da hingegen manchen andern ein böser Geist verdammt hat, die kostbarsten Dinge durch sein unreines Verfaßten in Erde oder etwas noch Schlimmeres zu verwandeln.

Vielleicht findet man in dem Unterschiede selbst, der zwischen Shakespear und den mit ihm gleichzeitigen Dichtern deutlich zu erkennen ist, den Grund, warum Lessing sich so sehr beeiferte, das Studium des Ersteren seinem Publikum anzupfehlen, und von den andern, die er doch sehr gut kannte und sehr fleißig studierte, der Welt nichts mittheilte, als

Das große Verzeichniß ihrer Namen, ist Sögenheit einer kurzen Uebersicht des Englischen Theaters, die er in seine, 1755 herausgekommene Theatralische Bibliothek eintrug. Shakespear ist viel zu sehr Er selbst, als daß er mit einigem Glücke nachgeahmt werden könnte. Alles an ihm, Gedanke und Ausdruck, ist so eigenthümlich, daß seine Ideen bei jeder Nachahmung verlieren, und wenn auch die Regeln der Kritik aufgeboten wären, sie nicht auszuheben und zu vervollkommen. Diese Eigenheit (bald möchte ich zum Beschuß meiner Idee Einzigkeit sagen) ist mit seinen auffallendsten Fehlern eben so genau verbunden, als mit seinen bewundernswürdigen Schönheiten, so daß selbst einem Nachahmer der erste Schritt der kleine Trost versagt ist, ihm darin zu folgen (*). Unter Shakespear's Fehlern sind vornehmlich die Verwirrung nicht verlassen, zur Vermeidung welcher einige Vorschläge, welche sich bei Aufkommen des so genannten Shakespearischen Dramas in unsrer dramatischen Literatur zur Zeit

lern meine ich die ihm wirklich angehörigen, nicht die Flecken seines Zeitalters und des ungestützten Theils seiner Nation, welche nur allzu häufigen Einfluß auf seine Werke hatten. Zu jenen gehören die riesenmäßigen, aber durchaus falschen Bilder, die schwülstigen Ausdrücke der Leidenschaft, die geschraubten und dunkeln Vergleichen; deren man in den Werken seiner Zeitgenossen weit weni-

ger setzen wollte, setzende merkwürdige Stelle aus dem 77ten Stück seiner Hamburgischen Dramaturgie abzu- schreiben. „Was man von dem Homer verlangt hat: es „lasse sich dem Terkules eher seine Keule als ihm ein „Werk abringen; das läßt sich vollkommen auch von „Echaferspeere sagen. Auf die geringste von seinen Schö- „nissen ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der „ganzen Welt zuruft: Ich bin Echaferspeer! Und wehe „der fremden Schönheit, die das Bett hat sich neben „ihm zu stellen! Echaferspeer will studiert, nicht acceptirt „denn sehn. Haben wir Genie, so muß uns Echaferspeer „das sehn, was dem Landeshauptmann die Camera „abzulesen ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie „sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projec- „tirt; aber er bringe nichts daraus.“

schet. Shakespear war das begünstigte
 Kind der Natur; aber dafür rächte sich zu-
 weilen an ihm ihre Nebenbuhlerin, die Kunst.
 Mit hoher Kenntniß der Alten und weit mehr
 Bekanntschaft kritischer Regeln, verbunden mit
 einem Genie, das allein von Shakespear's
 Genius verunkelt werden konnte, findet
 man bei Ben Johnson, Beaumont und Fle-
 tcher, Massinger und andern schätzbaren Dich-
 tern dieses Jahrhunderts. Diese also bieten dem
 Dichter manche Idee dar, die
 er der Vergessenheit entreißen, manchen Cha-
 rakter, den er nachahmen, manchen Plan, den
 er glücklicher ausführen kann; da hingegen
 Shakespear's Dichtungen ihm bloß dazu die-
 nen können, an seinen unnachahmlichen Erha-
 benheiten zu schweigen, sich mit seinem Gei-
 ste zu durchdringen, und zuweilen einen Fun-
 ke seines göttlichen Feuers zu haschen. Es
 ist daher wahrscheinlich Rething. Er empfiehlt jun-
 gen Dichtern das Studium (keinesweges aber

die Nachahmung) Shakespears, und jene vielleicht nußbarern Dichter studierte und benutzte er für sich; weil er — wenigstens ist dies leicht möglich und gewiß sehr verzeßlich — mittelmäßigen Köpfen die Eröffnung so reicher Schätze nicht gönnte, die von ihnen minder glücklich angewandt worden wären.

IV.

Szenen aus dem Sklaven, einem Schauspiel von Philipp Massinger.

Philipp Massinger war ein Zeitgenosse von Shakespeare. Wir kennen in Deutschland kaum seinen Namen, viel weniger seine dramatischen Werke; und doch sind sie so voll Situationen und einzelner Schönheiten in der Darstellung selbst, daß auch die besten Dichter in dieser Gattung sich nicht schämen dürften, Beschreibung und Stimmung für ihre Phantasie darin zu suchen.

In dem Schauspiele, von dessen Plan wir hier einen Auszug geben, und aus welchem

wir die wichtigsten Scenen liefern, zeichnet sich eine Idee besonders aus, die es dem schönen Geschlechte empfehlen muß, eine Idee, die bei keiner Nation und in keinem Zeitalter unter die *lieux - communs* der Dichtkunst gerathen ist: — sie heißt weiblicher Adel, ohne Hiererei und Ueberspannung. Hervorgehoben aus der Vergessenheit und noch gesegnet zu werden verdiente das Andenken eines Dichters, dessen Geist die seltene Reinheit besaß, dies schöne Ideal in der Natur zu erkennen, und darzustellen. Und jedes Sonntagkind, das die verborgene Quelle anzuschlagen begabt ward, reiche dem Alten die Hand, über die Klust der Zeit — freundlich grüße ihn unser Göthe selbst!

Alle Krieger von Syrakus ziehen aus, um ihre Feinde, die Karthaginienser, im Felde aufzusuchen, und der berühmte Korinther Themoleon führt sie an. Nur Weiber, Kinder, Greise, Sklaven und — Gecken bleiben

Wälder und Jünglinge rüsten sich mit
 ihrem Harn zum Kampfe für das Vaterland,
 denn diesen ist Leosthenes, der keinem an
 Tapferkeit nachzustehen verspricht, aber er liebt
 das stolze Mädchen in Syrakus, Eleora, die
 Tochter des Prätors Archidamus, und sein
 fanatischer übermüthiger Geist sträubt sich gegen
 die Trennung, die wilden Argwohn und un-
 geklärtete eifersüchtige Ahnungen unter seine
 unerschütterliche Liebe mischt.

Leosthenes. Wir sind allein; aber wie
 soll ich von Dir reissen, in welcher Sprache ich
 das ewige Wort der Trennung aussprechen
 soll, soll ich noch nicht.

Eleora. Und hoffe nicht, daß ich so grausam
 gegen mich selbst seyn werde, Dich es lassen
 zu sehen.

Leosthenes. Gaudre ich, so wirst Du mich
 zu Tränen reizen; denn Du hast den Durst
 nach einem Thaum in mir erweckt, die mich Dein
 der Hand werth machen sollen, und der Klein

He Funken von Ehrbegierde, den Dein süßer
 Athem ansachte, muß nun zur rühmlichen Flamme
 aufsteigen.

Eleora. So laß ihn denn hier brennen,
 und zum ewigen Beispiel reiner und treuer Liebe
 leuchten.

Leosthenes. Ja, wenn ich erfüllt habe,
 was ich dem Vaterlande und der Ehre schuldig
 bin. Hießest Du nicht selbst mich hingehen,
 wo diese mich rufen?

Eleora. Ach damals war ich sinnreich,
 mir Qual zu bereiten! Mein Auge sah nur
 hinaus zum Ruhm, der Dich erwartet, nicht
 hinunter in die Gefahren, die Deinen Weg
 begleiten.

Leosthenes. Eleora — ich bleibe!

Eleora. Nein, das darf nicht seyn. Mein
 Eigennuß soll Dich nicht für eine Handvoll
 Blumen des gewissen Siegeskranzes berauben.
 — Wie ist meine Seele getheilt! Ich kann
 Dich meiner Liebe nie würdiger finden; daß

die dir Welt dem Würdigsten in Dir erkenne,
 daß ich Dich blüthicken, um die ernste Göttin
 des Krieges zu hohlen. Ach, wenn sie Dich mit
 seinen Augen sieht, sie giebt Dich nie in mei-
 ne Arme zurück.

Prokhenos. O Eleora, jene Gefahren
 sind wenig zu befürchten. Wenn Du meine
 Sorgen nicht achtest, dann bin ich wirklich ver-
 loren, und die Feinde, die mich verderben, sind
 hier in Syrakus — hier, um Dich, in Dir!

Eleora. Wie? —

Prokhenos. Ja, wo Du stehst, wo Du
 wandelst, in jeder Deiner Bewegungen zielen
 sie auf meine Ruhe.

Eleora. Prokhenos!

Prokhenos. Jede Deiner Schönheiten
 schwört sich wider mich. —

Eleora. Das ist sehr wunderbar! —

Prokhenos. Und sehr wahr, Eleora. El-
 la hat, wie die meinige, macht solche Wunder
 wahr. Du öffnest diese süßen Lippen, und tau-

send Begierden steigen in dem Hörer auf. Und diese Hand — was wäre nicht um diese zu wagen?

Eleora. Du zweifelst an meiner Treue?

Leosthenes. Sie ward noch nicht versucht. Ich selbst — ich wandte nie die seltenen Künste an, die jene wildbegehrnden Männer zu Meistern der Verführung machen. Redlichkeit und Wahrheit waren meine einzigen Fürsprecher bei Dir; ich näherte mich Dir mit eben der Ehrfurcht, wie den Altären der Götter.

Eleora. Und was in mir Dich lehrte, mich so zu lieben — wird eben das nicht immer mich vor Entweiheung schützen? Eitsamkeit erhält die zarte Blüthe der Rose, die, von unheiligen Händen betastet, Duft und Schönheit verliert.

Leosthenes. Aber Eleora, wenn ich nun fern bin; wenn andre Gegenstände das Andenken meiner Treue und meiner Liebe verdrängen; wenn diese glatten Buben, die ihre La-

Man klagen über leichtgläubige Mäde-
 chen, Dich wetteifernd umringen; wenn
 kein Vater, kein Bruder Deine Vernunft be-
 wacht; wenn Dein armer Freund die Böse-
 thaten nicht mehr von dieser heiligen Stätte
 konnte: wenn Deins Glanz selbst, mächtig an-
 gewandt: — ach! Eleora, und fielest Du da,
 und ich wäre Dein Richter, ich selbst würde
 Dich nicht verurtheilen können.

Eleora. (mit einer Pause.) — Du gehst,
 Leosthenes, gehst auf eine lange schreckliche
 Zeit von Deinem treuen Mädchen, und so will
 ich denn nicht klagen! Nein, ich will mit kei-
 nem Athem Dir Dein Mißtrauen vorwerfen,
 die ersten Bünde Dir zeigen, die Du mir das
 mit schlägst. Es ist nicht recht, Leosthenes!
 Aber wenn Du zurückkommst, und hörst, wel-
 che Krongen Dase ich mich unterwarf, um
 Deinem erzählischen Herzen Genüge zu
 thun; wenn das Volk Euch mit dem wunder-
 baren Ruf von dem Mädchen empfängt, das

sich lebendig begrub, um ihres Geliebten zu harren; wenn der Glanz meiner Leiden die spähenden Augen der Eifersucht mit Blindheit schlägt: — dann, Leosthenes, dann erwarte einen scharfen Verweis von meinem gerechten Unwillen. (Sie trennt einen Schleier von ihrem Gewand.)

Leosthenes. Was willst Du beginnen?

Eleora. Gehorche mir, oder von diesem Augenblick bist Du ein Fremder für mich! Thu, was ich von Dir verlange. — Allesbe-
schauende Sonne, du Zeugin meiner Unschuld! So verschleße ich meine Augen vor deinem wohlthätigen Licht, bis zur Rückkehr dieses argwöhnischen Mannes! Leosthenes, binde den Knoten fest! — Kein Wort! Thu, was ich bitte. — Wenn ich, ungewungen, diesen Knoten löse, bis die Hände, die ihn banden, ihn wieder berühren, so möge der Zorn der Götter mich treffen! Führe mich zu Deinen Lippen! — Diesen Kuß triffst Du zu Deinem Ems

Wieder an, wenn Du zurückkehrst —
 Noch bin ich nicht fertig. Diese Worte, schwach
 und kurz, sind die letzten, die über meine Lippen
 kommen! Bis dahin lebe wohl! Stumm trau-
 est Du harre ich Deiner in meiner Kammer,
 meinem Grabe, wenn Du ausbleibst. — Und
 ob ich lebe, oder sterbe ich, so wird meine Tugend
 über Deine Eifersucht gesiegt haben!

Das Heer ist nun ausgezogen, die Stadt
 wieder zurückgelassen. Pisander, ein
 vornehmer Thebaner, der aber unter dem Na-
 men Karullo, zugleich mit seiner Schwe-
 ster Klellia, unter dem Namen Timan-
 tes, in Archibemus Hause dient, hat zur
 Ausführung seiner geheimen Absichten seine
 Anhänger in Syrakus aufgewielet, und
 sie als Spitze der Rotte gestellt, die mit
 aller Hast umhergeht, als sich der Stadt
 zu bemächtigen und das zurückkommende Heer
 aus der Gegend auszuschließen.

Pisander. Timandra.

Pisander. Wie? denkst Du, daß ich gegen mich selbst arbeite? Fürchte nichts! ihr seyd sicher. Diese dickhäutigen Sklaven brauche ich nur als Werkzeuge für meine Absichten, die sie nicht durchschauen. Sie werden es nicht wagen, den Arm gegen Euch aufzuheben.

Timandra. Mit Deinem Willen freilich nicht. Aber der Geist des Aufruhrs ist nicht so leicht eingeschlafert, als geweckt, und schon oft wurde er seinem Beschwörer selbst gefährlich.

Pisander. Wohl, bei raschen Unternehmungen. Aber ich habe lange und ernsthaft über diese Menschen nachgedacht, bin mit reifer Vorsicht bei ihnen zu Werke gegangen, und weiß mich über ihren Willen und über ihre Leidenschaften mehr Meister, als über meine eignen. Für den Muthwillen, den sie in der Stadt treiben, kann ich gerechte Gründe anführen, und ich baue dadurch größeren Ver-

— Ich bin entschlossen,
 und ich mag ruhig schlafen. Bleibt Eleora
 ruhig bei ihrem raschen Gelübde?

— **Eleora.** Ueber allem Glauben. Ich
 sehe es sichtlich, und halte es für ein Wahr-
 heit. Und ihren Zeichen errathe ich ihre Ver-
 fuge, und befolge sie schweigend. So ihre
 Hand ausheben — das ist ihre ganze
 Befehl. Die Speisen, die ich ihr reiche, be-
 stehen aus wenig und wenige Stunden ruht sie.
 — **Eleora.** Ich fühle ich sie auf diesen
 Gang, da wandelt sie eine kurze Zeit umher,
 dann wird das Pfand des Opfers ihr
 gegeben, und kehre zurück in ihren Kerker.

— **Eleora.** Führe sie ihr daher, unter-
 weise sie von dem Ansehn der Sklaven, mit
 dem sie die Straßen hanteln mach' ihr ein Bild von
 dem Leben, die sie in der Stadt begehen,
 und weis nicht, ihr zu sagen, daß ich, Was
 ich bin, und aus unbändiger
 Liebe für die Tochter meines Herrn die

Skaven aufgewiegelt habe, um meine freche Lust zu stillen.

Timandra. Pünktlich werde ich Deinen Auftrag besorgen.

Cleora. Timandra. Getümmel draußen.

Timandra. Sie sind an unsern Thoren. — Odetter! wir können nicht mehr entfliehen; keine schmeichelnde Hoffnung ist uns übrig; kein Wunder geschieht, uns von den Ungerheuern zu retten. — Steht es Odetter, und sie liefern die Unschuld selbst in die Gewalt der Räuber? Skaven suchen sie aus, um ihr eigenes Meisterstück zu zerstören, so schändlich zu zerstören! Und er, er, der sein Leben zur Wache über deine Ehre setzen sollte — er, Marullo, der Verfluchte, dessen Dienste wohl manchmal dein himmlisches Lächeln belohnte —

Cleora (fährt auf.)

Alexandra. Ja, Raune, edle Eleora. Er
 ist der große Hauptmann dieser Unmens-
 chen, die jede That begangen — er war
 schon nach Deiner Schönheit, und hat die
 Sklaven aufgewiegt, vor deren Fesseln nun
 die Freiheit zu schandert. — Er giebt ihnen
 jede Tugend Preis, außer Einer; — die zu
 haben befehlt sich der Held selbst vor! —
 Ringe Deine unschuldigen Hände nicht, es ist
 vergeblich, gebrauche die Mittel, die noch Dich
 retten können. Tadellos bleibst Du Dein Ge-
 fährde in diesem Zwang. Enthülle Dein Antlitz;
 die Kräfte der Schönheit schlage seine fren-
 ge Leidenschaft nieder! — Oder sprich, laß Dich
 bis zu Bitten herab! Noch trägt er das An-
 sehen eines Menschen; kein Herz kann so hart
 sein. Deinen stehenden Worten zu widerste-
 hen, sein Auge so eifern, Deine Thränen nicht
 zu fühlen. — Du schwelgst? Du entschließt
 Dich nicht? So kann ich Kerkern nur um
 Dich weinen. Hier ist er selbst!

Platan

Pisander (an der Thüre.) Wer sich einem Schritte weiter wagt, fällt in mein Schwert. Ihr seyd Eures Weges gegangen; stört den meinigen nicht.

Elmendra (steht zu ihm tretend.) Sprich sanft; sonst tödtet sie der Schrecken.

Pisander. Nun, Liebe, begeistre mich! — Noch immer soll also neidische Nacht die Sonne meines Trostes verdunkeln? Noch immer soll ich verschmachten nach dem Anblick dieser Reize? — Aber Deine Ohren sind offen, und Du brichst kein Gelübde, wenn Du sie der Geschichte eines Unglücklichen leihest, den Liebe, nicht Glück, zu Deinem Sklaven machte. —

Eleora (zittern beftig.)

Pisander. Zittere nicht, bestes der Welber! Denn ich schwöre Dir, keinen Gebrauch von meiner Gewalt zu machen, selbst den nicht, Dir meine Leiden zu schildern, bis Du mir

nicht durch ein holdes Zeichen bewiesest, daß
Du sie hören willst.

Timandra. Bist Du es, so hebe Deine
rechte Hand auf.

Cleora. (Hebt die rechte Hand in die Höhe.)

Pisander. Demüthig laß mich den in-
nigsten Dank meines Herzens zu Deinen Fü-
ßen drücken! — Ich sage Dir nicht, wer ich bin,
nicht welchen Stand, welche Bahn ich verließ,
um Dein Glück zu werden. Ich kannte den
mächtigen Leontineus — denn wahrlich, der
mußte mächtig seyn, für dessen Liebe Du so viel
verlorest — ich kannte ihn als meinen Neben-
buhler. Eifersüchtige Wuth trieb mich oft an,
ihn zu durchbohren; — aber die Liebe sagte mir,
Cleora würde weinen um den Mann, den ich
losete, und selbst in ihm ehrte ich Dich.

Timandra. Sieh, sie neigt ihr Haupt
zum Zeichen ihres Danks.

Pisander. Schrecklicher wurde noch sein
Einfluß durch seine Entfernung; sie beraubte

mich meiner einzigen Freude, deines Anblicks. —
 Ich trug es nicht länger. Verzweiflung bemäch-
 tigte sich meiner, und gebar den Entschluß,
 um Dich das Aeußerste zu wagen. Es ist ge-
 schehen! Und ihr, ihr da meine empörte Lei-
 denschaft meiner Trägheit spottet, ihr da es in
 meiner Gewalt steht, in meinen Armen —

Eleora (fährt zusammen.)

Pisander. Nicht also, schönstes Mäd-
 chen! In meiner Liebe selbst bist Du unver-
 leßlich wie die Götter. Nur so viel laß mich
 in meiner eignen theuren Sache sprechen, nur
 das erwäge in Deinem schönen Herzen: ich habe
 treu geliebt, und nichts damit um Dich ver-
 blent; und nun ist Dein Glück mir so viel theu-
 rer, als alle Seligkeit, die eine schmeichelnde
 Hoffnung mir vorspiegeln könnte, daß ich um
 Deinetwillen mich der Verzweiflung freiwillig
 in die Arme werfe. Diese Gelegenheit, ich
 weiß es, wird nie widerkehren; und vergiß
 nicht, daß ich dann mich selbst verderbe, um

Dich zu retten. Die Folter und der Tod erwarteten mich, sobald der Krieg geendet — Doch was mehr das? Daß ich selbst Dir entsage, um Dich unversehrt und rein meinem Nebenbuhler zu überliefern — o Eleora, das ist ein schweres, abermenschliches Opfer! Und nun — was habe ich nicht zu sagen — steigt es bis zu Dir auf, dies blutige Opfer, so sende, göttliches Mädchen, sende ein Zeichen herab, daß Du es nicht verachtet.

Eleora (kniert, umschloß ihre Hand, und reichte sie hin.)

Timandra. Sie kniet, und betet zu den Göttern um Belohnung Deiner Tugend. Ich senke Dank, und ihre Freundschaft reicht sie Dir in dieser Hand dar.

Pisander. Ich bin bezahlt für alle meine Leiden. — Nun, edle Jungfrau, lehre zuhause, in Deinen freiwilligen Kerker. Meine Liebe und meine Pflicht wachen über Deine Ehre. —

Eleora (neigt sich tief, indem sie an ihm vorüber abgeht.)

Pisander. Und glaube nicht, Deinen Leosthenes zu berauben, wenn Du mit einem Seufzer um mich meine Dienste belohnst!

Während daß die Sklaven an ihren harten und unwürdigen Herren ihr Mäthchen fühlen, und Unarten begehen, in deren Darstellung Massinger, nach alter Art und Kunst, sich unanständig genug ausbreitet, nähert sich das siegreich zurückkehrende Heer der Syrakusaner.

Pisander, Timandra.

Pisander. Wohl scheint sie also?

Timandra. Ja; und so oft ich von Dir spreche, leiht sie meinen Reden das aufmerksamste Ohr. Wie lange ich mich auch bei dem Gegenstande aufhalte, bei Deinen Leiden, Deiner heldenmüthigen Entsagung, der Größe, mit welcher Du das Heer der Auf-

...führst und bändigst: sie wird nicht mü-
de zu hören.

Pisander. Meine Wünsche gehen in
Erfüllung. Hast Du ihr die Niederlage der
Karthaginienser gemeldet, und mit welchem
Rufum gekrönt Leosthenes wiederkehrt?

Timandra. Ja.

Pisander. Und wie nahm sie es auf?

Timandra. Mit Freude, schien es;
aber stolz oder stolz über sein Glück, fand
sie nicht. — Und wenn ich hierauf von
dem gewissen Verderben spreche, das bei der
Abreise des Heers Deiner wartet, wenn
ich ihr sage, daß Du noch ihr dem Marterto-
de, wie dem Lohn der reinsten Liebe, entgegen-
stehst, noch ihr ihre erhaltene Ehre, und den
Glanz über Deine Leidenschaft mit Deinem Le-
ben nicht zu theuer erkaufte hältst —

Pisander. Nun? bezeugt sie Mitleid
den? Neue gar?

Timandra. Jeder Ausdruck des Kummers, den ihr Gelübde zuläßt, entföhrt ihrem gequälten Herzen. Als ich dies zuerst erwähnte, verbarg sie schluchzend ihr Haupt, hob dann die Hände zum Himmel, und schien in ihren Seufzern die Ungerechtigkeit der Götter anzuklagen.

Pisander. Es ist genug. Versäume keine Gelegenheit, auf sie zu wirken.

Das Heer ist da; die Sklaven sperren die Thore, und Pisander glaubt auf ihren Muth rechnen zu dürfen. Mit Würde und Stolz redet er von den Wällen die erstaunten Sieger an, die hier mit offener Gewalt nichts ausrichten können. Aber kluge Köpfe unter ihnen ersinnen eine List, die ihnen über alle Erwartung gelingt. Sie stellen sich, als ob sie mit gewöhnlichen Waffen gegen die Sklaven Sturm laufen wollten, und da die Heinde einander im Angesichte sind, ziehen die ge-

den Herren ihre — Peitschen hervor.
Bei diesem wohlbekannten Anblick verlieren
die Sklaven alle Fassung, lassen ihre Waffen
fallen, und laufen davon. Damit hat nun
ihre Reglerung nachtheiliger Weise ein Ende.

Pisander. Timandra.

Pisander. Ich weiß, daß ich verfolgt
werde, und wenn ich es könnte, ich möchte
nicht stehen. — Die Niederträchtigkeit dieser
Menschen hat mich vom Gipfel meiner Hoff-
nungen in den Abgrund der Verzweiflung ge-
rührt. Wären sie gestanden, ich hätte Cleo-
pa's freie Einwilligung mit der Sicherheit ih-
res Vaters und ihres Bruders erkaufte; und
Leontineus — Du weißt es, Timandra —
würde zu unsern Füßen seine Verzeihung und
sein Glück ersiehet haben.

Timandra. Denke nicht mehr, was
binnen geschehen wäre; beschließe schnell, was
Du thun willst.

Dilsander. Unser ganzes Glück steht auf dem Spiele, und ich muß den letzten Wurf wagen. Führe mich ungesehen in Eleoras Nähe; denn, wenn es möglich wäre, möchte ich vor ihren Augen ergriffen werden. Frage mich nicht mehr um die Ursache, sondern hilf mir — und Dir selbst!

Gemartert von den schrecklichsten Abhandlungen erscheint Prothesenes. Er kennt die Abscheulichkeiten, welche die losgelassenen Sklaven überall verübt haben, und fürchtet, daß seine Eleora das entsetzlichste Schicksal betroffen hat. Timandra beantwortet seine Zweifel, wie sie es der Wahrheit und Eleoras Ehre schuldig ist, mit ruhiger und einfacher Würde, aber mit gutem Vorbedacht nicht unter allen den Vortheurungen, die sein ungestümes Argwohn zu fordern scheint. Sie bringt ihm endlich Eleora selbst.

Teosthenes. Ha! (Er niemet vor ihr nieder.)

Elmendra. Ja wahrlich, sie verdiente vor ihm Danks! Heilig hat sie ihr Gelübde gehalten, jeder Gefahr zum Trost, selbst damals, als wilde Begierde sie bedrohte, als ein Blick, ein Wort sie retten konnte. —

Teosthenes. Konnte? O Elmendra, laß mich nicht einen Schatten von Trost, um so grausam mir ihn wieder zu entrißken! Wie soll ich mich rächen? Sprich, o sprich geschwind! Denn dieses Minutliche Aufschub ist eine Ewigkeit von Warten!

Elmendra. Sprich sie ihres Eides los, und bleib es dann von ihr selbst.

Teosthenes (Wenn Salome todtbindend.) O mein Dienst! Ich sehe Dich wieder, diese Augen, diese Lippen wieder! — Ich Unwürdiger! Wo kann man sie gefangen! — Eleora, mit welcher Reue kann ich es büßen? — Ach! und Deine Stimme werde ich wieder hören, ihre

ersten Edne wieder! — Eleora, werden sie Vergebung seyn?

Eleora. Ich vergebe Dir — und hier hast Du den Kuß wieder — bei dem heiligen Namen der Tugend schwöre ichs — den ich bei unserm Abschied von Dir borgte.

Leosthenes. Schone, schöne meiner, Eleora! — laß mich Athem schöpfen! Wie von einem langwierigen Fieber entkräftet, erwache ich, und trüge die Stärkung nicht auf einmal, die mir der wohlthätige Arzt nur nach und nach reichen darf. Sage mir — nenne mir den Mann, dem ich Deine Erhaltung verdanke. Mit dem Scepter der Welt in meiner Hand würde ich noch als Bettler gegen ihn stehen. Ist er arm — o, gern theile ich mein Vermögen mit ihm! Ist er ein Edler, so soll es mein stetes Bestreben werden, ihm mit dankbarer Pflicht zu dienen. Ist er mehr als ich — o, dann will ich ihm Altäre bauen, und ihn anbeten wie einen Gott!

Eleora. Wenn Edelmuth und Entſagung, im Tugend erſte, jemals großen Seelen zu Dienſten, die himmliſchen Wohnungen zu erſteigen, ſo kann der Retter meiner Ehre auch helfen, indem den Göttern zu thronen. —

Leosthenes. Nun?

Eleora. Oder wenn jemals die Unſterblichen ſich herabließen, in menſchlicher Geſtalt hienieden zu erſcheinen, und die dürre Wortlehre der Tugend im reinen Urlichte des Himmels darzuſtrahlen — ſo glaube ich, er iſt mehr als ein Menſch.

Leosthenes. Was Du beſchreibſt, iſt ein wahres Wunder.

Eleora. Doch nicht, Leosthenes; denn nicht erſt, dieſer Mann — liebte!

Leosthenes. Doch Dich nicht, Eleora?

Eleora. Mich ſelbſt. Ja, Leosthenes, er liebte mich, und liebte mich ſo rein, war ſo beſorgt, mir zu mißfallen, daß er noch mit

keinem Blick, mit keinem Wort gewagt hatte, mir seine Leidenschaft zu offenbaren. —

Leosthenes. Das ist ja viel — sehr viel!

Eleora. Dich, Leosthenes, Dich seinen Nebenbuhler haßte er vor allen Männern, und weil ich Dich liebte, hat er zu seinem eignen Unglück Dir gedient.

Leosthenes. Aber genannt — genannt hast Du mir ihn noch nicht, den wunderbar seltenen Mann.

Eleora. Es ist Marullo, meines Vaters Sklav.

Leosthenes. Hahaha!

Eleora. Du lachst?

Leosthenes. Den kreißenden Verg Dehnes Lobes von einem Mäuslein entbunden zu sehen.

Eleora (zart und sanft.) Der Mann hat in keiner Rücksicht diese Verachtung um Dich verdient, Leosthenes.

Trosthenees. Zur Tugend rechnest Du mir an, was seine Pflicht war?

Eleora. Ja, und schätze es so hoch, als die Ehre, die Du von Deinen Vorfahren überkamt, so hoch als den Ruhm, den Du selbst in diesem Feldzug erwarbst; denn ich würde Dir sagen, daß Deine Thaten meiner Erwartung, und meinem Wunsch entsprochen haben, wenn Du mich nicht besorgt machtest, Dein Leben, als diesem Gutsatz zu vermehren.

Trosthenees. Wie, Eleora? Und Du kannst zugeben, daß ein Sklav es wagte Dich zu tödlen?

Eleora. Die unsterblichen Götter selbst verachten die niedrigsten Knechte nicht, wenn diese Macht sie errichtet, und die kleine Gabe von uralten Armen mag sie oft mehr verschaffen, als ganze Hekatomben, die man mit theuren Geprügelthaten zu Ehren bluten läßt.

Trosthenees. Du scheinst empfindlich.

Eleora. Eifrig, ja, das läugne ich nicht, in der Vertheidigung der Tugend. Euler Leosthenes, ich habe zwar eine unerhörte Probe für Dich ausgehalten; aber um so weniger halte ich mich für so unbeschränkt an Deinen Dienst verkauft, daß ich aufhören müßte, die Tugend zu lieben, wo ich sie finde. Willst Du ihn schon meinen Geist in diese Knechtschaft bannen, wie hart würde Deine Tyrannei seyn, wenn Du die Hand besäße, um welche Du erst wirbst!

Leosthenes. Einen Kuß — und ich schweige.

Eleora. Du hast ihn — und vergiß nicht, daß es eine Gunst ist, um die Marullo nicht zu bitten wagte, zu einer Zeit nicht wagte, da ich in seiner Gewalt war. Nein! Als ganz Syrakus vom Strom frecher Begierden überschwemmt war, als ich, von Göttern und Menschen verlassen, von ihm allein abhing: da drang er nicht in mich, auch nur einen

oder ein Bart ihm zu schenken; da ehrt
 er den Eid, den ich für Dich geschworen
 habe. Er begnügt sich, mir seine Leiden zu
 erzählen, und küßt meine Hand, die ich ihm
 nicht versagen wollte. Dann schützte er mich
 vor fremder Gewalt, und betrat selbst meine
 Schwelle nicht nieder.

Leosthenes. Ich bitte Dich, Eleora, en-
 de das Währchen gefällt mir nicht.

Eleora. Sollte Dich, Leosthenes, vor Zweis-
 fel und Betrug? — Denn wisse, daß es für
 die Unschuld keinen so empfindenden Schimpf
 gibt, als Argwohn. Ich liebe Marullo's Zu-
 versicht nicht ihn; das sey Dir genug. Und hier
 gelte ich Dir, wenn ich Gewalt über Dich
 habe, Dich zwischen ihn und jede Strafe zu
 stellen, und seine Tugend zur Fürsprecherin seiner
 Unschuld zu machen. Wenn du — Doch
 ich will nicht mehr drohen wollte ich Dir nicht

Durch die einstimmige Aussage der Auf-
rührer fällt der größte Theil ihrer Schuld auf
Marullo, und alles wird aufgeboten, um sei-
ner habhaft zu werden. In Archidamus Hau-
se findet man ihn endlich, und zwar auf sein
eignes Anstiften, durch Timandra's Hülfe, in
Eleora's Gemach verborgen.

Wache, Timandra, Timagoras, (Eleo-
ra's Bruder) Leosthenes, darauf
Pisander.

Timandra (sich der Wache vor Eleora's Thüre
zum Schein entgegen stellend) Dies Gemach ist der
jungfräulichen Eleora. Werdet Ihr die Kühn-
heit haben, hier einzudringen? Hier findet
Ihr keinen Marullo.

Timagoras. Um so unbesorgter laß sie
selbst suchen. —

(Die Wache tritt mit Pisander wieder heraus.)

Timagoras. Nichtswürdige Schwester!
 wo Hier also war er?

Alceste. Verborgen im innersten Gemach.

Timagoras. Ist das des Duben heiliger
 Befehl?

Alceste. Stiller! mein Argwohn!

Timagoras. Ha! wenn Dein unedles
 Blut mein Schwert nicht besudelte, Du wärdest
 —

Alceste. Wen Schicksal oder Unglück
 verdammt, ist weniger Sklav,
 als wer die weheloße Unschuld höhnt.

Timagoras. Hund, Du sprichst noch?

Alceste. Hunde schnappen nach dem
 schwebenden Thron, dessen Glücke sie schreckten,
 als er fest war.

Timagoras. Wie ein wildes Thier
 locke ihn vor Euch her!

Alceste. O, göttliche Eleora!

Leosthenes. Den Namen erschreißt Du
 dich zu nennen?

Pisander. Ich liebe sie, und habe sie verdient.

Timagoras. Versloß ihm den Mund, werst ihn in Eisen! (Wache ab mit Pisander.)

Noch nicht unterrichtet von diesem Vorfalle, und ihrem geraden, einfachen Gange getreu, vertraut Eleora ihrem gütigen Vater ihre Besorgnisse über Leosthenes argwöhnische Launen an, und bittet ihn mit edler, unbefangener Offenheit, sein Ansehen für den unglücklichen Marullo zu verwenden. Archidamus behandelt sie, wie eine solche Tochter es verdient. Indem sie hierauf mit ihrem eigenen Herzen über die widersprechenden Gefühle, die es theilen, zu Rathe geht, stürzt Timandra herein.

Eleora. Was hast Du? Warum diese Thränen?

Timandra. O, meine theure Geleiterin!—

Eleora. Sprich, was ist es?

Timandra. Ich sey er auch ein Sklav, er bleibt ja doch ein Mensch! Den Tod mag er

haben, aber nicht diese Grausamkeiten,
daß die Gerechtigkeit sein Urtheil gesprochen hat.

Eleora. Marullo! wo ist er?

Timandra. In den Kerker haben sie ihn
geschleppt. Mit Schlägen, Stoßen, und unter
schändlichem Hohn führten sie ihn durch die
Gassen, seine Hände hinter seinen Rücken ge-
bunden, mit eisernen Ketten beladen. — Mit
der Geduld eines Heiligen, und dem Stolz ei-
nes Königs, schien er es zu tragen —

Eleora. Götter! — Auf wessen Gebot
geschah es?

Timandra. Auf Delnes Bruders, wie
ich schon; denn er begleitete den Zug. — Und
dem würdigen Prokhenos steht es übel an, daß
er das zuließ. Deinen Namen wenigstens muß
er ehren, den der arme Gequälte laut anruft.

Eleora. Bei Diana! es ist nichtswürdig
von Delnos, und ihnen selbst will ich es sagen,
daß sie mich beleidigt haben.

Timandra. Wohin?

in dem 60. Act. 10

Eleora. — Zu ihm, ihn trösten.

Timandra. Ach, es wird die eifersüchtige
Gluth schüren, die nur zu heil schon in Leosthe-
nes brennt.

Eleora. Möge sie ihn verzehren! Ich
bin meine eigne Geleiterin. — Wo Grausamkeit
herrscht, kann weder Liebe noch Ehre wohnen.
(Ab.)

Eleora, Kerkermeister, Pisander.

Eleora (zum Kerkermeister.) Hier ist Dein
Lohn. — Aber binde seine Hände los.

Kerkermeister. Das darf ich nicht, ed-
le Jungfrau.

Eleora. Nimm hier mehr Gold. — Geh!
Keinen Dank!

Pisander. Mein guter Dämon wählte
diese Gestalt, um mir Trost und Stärkung zu
bringen. — Im ganzen Himmelreiche konnte er
keine schönere finden. (Er schreiet vor ihr nieder.)

Eleora. Steh auf! Ich bin nur ein
Mädchen, aber ein weiches Mädchen, und ich
kann Dir ja sagen, daß ich Dein Unglück
bedauere.

Diskander. O, so segne ich meine Fes-
seln, und danke dem Schicksal, das mich in
diesen Kerker warf, um ihn durch Deine Ge-
genwart zum Heiligthum umzuwandeln! Dein
Mitleiden erhebt mich über die Sterblichkeit,
und das Unmögliche hat seine Kraft an mir ver-
loren.

Eleora. Diskander!

Eleora. Waffne Dich mit Deiner Zu-
versicht, wenn ich mit diesen armen Thränen als
ein Dir nicht helfen kann.

Diskander. Weinst Du um mich? O,
laß den köstlichen Balsam, der eine Welt
von Schmerzen von der Wunde des Himmels
abwäscht! Ich leide gerecht, da ich ein
wenig Augenblick gegen Dich, heiliges Mädchen,
Gewalt im Sinne hatte.

Eleora. Dein freies Geständniß sichert
Dir meine Verzeihung.

(Im Hintergrunde erscheinen Leosthenes und Timagoras,
denen Timandra den raschen Entschluß ihrer
Gebieterin hinterbracht hat.)

Leosthenes. Ha! was seh' ich?

Timagoras. Ich bin vom Donner gerührt. — Laß uns hören, was sie sprechen.

Pisander. Könnte ich iht sterben, und diese schuldlosen Hände schlössen so meine Augen; es wäre nicht Tod, ein himmlischer Traum wär' es, durch welchen ich ohne Charons Hilfe hinüber unter die Schatten Elysiums ginge.

Eleora. O möchte ich lebend Dich noch glücklich machen!

Leosthenes. Brauchst Du noch mehr zu hören?

Eleora. Bei diesem Kuß, ich wende jedes Mittel an, Dich zu retten. — Und ist es mir gelungen, so laß' es diese jungfräuliche Günst Dir sagen, ob Verzweiflung das Loos Deiner Liebe seyn wird.

Elisabeth. (Jammertend.) Wenn er mit
dem Könige vermählt wird, dann segne der
Herr Euch bald!

Leokadia. Halt ein, Unglückliche!
Dein Knecht hemme noch den raschen Lauf
Deiner Thorheit!

Elisabeth. Den Welt stelle ich meine Sa-
che anheim; sie richte zwischen mir und Euch!
Was ich für diesen Mann that, wird meine
Schuld nicht sein. Sein Werth, von selb-
st, der Schuldnerin offenbart, wird in
seiner Kassein Euren Uebermuth beschämen.
Es war meine blasse Tugend, die seinige
zu belohnen. —

Leokadia. Dies ist sein rechter Lohn!
(Sie von Elisabeth durchstoßen; Diese stürzt sich zwischen
Elisabeth und dem König.)

Elisabeth. Mörder! Hilfe! — durch die-
se Pforte geht der Weg zu ihm.

Leokadia. (Zurückgeblieben.)

Archidamus (mit Gefolge und Wache.) Die
Vorigen.

Archidamus. Gegen wen zieht mein
Sohn sein Schwert? Bist Du ein Richter,
Timagoras? Oder drängst Du Dich ehege-
sig nach dem Amte des Henkers? — Und
Du, kühner Jüngling, laß meine Tochter los!

Leosthenes. Sie ist der Preis meiner
Tapferkeit.

Archidamus. Wenn sie es seyn will.
Vor dem Gerichte magst Du Deine Ansprü-
che verfechten; — bis dahin bleibt Ihr in
Verhaft.

Timagoras. Du wirst mich hören,
Herr?

Archidamus. Auch Du wirst vor Ge-
richt zu sprechen haben. — Timoleon wird
euch hören und richten.

Timoleon (nimmt das Wort): Archibamus, Leosthenes, Timagoras, Philander, Cleora, Timandra
(Und gegenwärtig.)

Timoleon. Tritt her, Leosthenes! So wie Du jüngst den Feinden entgegen gingst, so rüste Dich zum Kampfe, den Du heute mit Worten zu bestehen hast! — Und Du, wie ich Dich auch das Glück herabgesetzt hat, so mach' auch Mir Dein Recht; die Tugend wird hier den Ausschlag geben.

Philander. Ich will lieber von einem unparteiischen Richter verdammt, als von einem besessenen losgesprochen werden.

Archibamus. Bemerkst Du seine Sprache, Timoleon? Sie zeigt eine edlere Erziehung an, als sein jetziger Stand mutmaßen läßt.

Timoleon. Wirklich, ich finde es so. — Du, schöne Jungfrau, stelle Dich in ihre Mitte

te, daß der Preis, für welchen sie kämpfen, sie mit Hermes Beredsamkeit begeistere.

Leosthenes. Bin ich so tief gesunken? Hat meine Geburt, mein Ruhm, und, was mir das Theuerste ist, meine Liebe, so wenig Werth behalten, daß man mir einen Gegner stellt, dessen Niederlage durch den Namen seines Ueberwinders zum Triumph werden wird? Hat eitler Stolz, oder übermüthiger Troß auf mein Verdienst mir diese Schmach zugezogen, so ist ihr Raß schon voll, seitdem ich hier stehe. Wenn aber künftige Thaten meinen Geist mehr beschäftigen, als schon erworbener Ruhm, so werde diese Stunde, die Schande dieses Streits, auf ewig vergessen! — Das für meinen gerechten Unwillen! Aber ich stehe hier, und Dich, undankbare Schöne, darf ich ohne Erniedrigung erinnern, was ich um Dich verdient habe.

Eleora. Verachtung für diese stolze Ruhmredigkeit.

Des Hymen. Mancher beschuldigte schon
 dein Geschlecht; daß es aus Leidenschaft zu
 Leidenschaft sey; hätte Dich, Eleora, es in
 die auf immer beständigen zu lassen, und das
 Glück Deiner Ehre der Hefigkeit Deines
 Willens Preis zu geben! — Ist meine edle Ges-
 talt nicht in Deinen Augen? wähnst Du,
 daß eigener Ruhm werde Dich schänden? Oder
 daß in mir das Geschlecht so vieler Helden sich
 verliere? Auch mein Selbst oder meine Gestalt
 verliere ich durch den Verrath aus? — Ich
 will nicht glauben, daß dieser hier durch uns-
 terhaltliche Sätze, mit welcher Du ihn etwa
 zu unterhalten suchst, oder andre Sklavendienste
 zu leisten suchst, Dein Auge lüstern gemacht
 habe.

Eleora. (Wein Water).

(Dann) Kein solches Wort mehr,
 junger Mann, oder ich reiße die Jungfrau aus
 dem Saute, und fahre Dich in die Schran-
 ken! —

Leosthenes. Nein, o nein! Ich wollte nichts, als Deinem reinen Herzen die Folgen Deines Eigensinnes zu fühlen geben. Mit aller Inbrunst eines treu Liebenden beschwöre ich Dich, Deine unbefleckte jungfräuliche Ehren Verfolgungen des Neides und der Lästung zu entziehen, die Deiner warten, wenn Du so mir lohnst.

Timagoras. Sie schwelgt und bleibt unbeweglich. — Ha! die Nichtswürdige lausche auf die schöngeachtete Rede ihres Sklaven —

Archidamus. Bei meinem Zorn geblete ich Dir zu schwelgen!

Timoleon (zu Pisander.) Sprich frei.

Pisander. Ich hebe ohne Furcht an, da Timoleon mich auffodert. Meine einfachen Worte werdet Ihr ja dieser Kleidung und meinem Stande angemessen finden. Unbegünstigt von dem Glück, darf ich nur mit meinem Herzen auftreten, keine Reihe von Vorfahren aus dem Grabe rufen, um die Neigung eines Mä-

zu sehn, das es wagt, ihren Nachkom-
men als einen schwachen sterblichen Menschen,
nicht als einen Halbgott, anzusehn. Ich lieb-
te ihn sehr, und war glücklich für meine Ele-
na zu sehn. — das ist mein ganzes Verdienst.
Ich übermüßte mit niedrigen Zweifeln blieb
meine Liebe rein, wie ihr Gegenstand; und
denn mag ich es diesem übermüthigen Manne
nicht verrücken, daß ich niemals mit eifersüch-
tiger Angst die Tugend kränkte, nie durch
den Mißbrauch das Meisterstück der
Natur entweihte. — Von diesem Frevel spre-
che ich er sich frei!

Timagoras. Frecher Dube!

Alexander. Und so ist er denn, umgür-
tet mit dem Stolz seines Reichthums, seines
Muths, seines Ruhms, unwürdiger selbst als
ich, um Elena zu werden.

Timagoras. Du idgst.

Alexander. Ja!

Timagoras. Mit der Felsche wider,
legt ihn, und strafe ihn dann mit dem Strick!

Pisander. Ihr Götter! Mein Herz
schwilt auf von Wuth, und bräche diese Brust
durch, wenn sie von Erz gebauet wäre! — Er
wirft seine Bekleidung von sich.) So zerstreue denn
der Zorn diese Wolken, hinter welchen ich zu
lange mich verbarg! Wisset nun, Elende, wen
Ihr beleidigt habt, und zittert vor der Rache,
die Ihr auf Eure Häupter jagt!

Leosthenes. Ha, Pisander!

Timagoras. Der kühne Thebaner!

Pisander. Ich bin wieder ich selbst. —
Timagoras, Du bist Eleoras Bruder; ich habe
Dir nichts mehr zu sagen! — Auf Dich, Leo-
sthenes, wälze ich hier die Lüge zurück, deren
Du mich ziehest. Du bist ein meinelidiger
Mann, falsch und treulos, und hast dieser
Jungfrau Deine Liebe geschworen, Deine Hand
angeboten, als beides nicht mehr Dein war.
(Er faßt Timandra bei der Hand.) Betrachte dies

Stehet! laßt sie Dir gekleidet in ihre vater-
ländische Griechische Tracht! — Erkennst Du
nicht?

Protheneas. Statilia! — Ha! meine
Schuld riß mich zu Boden!

Protheneas. Sie ist es, meine Schwester,
die Dich behet, als Du im Spartanischen Krie-
ge mein Gefangener geworden warst; die sich
selbst und die Freiheit Dir schenkte. — Du weißt,
wie Du ihr dankst.

Protheneas. Nicht weiter, Bruder! —
Schon der Name, die ich in seinen Blicken lese.

Protheneas. Ich zog hieher, Dir nach,
um sie zu sehen; ich sah dies schöne Mädchen,
aus dem Muth Du zu streben wagtest, und
nach foltest nicht mehr allein mein Herz. Ich
hab um sie werben; aber Archidamus versagte
mir die Hand, die sie treu und redlich Dir
schuldig zu seyn glaubte. — Da entwarfen Lie-
be und Verräthigkeit das künstliche Gewebe
unserer Noth.

Unsre Leserinnen werden nunmehr den glücklichen Ausgang aller dieser Verwirrung für gesehen annehmen, und wir dürfen es ihnen überlassen, die Paare, die zusammen gehören, mit einander zu verbinden. Uebrigens hätten wir noch mehr Blumen aus diesem fremden Garten in Bereitschaft, wenn der kleine Strauß, den wir hier daraus pflückten, sie einen Augenblick ergötzen konnte.

V.

Der Dichterberuf und Dichterwerth.

(1786).

Wolmar an T * *.

L. den 21. November 1786.

Es magst mich, Lieber, nach der jetzigen
Lage meiner Seele: ob ich noch schwärme,

daß das Ganze nicht Maßloses übersteigen könnte:
ich bin zu demselben, daß es das Werk einer jugendlichen
Einsamkeit ist. Doch wünsche ich mich nicht zu irren,
sondern zu dem noch jetzt einigen psychologischen Werk
zu kommen, welches für die desamantische Wärme des
Gedankens ist, wenn sie auch mitunter zu weitreich
zu sein pflegt, doch zuweilen etwas Eindringendes, was
man auch versuchen sollte, der reinen Welt

und was ich schwärme? Und wirklich schien es mir, als hätte Dir die sonderbare Revolution geahndet, die in mir vorgeht: so voll Beziehung waren mir gerade jetzt Deine Fragen. Also ja — ich schwärme; wenigstens wirst Du es so nennen. Auch gehe ich schon lange damit um, so viel abgerissene Fragmente meiner Seele aufzuzeichnen, als nöthig ist,

K 2

nunzt zu arben; und sie behauptet in der allgemeinen Geschichte des Lebens einen zu ansehnlichen Platz, um sich nicht über Eiteligkeit, oder über einen gewissen, mit dem reinen Wesen der Vernunft unverträglichen esprit de corps beschwerten zu dürfen, wenn sie sich zu sehr über die Nüchtern angelehrt findet. Der gute Wolmar, dessen Brief man jetzt lesen wird, war freilich auf dem Wege, ein Weichling, ein sehr mißgünstiger Mensch zu werden; wenn er aber das Talent bezieht, auf die Erleuchtungslichter des Schicksals zu blicken, und dabei die Kraft verliert, sie mehr in stiller Thätigkeit auf sich fortwirken zu lassen, als sie durch egoistische Empfinden unnatürlich auszu dehnen und zu entkräften, so hat jene Epoche in seinem Leben nicht verfließen.

Ich will mich mit der Deinigen besprechen.
 Aber, wenn ich alle werfe ich Deiner kalten Ver-
 nachlässigung den Handschuh hin. Laß sehen, was
 gegenwärtig gegen mein lebendiges Gefühl

Ich ohne, ist Deine erste Frage, mit
 welcher Du mir näher rückst. Ich muß aber
 etwas weit ausholen, um Dir hierauf den
 Vorbehalt zu geben — daß ich nichts, schlechter,
 als ich that. Du weißt, in welchen
 Umständen ich lebe, als ich hieher kam;
 das Einzige dabei war, daß ich diese Ideale
 des ersten Weiserbuchs meines männlichen
 Lebens habe. Ich mußte Dich und die
 wenigen Gefährten meiner Jugendjahre verlas-
 sen; die Zeit war gekommen, wo die Blüthen
 zu Früchten verwandeln: ich mußte den
 ersten Schritt thun, den zweiten zur Verwe-
 lung. — Der Frühling meines Lebens war vor-
 über. Ich wollte ihm wohl nach, aber ich er-
 sah die Thäler, und beredete mich, mein

Opfer wäre Wahl. Jene Existenz, bildete ich mir ein, war zu eingeschränkt, zu einfach gewesen; in mich und die Wenigen um mich her verschlossen, ohne äußerliche Verbindung mit der Welt, mit den Menschen, war mir meine Sphäre zu eng. Ich war glücklich gewesen, glücklich, wie ich es vielleicht nicht wieder werden kann; ich hatte bisher meine Freuden ohne Mühe aus mir selbst geschöpft — jetzt schämte ich mich dieses leicht erworbenen Glücks. Ein Engel mit flammendem Schwert verjagte mich aus meinem Paradies, und ich wollte nun mit dem Schweiß meines Angesichts die Lebensfreuden verdienen.

Meine Geringschätzung der bürgerlichen Verhältnisse, der Scenen wirklicher Welt, verwandelte sich in die ausgerechnetste Verehrung. Große Zirkel, Geschäftsleben — das stieg alles in meinen Augen; und ich liebte die Menschen so warm und so allgemein, daß ich anfing, meine Freunde weniger zu lieben.

Ich mußte mich freilich quälen,
 aber dieser Empfindungsart eine verkehrte
 Richtung zu geben; aber diese Bemühungen
 schätzten gerade meinem Stolz am mei-
 sten. Das gewöhnliche Verband, das ich den
 Schwestern des Pfanzbärte anlegte, schien mir
 ihren höchsten Triumph der Weisheit. Ein mit-
 gliedendes Glied der Menschengesellschaft zu
 seyn, um seine Brüder zu verdienen, was
 ihnen zu Gute kam, das leuchtete mir
 als der Zweck des Lebens ein, und ich
 bewunderte die ungeheure Komplikation der
 menschlichen Verhältnisse, die so viele tausend
 Wege zu Erreichung dieses Zweckes öffnen.
 Zunächst war es, mit der festen Urberzeu-
 gung, daß in dieser Menschenart, diesen
 Einrichtungen des Staats, die ich sonst nicht
 schätzte und zu keinem nicht gewünscht hatte,
 doch ein Gutes läge, wenn es auch das
 Kleinste wäre, welches ich sonst allein zu schät-
 zen gewohnt war. In den ersten Zeiten nöthig

ten die Spannung und der Reiz der Neuheit meinen Taumel. Zu matten, verwischten Zügen ließ mir meine schwärmerisch heitere Stimmung ein Kolorit voll Feuer und Leben; ich erblickte Grazie und Ebenmaß in den lächerlichsten Verzerrungen, welche jemals die Natur entstellt haben. Jede ernsthafteste Staatsperücke bedeckte einen Kopf voll Erfahrung und Weisheit; unter jedem Ordensbande schlug ein Herz, der Menschheit wichtig. Selbst die unbedeutendsten Kleinigkeiten, welche bloß durch ihren Unwerth dem Spott allenfalls entgehen können, suchte ich mit in mein Ideal zu verweben; und ich würde mich jetzt noch tief schämen, wenn ich Dir erzählen sollte, mit welchen armseligen Trugschlüssen ich die größten Armseligkeiten, die ich erblickte, zu beschönigen und mir selbst liebenswürdig zu machen suchte. Meine Begriffe von dem, was Welken heißt, waren einmal berichtigt, und zu der unermüdblichsten Nachsicht gestimmt:

Ich hab' den schalfen Geschwätze
 auch mit Aufmerksamkeit; weil auch ich
 ein Theil von dieser leichten Münze
 abgeben muß, in welcher die so genannte gu-
 te Gesellschaft ihre gegenseitigen Auszahlun-
 gen abwickeln übertrifft. Eine
 solche Münze ist bekannt: ja die ganze Welt für
 die bequemste, unentbehrlichste Erfindung; und
 ich hab' das feste Vertrauen zu diesen Men-
 schen, daß sie bei wichtigen Veranlassungen
 ihre Worte nicht herausdrücken.
 Veranlassungen erschienen; aber die
 eine Worte blieben — lauter Maravedis.

Die nun schon das traurige Ende
 ihres goldenen Tages? Wie ist es, als sähe
 ich die geistliche spöttische Lächeln auf Deiner
 Stirn, die Deine Luctanische Weisheit
 zu verachten geseht, die so schöne
 Gedanken und — in Dunst zerfahren.
 In das Blau mischt sich eine Thräne
 die falsche Täuschung, die so zelt

elig vorbeiging! Uebrigens erkenne ich jetzt selbst in den Unfällen, die mich zeither betrafen, eine Art von Strafgericht, wider welches ich nicht murren darf. Denn warum wagte sich auch meine Phantasie gerade an solche Gegenstände, die ihre Beleuchtung schlechterdings nicht vertragen? Wer hieß mich — kurz heraus! — Plattheiten idealisiren?

Bald genug fing ich an, mich wieder nach der besseren Nahrung zu sehnen, deren ich gewohnt war. Ich hatte mich zu lange nur gewunden, aus dem Schaum, der mir überall aufgetischt wurde, etwas Reelles heraus zu raisonniren. Mein Eifer ließ endlich nach: ich verzweifelte an dem Stein der Weisen; ich wollte nicht mehr an dem undankbaren Vlei arbeiten, sondern das kostbare Metall wieder aus den Händen der Natur empfangen. Hier aber erwartete mich eine schlimme Entdeckung, aus welcher mir viele trübe Stunden geflossen sind. Ich stellte mich zu meinen hiesigen

... , die Du kennst. Sie waren die als
 ... , kannten sie nicht mehr, und
 ... , ohne mich wie
 Meine ganze Empfänglichkeit
 In meinem Schlim war es bde, in
 ... , leben und verstorben. Bis in
 Jähel verfolgten mich die Ideen
 — verließ es mich der Himmel, daß ich das
 ... aus jenen großen Gesell:
 ... fort fuhrte das Papa:
 ... , daß ich nichts
 ... konnte. Voll Unmuth
 ... , die:
 ... länger zur Schau
 ... mich in mich selbst;
 ... nicht. Endlich weck:
 ... : einige meiner Lieblings:
 ... : eifrig auf; aber da wälzte
 ... in meinem Kopfe, und Licht
 ... , das wurde mir
 Ich setze mich an meinen Schreib:

zisch, sammelte kümmerlich die schlechtesten Splitter zusammen; aber ich konnte nicht mehr sicher an Einem Faden fortgehen: eh' er ausgedacht war, hatte sich der Gedanke schon in einen bunten Wirrwarr verloren.

Du, der Du mich ganz verstehst, Du wirst nicht lachen, wenn ich Dir sage, daß ich in ganzem Ernst unglücklich war, daß ich gebeugt, oder wenn Du willst, verschlechtert genug war, um das Ende meines Daseyns zu wünschen. Ich war mir meiner eignen Schlaffheit und Abspannung zu meiner Qual nur allzu gut bewußt. Ein elender Auswurf der ungleichsten Menschenzirkel, ein Zwitter, zu welchem kein Geschlecht sich bekennen mochte, war ich unempfänglich gegen meine liebsten Freuden geworden, und sah zugleich voraus, daß ich niemals mit jenen geringeren vorlieb nehmen würde. Hätte ich nur diese Aussicht noch gehabt, es wäre doch ein Trost gewesen, wenn gleich ein eben so leidiger Trost, als

Ich überheule die Wahl der Todesart. Ich mag sagen, daß unter zehn Tausenden ich allein mich in dieser Lage elend fühle. Aber dafür habe ich geringer denn die Hälfte von manchem, was man in der Welt des Unglücks anerkennt. Die unter dem Joch der Noth des Schicksals gequetscht werden, sind nicht die einzigen Leidenden. Der Stachel des Schicksals waffnet mich gegen meinen Stolz: giebt mir Kraft zu leiden, was ich nicht will: aber es wird mir nicht das Unglück abzuschütteln, das ganz mein Leben mein Eigenthum ist.

In diesem Zustand mußte nothwendig eine Revolution in mir folgen. Sie ist erschienen, sie soll ich hören, auf welche Weise ich dahin gelangt bin, die tieferen Wünsche meines Geistes wieder mit meinem Gewissen zu versöhnen.

Ich war Jüngling, dem Lebhaftigkeit und die Kraft des Gefühls über das Gewöhnliche

erheben, hat einen Zeitpunkt in einem Leben, wo er einen außerordentlichen, meist übel verstandnen Werth auf seine Freiheit setzt, und mit Abhängigkeit und Zwang jeder Art entzweiet ist. In den Augenblicken, wo seine Seele, in dem vollen Gefühl ihrer Kraft, in dem erträumten Genuß ihrer Unelingeschränktheit, große und schöne Gedanken bildet, wirft ihm die Konvenienz ihr eisernes Joch über den Nacken; und seine Träume verschwinden. Wie verzeihlich sind da seine ungerechtesten Aufwallungen! Aber Du weißt, daß ich jenen Zeitpunkt zurückgelegt habe; und von den Deklamationen, die das Strohfeuer eines erzwungenen Enthusiasmus ausbrütet, war ich nie angesteckt. Ich bewundere die Mischung von Freiheit und Abhängigkeit, welche Menschen mit Menschen vereinigt; und ich würde es für Hochverrath an meinen Brüdern halten, ihren Ansprüchen auf mich keinen Raum zu lassen, da kein Fall möglich ist, wo die meinigen

Monarchen. Die Monarchie zu
 beschreiben, verhält sich die bestimmte Ab-
 theilung von Gesetzen und Staatsverfassung
 zum willkürlichen von Menschenlaunen;
 und die letztere ist kaum zu vermeiden, wenn
 die erste dem ersten entzieht. Was aber die
 Freiheit der Seele betrifft, so wird die-
 se nicht angetastet, wenn sie selbst sich keiner
 ungewissen Annahme schuldig macht. In
 der That ist die Herrscherin:
 der Thron ohne Rückbe-
 haltung, so weit als ihre Schwingen sie tragen;
 die ungeschwungenen Verträge liegen in dem
 Reichthum der Regalien; die Schranken der
 Moral hat noch die Heilige nicht: denn sie kennt
 keine, und darf sich sie selbst nach Gefal-
 len schaffen. Will sie aber andere Geister, die
 nicht von der Erde stiegen, will sie die todte
 Natur unter sich zwingen: dann fin-
 det sie endlich ihre Allmacht begrenzt, und sie
 erkennt, daß es noch andere Gesetze

giebt, als die andern, daß ihr Stempel nicht
 überall gilt. — Dieses System nahm ich mit
 auf die Reise, als ich euch verließ, um hieher
 zu gehen. Ich hatte alle Mühe angewendet, um
 mir eigentlich die Pillen selbst zu vergolden,
 die mir das Schicksal zu verschlucken gab.
 Mein System, Freund, ist noch dasselbe; nur
 folgte ich jetzt anders und weiter daraus.
 Mein Raisonnement war richtig, aber die
 Anwendung falsch. Es war erzwungener Ent-
 schluß, gelogene Stärke, als ich den Ideen,
 welche sonst mein ganzes Wesen ausfüllten,
 entsagte, um mich in einen fremden, mir sonst
 so widrigen Wirkungskreis zu werfen; es war
 Täuschung, als ich mich bereden wollte, daß
 die Ansprüche meines Stolzes hier besser und
 würdiger befriedigt werden würden, als dort,
 und Laune war es, nichts als Laune, was ich
 erst thöricht genug war, für entscheidenden Wink
 meines Schicksals zu halten. Freilich ist ne-
 ben der höchsten Anstrengung meiner Kräfte

die schärfste und weiteste Anwendung das
 Glück meines Lebenslaufs. Wirk-
 lich, wenn es wahre Wirksamkeit ist, selbst
 im aufsersten, selbst in den trockensten Ge-
 staltung, ist schätzenswerth und lohnend für
 Kopf und Herz, und Herz und Kopf versün-
 digt sich, wenn über wollüstige geistige
 Schwelgerei diese männlichere Bestimmung
 aufsteht, wirkt. Ich frage Dich aber jetzt auf
 das Bestimmte. Du kennst ja den ganzen
 Zustand meiner Ansichten: — habe ich denn
 wirklich ein Geld zu erwarten, wo meine Gä-
 ste, im mindesten der wirklichen Welt
 keinen Nutzen? Wenn ich nun auch in
 dem natürlichen Mechanismus ein Rad bin,
 das unwillkürlich forttreibt, weil es der Wel-
 tmechanismus aufstellt, ohne zu wissen, wie, ohne
 zu wissen, was es treibt: habe ich da
 das Recht, das des geringsten Opfers
 werth wäre? Und weiß ich auch, daß ein sol-
 ches Rad vorhanden seyn muß, damit das

Werk nicht zusammenstürze, so kann doch nichts
 auf der Welt mich überzeugen, daß gerade ich
 zu nichts Besserem bestimmt seyn sollte, als
 einen solchen Lückenbüsser abzugeben. Warum
 sollte gerade ich in dieses Joch mich spannen,
 da so viele Andre, die völlig dazu taugen,
 deren Maß von Kräften dieser Wirkungskreis
 völlig erschöpft, mich so entbehrlich machen?
 Satire ist das wirklich nicht. Jenes verwickel-
 te Uhrwerk des Staates wird noch zuweilen
 meine Blicke auf sich ziehen. Es hat einigen
 Reiz, die Kunst zu beobachten, womit diese
 Ordnung getroffen wurde, die so viele Men-
 schen zu blinden Werkzeugen eines bloß durch
 ihr Zuthun bestehenden Planes macht. Aber
 Wille und Gedanke sind an den Rädern des
 Uhrwerks etwas so Ueberflüssiges, daß ich im-
 mer weinen möchte, wenn ich da Geister au-
 gestellt sehe, wo der Staat mit Maschinen
 auskäme; denn eine vielfältige Erfahrung hat
 mich belehrt, daß Männer, die mit dem Ge-

Ich selbst, welche beglückt waren, sehr bald
 vergesslich, dem Mechanismus Seele ein-
 geben zu können, und sich je eher je lieber
 dem einflussreichen Taktschlag gewöhnten, der
 die ihre Selbstthätigkeit. Wie falsch war
 unsere die Gewissenhaftigkeit, die meinigen
 nicht anzuhalten, so kleine Lasten damit
 zu belegen! Die Laufbahn, welche sich mir
 offen, ist so beschränkt, und die Gewissheit,
 nicht über ihre Schranken hinaus-
 zu kommen! So ist es, daß ich eben so gern
 im Stillen gehandelt wäre, ohne mich um
 jeden Schritt vor oder rückwärts bewegen zu
 können. Das Mehr oder Weniger ändert bei
 dieser stillen Wahl abnehmlich nicht viel. Es
 mag nicht sein, daß diese unzerstörbare Re-
 gelhaftigkeit, die alle Selbstthätigkeit, alle
 Thätigkeit der Einzelnen hemmt, der Grund
 der Unthätigkeit des Ganzen ist. Ich will
 sie gelassen lassen, diese stagnante Glückseligkeit,
 die sich sogar meinem Theil des Dankes für

meinen Theil des Genusses abtragen; — aber das Verdienst Ihrer Ingredienzien ist so klein, in einem so hohen Grade nur relativ, daß ich nicht wünschen kann, darunter zu gehören.

Dagegen giebt es einen andern Beruf, der meinen ganzen Ehrgeiz ausreicht, wenn er gleich unter uns mehr verschrieen als ge-ehrt wird. Warst Du jemals dabei, wenn gegen Menschen, die sich ganz, ohne Theilung, ihrem Genius hingegeben hatten, mit bedauernden Mienen und verächtlichem Achselzucken das Verdammungsurtheil gesprochen wurde? Ich habe es oft mit angesehen, und meine ganze Galle hat sich dabei empört. Nicht genug daß der Unglückliche oft gezwungen ist, seinen Geist im strengsten Verstande zu Selde zu machen, und "bogenweise gegen Drachmen hinzugeben:" der Handel selbst, den die Kälte gegen diese Art von Verdienst nothwendig macht, wirft noch ein nachtheiliges Licht auf ihn. Andre Menschen, welche, so wie er, sich

aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen hat
 sich nicht schon vorher dem Tadel, sobald nur er-
 wähnt werden kann, daß ihre Feiertunden
 nicht dem Götzentum als dem Geiste gewidmet
 sind. Der Antiquar, der Kommentator
 will nicht sein Bürger zu seyn; der Dichter
 nicht. — die Aemse muß dem Adler vor-
 gezogen werden; sie ist ja fleißiger als der
 Künstler werden geschätzt und belohnt:
 die vergessenen Kinder der Welt,
 ohne Trost, Eignen, Laune, alles nachgese-
 hen wird; aber — ich bin weit entfernt, den
 Nach einer wahren Künstlerseele zu verklei-
 nen. Aber bringt nicht Manchen das bloße
 Kunstwerk Kunst auf eben die Stufe,
 zu welcher Genie den Andern erhob? Den-
 ken sich die Künstler die göttlichen Gestalten
 an, die sie darstellen? Und kann der
 Mensch jemals so unschuldig an seiner Größe
 seyn? Selbst der Metaphysiker, der so wenig
 von den Dingen weiß, und von dem die

Menschen so wenig wissen, dessen Flug über das Reich der Wirklichkeit hinaus so Wenige nachfliegen können; selbst dieser wird in eben dem Maße mehr bewundert als andre Dichter, in welchem er weniger verstanden wird. Warum ruhet dieser Fluch auf dem Dichter, und auf dem Dichter allein? Nur für Dummköpfe könnte man es nöthig haben zu bestimmen, welcher Gehalt des Geistes zum großen Dichter gehöre; und am Ende würde man doch von ihnen nicht verstanden. Aber die Dummköpfe, man mag sagen was man will, sind es nicht die den Ton angeben. Von ihnen gehen die Vorurtheile nicht aus, die in der Welt gangbar sind; sie empfangen sie selbst erst aus der zweiten Hand, und ihr Geschäft ist nur, sie vergrößert weiter zu liefern. Die allgemeine Meinung, daß der Geist, auf diese Weise angewendet, von seinem Werthe verliert, daß die Kräfte sündlich veruntreuet sind, welche diesem Zwecke gewidmet werden: diese

Ich, die den größeren Theil selbst der Ver-
 schafften Lehrzeit, und die den Grund zu
 jeder Fortschätzung giebt; diese ist es also,
 die man kultiviren müßte, um den verwehten
 Schiffschiffen Vorbehalt auf der Stille des Dicht-
 ers wiederherzustellen. Und wäre das nicht
 möglich? Auf ich mich entschlossen, die Men-
 schen, welche die heitern Stunden meines Le-
 bens immer verschönerten, und die trüben öf-
 fentlich machten, für gewissenlose Verschwender
 des ihnen anvertrauten Pfundes zu halten? Kann
 ich nur werde ich es können, wenn das
 Böse Jener erloschen ist, das sie in meinem
 Leben angesucht haben, wenn das Herz an-
 ders schlägt, das sie so gestimmt haben; — bis
 dahin aber giebt mir meine eigene Erfahrung
 schon allein Aufforderung und Beweis genug,
 das Böse zu bekämpfen. Wenn Milton
 und Shakspeare meine Seele in eine andre Welt
 versetzen, wenn ich mit Shakspeare die ganz-
 te Dichtung durchwandere, und nachdem diese

erschöpft war, ihm in jene folgte, die er geschaffen hatte; wenn Lessings wühlender Scharf-
 sinn mich die Höhe und Tiefe der Ideen er-
 gründen, und an den gemeinsten noch unent-
 deckte Seiten herauskehren lehrte; wenn ich
 Voltaire und Rousseau in ewig divergirenden
 Linien auslaufen, und zuletzt doch auf Einer
 hohen Stufe des Genies zusammenkommen
 sah; wenn — : o, ich kann Euch nicht Alle nen-
 nen, die Ihr fast von der Wiege an meine
 Gefährten und meine Lehrer waret; aber ewig
 wird mir die Zeit wuchern, die ich unter Euch
 zubrachte, und vielleicht — erlaubt mir das
 kühne Vielleicht — wird der Same, den Ihr
 in Eurem Jüdling angelegt habe, Früchte zeu-
 gen, mit welchen er seinen Nachkommen be-
 zahlt, was er Euch schuldig war. Und Ihr,
 meine Freunde, laßt mich immer jenem thät-
 igen Maulwurfsleben entsagen, und dem Ab-
 sterblichen jener unsterblichen Müßiggänger folgen.
 Meine letzten Erfahrungen haben meinen wun-

Wahrheit befestigt. Nicht mehr schäme
 ich mich, die Musen zu opfern.
 Zu empfangen und darzustellen, ist
 der höchste Verdienst des Menschen: von da
 gehe ich aus, und so vermeide ich eine gefähr-
 liche Mißgunst, zu welcher hier so oft geschwehrt
 wird.

Wirklich ist es keinem von den eifrigsten
 Nachfolgern der Künste jemals so gut gelungen,
 als ihren gutmüthigen
 Vorgängern, welche moralischen Nutzen als
 den höchsten Zweck derselben aufgestellt haben.
 Diese allgemeinen Sünde wider den heiligen
 Geschmack, man kaum erwähnen, wenn man
 nicht, daß der Geschmack der Nation in
 Verfall auf die Künste davon angesteckt
 ist, denn Theorien guter Köpfe sie nicht
 zu verengen, wenn so mancher Dichter nicht
 die seine Fähigkeiten diesem traurigen Obje-
 kt widmet. Dem weisen Genie soll nichts heilig
 sein als die Schönheit; aber eben in dieser ist

das Heiligste der Menschheit begriffen. Die Schönheit der Natur führt den Wilden zum moralischen Bewußtseyn einer Gottheit, und im Abendrothe verstummt der Freigeist. Miltons Satan, Shakespeares Richard, Schillers und Ifflands *) Franz Moor haben mich bes-

E 5

*) Wer es nicht weiß, was Schauspielkunst ist, wer es nicht glaubt, daß der wahre Schauspieler mit dem großen Dichter zu wetteifern, und mit Ton und Gekrönde die erhabensten und edelsten Ideen zu erheben vermag, der sehe den Franz Moor in Schillers *Nathan von Iffland* darstellen, und bekehre sich. Gern hätte ich diesem in seiner Art einzigen Kunstwerk ein Denkmal gestiftet, gern hätte ich versucht, ihm eine Dauer zu verleihen, die es vermöge des Glücks, welcher auf der vergänglichsten aller Künste, der Kunst des Schauspiels ruhet, aus sich selbst nicht erhalten kann und doch so unsterblich verdiente. Ich danke also Wolmar für die Veranlassung, die er mir darbietet, anstatt einer genauern Begrüßung, von deren Gegenstand ich zu weit entfernt bin, wenigstens diese paar Worte darüber zu sagen, die mir darum am Herzen liegen, weil sie doch lebend gemacht werden können, da jenes gro-

schenke. Mit der Schönheit verträgt sich
 auch keine menschliche Immoralität mehr; diese
 ist unvereinbar mit der Wirkung jedes Kunst-
 werks, und so bleibt jene, auch für die zarter-
 sten Bewußten, immer ein fester Maßstab,
 wie weit die Kunst gehen kann. Politischer,
 moralischer und ästhetischer Verfall halten fast
 gleichen Schritt: Nationen verlieren die Schön-
 heit in den Unrissen ihrer Künstler, in den
 Fehlern ihrer Dichter, und in dem Verhältnisse
 von Staat und Bürger. Freilich sagt man, daß ein
 herrliches Gebäude nicht mit Bildsäulen ge-
 ziert werden müsse. Man sehe aber der Af-
 fektation weisere Schönheit entgegen, die so
 häufig in den wilden Schwelgereien des Lu-
 xus als in der sorgsamsten Beschränktheit unsers
 bürgerlichen Lebens aufsteht; man lasse Dich-
 ter, Künstler, Prediger, Staatsmänner, aus
 der heiligen moralischen Arbeit in allen Fächern,
 die der Mensch zu einem hohen Zweck verhalten

ihre Werke so zu sagen aus dem Ganzen hervorbringen; man lasse eine Nation sich an Schönheit gewöhnen: und sie wird moralisch besser und politisch stärker werden. Wohl dem Künstler einer solchen Nation! denn in ihm kann man den Künstler vergessen. In ihm ist die Kunstfertigkeit mit der Lebenskraft vereint; seine Kunst, wie sie auch heißen möge, ist Mittheilung seines Wesens, Resultat seiner Organisation, Zuflucht endlich seines empfänglichen Geistes, wo die Quellen des Lebens versiegen. Der Natur gegen über, in der ihm so reichen Fülle der Dinge schweelgend, wird er dieser Zuflucht nicht bedürfen. Hüte sich der dürstige Weichling, ihn in diesem reinen Genuß, in dieser heiligen Empfängniß zu stören! Dittres Unmuth mahlt sich in seinen Zügen, wenn er hier an seine Kunst gemahnt wird. Wohl ihm, daß er auch außer ihr selig zu seyn weiß! Würde er ohne diese beglückungsfreie, durch Formen unentweihete Em-

Unmöglichkeit, würde er als Künstler seine Mit-
 theilungen so entzücken? würden seine Werke so
 unmittelbar gegen die Natur auftreten, wenn er
 nicht zuvor Schöpfung erst durch den Kanal der
 Kunst beugte? Wie verrachtet er den unglücklichen
 Hühnerfresser des Lurus, den ausgearteten
 Wohlgeschmack, welchem die Verarbeitung
 mehr gilt als der Stoff! Wohl ihm, daß er
 die Kunst hat, wenn ihr Bedürfniß in seinem
 Leben sich geltend macht! Aber dreimal Heil
 ihm, wenn er im Lebensgenuß verloren der
 Kunst entbehren mag!

Wohin geriet ich hin? O, wären wir so weit,
 wo ich dann erst eine Apologie?
 Aber auch wir seyn mögen — was
 ist die Menschheit, wenn nicht auch Ver-
 suchungen ihr Zweck wäre? Und wehe dem Men-
 schen, der für geistiges Vergnügen allein un-
 terschiedlich ist! Denn geistiges Vergnügen ist
 nicht bloß ein untergeordneter Zweck, der als
 zufälliges einem höheren aufgeopfert werden

müßte; es ist selbst Mittel zu Erreichung jenes höheren, es amalgamirt sich mit der innersten Seele des Menschen, und die wohlthätige Thräne des Mitleidens oder der Freude, die der Dichter ihm entlockt, öffnet die verschlossensten Zugänge seines Herzens, erweckt in ihm manches Gefühl, das vorher in Todeschlummer lag, macht vielleicht hundert Menschen, auf welche ihre segnenden Wirkungen zurückfallen, zu Schuldnern des Zaubers, der sie hervorbrachte. Und die Thräne der Verwunderung, in welche sich ein Schauder der Freude auflöst, dieser elektrische Schlag, wenn dem Geiste des Dichters ein verbrüderter Geist begegnet — den Menschen, welchem diese Thräne fließen kann, stehe ich nicht einen Augenblick an, unter die ersten meiner Freunde aufzunehmen. Freilich ist dieser Zusammenhang zwischen geistigem Genuß und geistiger Vervollkommnung selten augenscheinlich genug, um von dem flüchtigen Beobachter so

nach der Ursache und Wirkung erkannt zu
 werden. Die Art, wie die Nahrung verar-
 beitet wird, welche die Seele empfängt, ist
 meistens brutal und unmerklich: und warum
 sollte man der geistigen Natur weniger Feins-
 heit in ihren Operationen zutrauen, als der
 sinnlichen? Aber die Schuld der Dichtkunst
 liegt nicht, daß gerade die Wirkungen nicht
 immer eintreffen, die man gemeinlich von
 ihr erwartet. Gerade und Besserung, so lau-
 tete seine Besetzung, welche die Morali-
 tät zu erhalten haben. Sie soll nichts Besseres
 als das Bewußt eines Zuchtmeisters treiben;
 und hat, so aber die menschliche Verstockung
 nicht gewinnen können, so wird sie schimpf-
 lich ihre Kräfte aussetzt. Eine unverantwort-
 liche Schuld hat der Pedantismus auf sich ge-
 laden, daß er das Wort und den Begriff des
 Schönen, um seine alte Kraft gebracht hat.
 Gerade waren das Schöne und die Tugend
 durch den Feinheits, klavische Vorstellungen,

herübergetragen aus der Dumpfheit des Aberglaubens, haben diesen himmlischen Gedanken verdrängt, und statt jener erhabnen, ewig jungen, göttlich lächelnden Grazie stellen uns unsere Moralen eine grämliche Gouvernante auf, deren Stirne sich in possierliche Runzeln verzieht. Ohne Schönheit ist keine Vollkommenheit möglich, und das Schöne ist Eins: das moralische und das ästhetische Schöne fließen in Eins zusammen, sie erzeugen wechselseitig einander; — und siehe da, wie verschmälert erscheinen die Poesie und die Tugend! Dem Ausdruck schöner Geist hat man einen kaum mehr zu verdrängenden Anstrich von Lächerlichkeit gegeben; aber wäre er noch zu erfinden, ich wüßte keinen besseren für das, was er bezeichnen soll. Diese Ideen haben einen Schein von metaphysischer Schwärmerel; aber ich bitte Dich, bestimme ihnen ihre Platonische Einleidung, denke sie Dir so unpoetisch, und meinerwegen so platt als Du willst, gehe der

menschlichen Natur auf ihren wahren unver-
 änderlichen Wegen nach, und sage dann, ob
 sie nicht gegründet fandest. Weist man
 der Dichtkunst keinen andern Zweck an, als,
 zu zeigen, was die Tugend, deren trocknes
 Licht man bloß aus Lastern zusammenzimen
 kann, zu beschaffen, und durch Aufstellung
 von Laster die Lasterhaften zu bessern; dann ist
 es wohl natürlich, daß Eigenliebe, daß Sel-
 bstsucht, dieses ganze Kraft bricht: oder etwa
 soll die Stelle der beiden
 nicht unmaßfeln wird? Aber Anerkennung
 des Schönen, Empfänglichkeit für das Schö-
 ne, führt zum Selbstgefühl, und leitet zu
 der bessern Tugend, die von keinem Laster
 weicht. Gibt es eine solche Tugend? Das ist
 die erste Frage! Gibt es für sich bestehende
 Begriffe, oder sind alle Begriffe nichts anders
 als Zusammen unzahliger Erfahrungen von Ver-
 hältnissen der Dinge gegen einander, als Res-
 ultate unauflösblicher Verneinungen und Ein-
 schrän-

schränkungen? Wir mögen uns so lange als wir wollen mit nichts Besserem behelfen; unsre Vernunft heißt uns doch immer, einem ursprünglichen, allen diesen Modifikationen unzugänglichen Begriffe nachforschen. Freilich können wir dieses Urbild der Tugend, dieses Zusammenfließen alles Schönen aller Art in Eine gemeinschaftliche Quelle von Schönheit, endlich nur ahnden; aber es ist unsre Vernunft, die uns auf diese Ahndung führt. Unsre Vernunft ist keine Schwärmerin, und ich brauche also nichts weiter, um mich von der Größe des Dichterberufs zu überzeugen.

Es ist ein hoher und göttlicher Gedanke, fortzuwirken durch Jahrhunderte, noch über tausend Jahre zu Menschenherzen zu reden, Menschenherzen zu treffen, durch die heutige Schäferstunde zu leben, wenn die ganze Form der Welt sich geändert hat; und das ist der Sinn, in welchem ich an Geister glaube. —

„Du sollst mir antworten; aber diesen
 Briefen rathst Du mir nicht.“

Die Antwort, welche Bolmar von T. :
 empfing, machte ihm etwas empfindlich seyn, und
 er wollte sie Anfangs weiter nicht mit. Spä-
 terhin aber ließ er wohl eher einige Stellen dar-
 aus lesen, die folgendergestalt lauteten:

„Deinen Entschluß, wiederanzu-
 kommen, wo Du aufgehört hattest, habe ich
 im Grunde nichts einzuwenden. Thu, was
 Du nicht lassen kannst! Daß es aber dazu kei-
 ne so großen Anlaufs bedurste, wirst Du hof-
 fentlich einst einsehen. Du könntest viel leicht-
 er und schneller dahin, wo Du jetzt stehst;
 und es würde einmal schlimmer um Dich
 stehen, als mir lieb wäre, wenn Du nicht
 mit der Zeit Dir diese Umwege ersparen lern-
 test. Nichts auf der Welt ist mehr dazu ge-
 macht, unsere Bildung zu verspäten, wo nicht

gar zu hemmen, als diese Wichtigkeit, die wir auf unsere jugendlichen Thorheiten legen. Nichts ist toller an der Tollheit, als die Methode, was auch Oldenholm sagen mag, dem man es denn wohl genug ansieht, daß er in seiner Jugend methodice geraucht hatte. Wenn uns Verhältnisse und Erfahrungen nach und nach von so vielen vorübergehenden Irrthümern zurückbringen, bestreben wir uns noch, diese fest zu halten, wollen in unserm Inneren erzwingen, was sich durch äußere natürliche Eindrücke von selbst macht, und geben uns das Ansehen, über eine Täuschung gesiegt zu haben, um ja eine andre dafür hegen zu dürfen. So hat unsere Jugend weniger Werth, als unsere Kindheit, und wir stehen im zwanzigsten Jahre ferner von der männlichen Reife, als in unserm zehnten; denn der Mensch muß voran mit der ihn umgebenden Welt, begleitet zwar von Vernunft und Willen, nicht aber durch sie aufgehalten.

Wir lesen im Plutarch, daß Brutus
 häufig mit seinen Freunden und sich selbst über
 speculative Gegenstände der Philosophie und
 Moral zu Rathe ging; aber er hielt mit
 der wachsenden Nothwendigkeit stets gleichen
 Schritt, und sein hohes Selbst war zu eng
 mit der Welt verwebt, um ihn ausschließlich
 zu beschäftigen.

Da viel Empfindungen und Gedanken, die
 du dir eingenommen haben
 und wieder ausgeben möchtest — und kein
 Schatten nur von Handeln und Thun!

Du siehst im Spiegel der kühlen Wassers
 die Schwaneneristenz ist keines
 Bestimmung. Und macht sie denn
 ? Damit erhältst Du sie Dir, als mit
 Dinst, der, anstatt Dich zu erfreuen,
 Das manfilden macht mit allem außer Dir —
 Folglich, durch eine göttliche Fügung, auch mit
 Du selbst? Selbstgefühl erbittert nie; aber es

hat keinen unversöhnlicheren Feind, als Selbstsucht.

Daß die Relation, mit welcher ich jetzt beschäftigt bin, sich in keinem Betracht mit einer Illade messen darf, darüber sind wir völlig einverstanden. Aber daß sich Menschen auch nicht bloß nach Illaden und Relationen zu messen haben — das weißt Du zwar, der Du ausgestattet bist, Dich mit den Besten zu messen; doch denke ich, daß es nicht schaden kann, wenn Du zuweilen, und namentlich jetzt, daran erinnert wirst, damit Du Dich in Deinem Triumph nicht überhebst.

Sehr wahr ist so Manches, was Du über Schönheit sagst. Und nun suche moralische Schönheit in dem Theile Deines Lebens, von welchem Du so viel Aufhebens machst. Der Mangel an dieser hätte Dir ihn wenigstens unwichtiger machen sollen.

Ich habe zum Dichter kannten und
 gekannt, wir Alle; auch den Werth solcher An-
 sichten habe ich nie geläugnet. Uebe und bilde
 sie, laß sie auch in vorfallenden Alternativen
 Deiner Wahl den Ausschlag geben; — aber bilde
 sie nicht ein, in jeder Minute Deines Le-
 bens, in jedem Deiner Verhältnisse, an einer
 solchen Alternative zu leiden. Bleib Mensch,
 indem Du Schriftsteller bist; schwerlich würdest
 ich Dich kenne, dies in dem eins-
 tigen Sinne werden, wenn
 Du jenes weniger würdest. Verwahre Dich
 vor den unmännlichen Unarten, welche so oft
 die Moralität unsrer Priester der Schönheit
 anheften, und ihren Dienst entweißen helfen.
 Es wäre, dünkt mich, eines Dichters würdig,
 seinen Kollegen einen Spiegel aufzustellen, in
 welchem sie das wechselseitige und nur zu seine
 Hand zwischen ihrer Profession und ihrer Hu-
 manität, warnend oder belehrend erblickten.
 Du kannst unbedenklich einige von den Aus-

brücken, die ich hier von euch brauche, veredeln; und ich werde meinen Wunsch um so bestimmter wieder erkennen."

Diesen seinen letzten Wunsch hat T * * in Göthe's Tasso übertroffen gefunden.

VI.

Uebersicht der Gedanken über moderne
Ordnung. 1793.

In wie fern können die Begebenheiten der
Welt, die uns umgeben, unsere Begriffe von
der Natur des Menschen in unserm Zeitalter
zu erreichen vermag, zu berichtigen? Wel-
cher Blick in seine Natur mag uns die
Erkennung aller seiner Kräfte,
immer mehr über den ganzen Erdbol-
den zu verbreiten scheint, schon gewährt ha-
ben? Ist er mehr, als wir in der gefährli-
chen und so wenig verstandenen Ruhe, die
uns vorüberging, uns vorstellten?
Ist er noch weniger, da er, selbst in die Höl-
le gehoben von dem Schicksal, immer wieder

hinunter zu sinken strebt? War er einst mehr? Kann er wieder werden, was er war? Oder spiegeln sich in dem bodenlosen Abgrunde dieser Revolution alle unsre vergangenen Irrthümer? Ist sie bestimmt, uns zu überzeugen, daß zwischen den hellsten und den finstersten Augenblicken der Weltgeschichte, zwischen den Zeiten der jugendlichen Kraft Athenlands oder Roms, und dem Einbruch der Barbaren in das Römische Reich, kein wesentlicher moralischer Unterschied war? Enthält sie, mit allen sanguinischen Hoffnungen, die ihr Anfang erregte, mit allen Gräueln, die ihr Fortgang entwickelte, mit allen vielleicht unentrinnbaren Schrecken ihrer Zukunft, bloß die trostlose Lehre, daß in der moralischen Natur so gut, wie in der physischen, Epochen herbeikommen, wo uns alle Kräfte unsrer Vernunft und Empfindung eben so wenig frommen, als in einer mit Sturm eroberten oder von Erdbeben verschütteten Stadt?

und so viele ähnliche Fragen drängen sich oft genug auf; überall aber fehlen die Antworten. Den meisten Beifall erwirbt man sich daher, wenn man jene beseitigt, obwohl aber das größte Verdienst. Den Zustand der ganzen bürgerlichen Welt gegen die Revolution, die ihr eine völlige Auflösung drohen, nennt der eine Theil noch immer ein Despotenbündniß, von feilen Nützlingen unterstützt. Die Wirkungen der letzten moralischen Revolution in dem schönsten Reiche Europas, die durch die Erfahrung aller Zeiten erprobte Unzerstörlichkeit jedes verfolgten Glaubens, die nachweisbaren Widerstandskräfte der Menschheit, die Unmöglichkeit, bei einer langen Herrschaft, durch den Krieg gerade eben dieselben Folgen zu vermeiden, zu deren Umkehrung der Krieg unternommen ward: das sind alles Rückfichten, gegen welche man auf der andern Seite zu verblenden sucht, indem man ebenfalls durch individuelle Ver-

achtung den allgemeinen Schrecken in die Hoffnung verwandelt: jeder nächste Augenblick müsse der letzte dieser Gefahren seyn.

Wen seine Bestimmung von dem Schauplatze des Brandes augenblicklich entfernt hält, der sucht seinen Blick leidenschaftlich zu machen oder zu erhalten, damit er nichts Aengstlichen sehe. Ganz Europa berauscht sich mit dem Opium des Parteilgeistes, um blind einen Kampf auszubauern, an dem es Theil zu nehmen gezwungen ist.

Zu den großen Begebenheiten, welche ehemals die Gestalt der Welt veränderten, paßte wenigstens die Stimmung des Menschengeschlechts. Wildere Triebe und einfachere Ideen erfüllten jene Kreise von Untergang und Wiedergeburt, in welche das Schicksal schon öfters die Menschheit einschloß. Widerstand und Flucht, Angriff und Vordringen: das ist mehr als einmal die kurze Geschichte ganzer Jahrhunderte und ganzer Welttheile gewesen.

Die menschliche Verwirrung gesellt sich
 der geistigen Ausbildung der Wissenschaften,
 der ungestörtesten Ausbildung, der unerschöpf-
 lichen Jugendlichkeit, die letzte Vervollkom-
 mung aller bürgerlichen und politischen Ver-
 hältnisse, Tages, Taktik, Industrie, Handel.
 Alles wird bedroht, dies alles wehrt sich.
 Aber überdrückt man die höchste Civilisation, und
 überdrückt man, aus ihrem leidenschaftli-
 chen Ueberflusse schöpft, ihren Untergang.

Man steht in den seltsamsten Phänomenen,
 die nicht in dieser Existenz, einer Stimmung,
 Ruhe, Sicherheit und Genuß, aus
 dem Ueberflusse sie entstand, gemacht ist, mit
 dem Mitleid, das der Verwüstung und der
 Verwüstung zugehört. Stand der ursprüngli-
 chen Natur in seinen größten Exertionen, und
 der verfeinerten Gesellschaft in ihren
 höchsten Wirkungen; die ungeheuersten
 Leidenschaften, und die einseitigsten Urtheile;
 die Empfindungen, und kleine Empfindlichkeiten;

brennende Städte, und Hausklätscheren; barbarische Unmenschlichkeiten, und delikate Präensionen; zerstörte Moralität, und unbarmherzige Pharisäerstreng; Nothwendigkeit, und Buchstabe; Sündfluthen, und Gartenjdune: — dieses grotesk, schreckliche Schauspiel bietet das heutige Europa dar.

Es bedarf für keinen Vernünftigen, ja für keinen Guten, des Beweises, daß die allgemeine Moralität durch die Revolution und den Kampf, der aus ihr entsprang, einen empfindlichen Stoß leidet. Glaube man aber — diese Frage geht weder Fürsten, noch Nationen, denen sie eine unmbgliche Passivität zumuthen würde, im Ganzen an, sondern bloß den ruhigen Kreis der menschlichen Urtheilskraft — glaubt man der Moralität besser auszuhelfen, indem man sie nach Gesetzen richtet, in welchen Leidenschaft und Nothwendigkeit weniger als jemals in Anschlag genommen werden sollen, als indem man ihr diese zur einzigen Ordnung

Wollen Extreme jemals durch Extreme
 werden? Rettet man sein Vermögen während
 eines Erdbebens, indem man sich hartnäckig
 auf seinen Geldkasten setzt, oder nicht
 flieht, indem man mit seiner besten Habe
 bei Gefahr entfernt? Und kommt bei der Un-
 menschlichkeit, Unglückliche zu höhnen, die nackt
 und lauer entflohen, viel mehr heraus, als bei
 der Falschheit, sich ihnen gleich zu machen, und
 sich ihnen zuwerfen, was man kaltblütig und
 ohne Bedenken mitzunehmen?

Wunsch und Bürger begehren nichts wei-
 ter, als bei ihren Ansprüchen als Mensch und
 Bürger geachtet zu werden. Der Wunsch
 ist apathisch, weise; die Mittel
 sind konvulsivisch: furchtsame
 Unruhe, ungeringer Widerstand, oder
 unwillkürliche Repressalien. Läutet man
 Sturm über die Ankunft des
 Todes, was die Glocke gerissen seyn kann,
 so ist es möglich: da ist?

Es giebt keine menschliche Handlung ohne moralischen Grund; aber jene absolute Moralität, nach welcher ein Brutus handelte und lebte, wo ist sie jetzt? Und wenn sie wäre, wie wäre es möglich, daß sie nicht erkannt würde! Daß sie aber erkannt würde, wie vielen Modifikationen der Neue, der Unsicherheit und des Ehrgeizes, setzte sie das nicht aus!

Und diese Vermählung eines Menschen mit einem hohen Bilde von Tugend, war sie anders möglich, als auf Leben und Tod? Wenn das letzte Ziel des Kampfes zwischen jener absoluten Moralität und den Unerforschlichkeiten des Schicksals für die Helden des Alterthums nicht so sicher und unverrückt Selbstmord gewesen wäre, sie hätten ihn so wenig bestanden, als unsre Helden des Tages.

Schon die Ueberschwemmung von Ideen, unter welcher unser Zeitalter leidet, macht eine wichtige Störung bei jeder Parallele zwis-

alten antiken und modernen Charakteren. Wenn auch Velleit und Nothwendigkeit jene Ideen wieder in zwei Hauptströme leiten, die einander wechselseitig zu verschlingen drohen, so ist die Furchung davon nur an dem Menschengeschlechte im Ganzen, und auf keine erfreuliche Weise sichtbar, nicht aber an einzelnen hervorragenden Charakteren.

Das Band, welches die größten Charaktere der Menschheit an die gröbsten Conventenzen ihrer Zeiten und Nationen knüpft, hat sich in unserm Zeitalter gelöst; und doch scheint dieses Band eine Bedingung der menschlichen Größe zu seyn. Ja vielleicht liegt darin mit im Grund, warum man auf der einen Seite der heutigen Streiter immer die nämlichen Namen findet, die sich nur mit neuen vermehren, auf der andern hingegen bloß eine gleiche nameulose Menschenfluth, deren Führer aber mit jeder Wende wechseln.

Das ächte und einfache Geheimniß des Genies, mit dem Aberglauben und allem Conventionalen, dessen der Mensch immer bedurfte, auszuweichen, ist verloren gegangen. Welchem alten Heersführer oder Staatsmann sind die Ausrufen nicht heilig gewesen? Und wie selten störten sie seinen Gang? Man weiß, wie Alexander den Orakelspruch: er sei unüberwindlich, von der Priesterin des Delphischen Apollo erzwang, ohne sich oder Andern den Glauben an Orakel verdächtig werden zu lassen. Wie zusammengesetzt, ängstlich und unnatürlich ist dagegen das moderne Band zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft!

Das entgegengesetzte Geheimniß hatte Friedrich der Zweite gefunden; aber dieser individuelle Charakter seiner Größe kann als Phänomen gelten, doch nicht als Regel für menschliche Größe.

Brutus und Cäsar sind in manchem Betracht die zwei Hauptsäulen jedes Begriffs, dem

zu einer antiken Größe machen können. Der
 gewöhnliche Charakter in der Weltgeschichte
 ist der Brutus; und in Verhältnissen, die
 mit dem frühern verglichen werden könnten, hat
 der moderne Charakter auch nur die entfernte
 Ähnlichkeit mit dem an Kraftlosigkeit oder Kar-
 zinität, zwischen denen moralisch und ästhetisch
 das Ideal liegt, schaltete bis jetzt noch jedes
 menschliche Bestreben nach Brutus-Größe. Ein
 Volk steht in einem gealterten und ausgehen-
 den Alterthum auf, nicht im jugendlich wilden
 Rauf einer Nation, die mit ihrem selbst gelbf-
 ten Leben abwechselnd bald spielt, und bald
 kämpft.

Beispielweise, regelloser, außer sich kein
 Ziel erkennend, sich aber durch unvorderstehliche
 gewaltige Macht zum Ziel von allem stellend,
 nach dem Ideal der Größe. Ihr schling, alle Verschle-
 chenheiten zwischen antikem und modernem Geist
 mit eingerechnet, Friedrichs Größe in unsern
 Zeiten nach; schwerlich aber würde er sie erreicht

haben, wenn er sich durch sie hätte zum König machen sollen. Sein Verhältniß als Monarch konnte allein die Einfachheit wieder herstellen, die sonst jeder modernen Cäsars-Größe, wenigstens an ihrem Schicksal, abgehen müßte.

Die Revolution hat in allem diesem wenig oder nichts geändert. Ueberhaupt hat sie mehr Werkzeuge als Urheber gehabt; und daher ist in den meisten Urtheilen über die hervorragendsten Charaktere in derselben, ihnen entweder mehr Werth zugeschrieben worden, als sie im Sturm der Begebenheiten retten konnten, oder man hat die Größe der letzteren auf den verkleinern, den Maßstab der handelnden Personen zurückbringen wollen, und so für Beide den unwürdigsten, beschränktsten und unwahrsten Gesichtspunkt erwählt *).

II 2

*) Das Erste hat sich Niemand mehr zu Schützen kommen lassen, als Herr Neffers in seinen Untersuchungen über die Französische Revolution.

Einem großen und lehrreichen Ausbruch haben die Verhängnisse der Menschheit in der Gegenwart bekommen. Aber der Augenblick der Noth selbst ist nicht der, wo alle bösen Elemente, die sie veranlaßt haben, sich zerstreuen können; sie gehören wesentlich in die Zukunft, auch zu ihnen gehören freilich auch die giftigste Verbanterte, der beschränkte Egoismus und die tyrannisirende Habschamkeit, mit welcher wir die Welt zu reformiren. Sie der Welt eine Orientalische Pest wie einen Kindestrauschnagel, oder löschen Vulkane mit einem kalten Rosenwasser.

Die praktische Anwendung der gegenwärtigen Zeit kann erst der zukünftigen ausbleiben seyn. Aber eine reichere Nachlese einer ganzen Folge von moderner Größe muß sie darbieten, als die nächst vorhergegangene.

Einfache Güte oder Redlichkeit in dem willkürlichen Gebrauch der Leidenschaften ist vielleicht

auch das Größte, was wir darin erblicken können. Auch wo sie sich ihr eignes Ziel begänzte, gewann sie mehr, als jene verwickelte Schlinggröße, die den unglücklichen Kampf mit dem Zeitalter nur bis zum Verlust alles besseren Bewußtseyns verlängert.

Der Entschluß Ludwigs des Sechzehnten, bei Varennes umzukehren, als seine Anhänger auf einen Wink von ihm warteten, um den Plan seiner Flucht, der augenblicklichen Erdrung zum Troß, mit Gewalt durchzusetzen, verdient vielleicht in der Geschichte moderner Größe einen Platz, den es fast paradox scheint, ihm zu geben. Ihm ward dafür ein schrecklicher Lohn; auch war der Entschluß vielleicht sehr unpolitisch, und wurde gewiß von einer Partei dafür gehalten, deren Stärke indessen die Politik nie gewesen seyn mag, deren Muth immer nur Dunkel war, die nie von andern als von leichten Siegen träumen wollte, und die es sich zur Schande angerechnet

... die Hilfsmittel ihrer Feinde einzusetzen. Wer es ist entschieden, daß Furcht
 in seinem Entschlusse keinen Theil hatte; denn
 Ludwig der Sechzehnte trieb die Unersehro-
 kenheit, gerade in Augenblicken, wie der sei-
 ner Abhaltung, durch eine natürliche Folge
 seines nichts weniger als heroischen Charakters,
 bis zur Thörllosigkeit; und so war es denn
 seine Ehre, und redliche Ehen vor Unheil,
 zu bestimmen, freiwillig umzukehren.
 Wenn bei Freunden, noch Feinden kam es
 ihm zu Gute; aber was Schlimmeres dadurch
 entstehen mochte, gehört nicht auf seine Rech-
 nung: denn wie vieles davon wäre nicht viel-
 leicht vermieden worden, wenn seine Persön-
 lichkeit immer so viel dabei zu sagen gehabt
 hätte, wie bei jenem kurzen Moment?

Die Geschichte hat wenig so Schönes, we-
 nig, was sich so an die sanfteste Humanität
 anschließt, als die von Malesherbes unter-
 nommene Vertheidigung Ludwigs des Sech-

zehnten. Er war mehrere Jahre vorher, mit seinem Freunde Türgot zugleich, im Ministerium gewesen. Türgot, ein Schwärmer für Tugend und Wohl der Nation, ein weit entschiedenerer Charakter als Neck er, hatte bald die giftigsten Kabalen des Hofes gegen sich, und mußte, nach einer kurzen, aber stürmischen Verwaltung, sich entfernen. Malesherbes wollte die Schande nicht haben, von keinem gleichen Schicksal getroffen zu seyn, und erhielt, nach langem Widerstande des Königs, endlich seine Entlassung. Zum Grunde seines Besuchs gab er an: „daß es unmöglich wäre, das Gute zu thun;“ und Ludwig der Sechzehnte erwiderte ihm damals diese Worte: „dann müßte ja auch er seinen Posten verlassen.“ Malesherbes war mit der ganzen Ehre einer nie verläugneten Tugend grau geworden, als er sich zur Vertheidigung des unglücklichen Königs rüstete. Er war sein redlichster, ja vielleicht sein einziger redlicher Freund; denn er

immer ein Freund des Staats und der
 Gerechtigkeit gewesen, und fühlte besser als einer
 den Zusammenhang des fürchterlichen Zeit-
 punktes, durch welchen er wieder aufgefodert
 wurde, dem Könige zu dienen, mit jenem, wo
 er den untrügbaren Dienst verlassen hatte.
 Am dem Tage, da der National-Konvent über
 Ludwig's Gesuch, von seiner Verurtheilung an
 die Nation zu appelliren, zur Tagesordnung
 kam, wollte Malouet für seinen Klen-
 der weinen; aber Thränen erstickten seine
 Stimme. Er bat um Nachsicht gegen sein ho-
 hes Alter; er bat, daß man ihn später anhö-
 ren möchte, „wenn er sich genug gesammelt
 hätte, um über einen Gegenstand zu sprechen,
 den ihn schon ehemals wohl in der Spekula-
 tion beschäftigt habe.“ Es blieb zwar bei der
 ursprünglichen Tagesordnung; aber selbst die
 heftigste Ruch, welche im National-Kon-
 vent gegen das Leben des Königs verschworen
 war, trübte sich weder während des Proy

jeßes, noch nach demselben, die mindeste zweideutige Aeußerung über Malesherbes, dessen feste und unbeargrwohnte Anwesenheit in Paris, mit dem fast kindlichen Vertrauen des Königs verbunden, für eine in dieser Zeit vielleicht beispieleslose, nicht auf Apathie gegründete Reinheit vom Gifte der Parteyen zeugt. Das Ruhrende, Stille und Anspruchlose in der kurzen Thätigkeit dieses Mannes während des Processes Ludwigs des Sechzehnten, hat etwas, das sich vielleicht mit aller antiken Größe messen könnte: eben deswegen aber fand es bloß als heller Nebenzug in dem finstersten Gemälde Statt.

La Fayette's Abgang von seiner Armee ist eine von den Handlungen, über deren moralischen Werth noch kein sicheres Urtheil zu fällen ist. Doch scheint sie eine einfache Gewissenhaftigkeit zum Grunde gehabt zu haben, die sie zu einer der lobenswürdigsten unsrer Zeiten machen würde; und sie harmonirt, von

Wahrheit bekannt, genug mit dem wahren
 Charakter dieses Mannes, um ihm
 in einem Gemälde moderner Größe eine Stelle
 zu geben, die er freilich durch das ruhrende
 Bild seines Unglücks allein noch nicht
 gewinnen würde.

In Energie und Thätigkeit des Verstandes
 konnten wenig Charaktere sich mit Mirabeau
 vergleichen. Mit ihm ist aller täuschende,
 aber nicht klärende Ausdruck in dem politischen
 Leben Frankreichs ausgestorben. Ob
 er besser, als seine andern Zeitgenossen und
 Nachfolger, sich in den gefährlichen Verhältnissen
 seines Vaterlandes erhalten hätte, oder
 ob sein vorzeitiger Tod seinem Ruhme günstiger
 gewesen ist, als sein längeres Leben es
 gewesen wäre, läßt sich natürlicher Weise
 nicht entscheiden. Sicherlich aber hatte sein
 Tod die Nation mit den Umständen zu wach-
 samer Aufmerksamkeit, doch die klä-

nere und umfassendere Politik, welche allein der Nothwendigkeit Schranken setzen konnte, und von den hirnlosen, unzusammenhängenden Wagstücken der neuen Republik sehr weit entfernt seyn mußte, zu erreichen. Wer sich aber bloß beeifert, die Umstände von weitem zu verachten, und über die Nothwendigkeit wegzusehen, muß freilich Mühe haben, diesen Stoff in Mirabeau zu erkennen *).

*) Um Mirabeau's Rechtskraft zu beweisen, hat sich der Verfasser der Untersuchungen über die französische Revolution an Weitsehigkeit und Entnervtheit selbst überlassen; ja, er scheint gleichsam nach einem ganz besonders imitativem Eryl für seine Behauptung gestrebt zu haben. Dagegen hat ihn diese diffuse Reichthümlichkeit in manchen etwas verhänglichen Widersprüchen verleitet. Er sucht z. B. zu beweisen, daß Mirabeau an der Revolution, talis qualis, viel weniger Antheil gehabt habe, als man ihm gemeiniglich zuschreibt; und das mag in dem oben angeführten Betrachte, daß die Revolution überhaupt unfruchtbar weniger Urheber als Werkzeuge hatte, denn auch sein Wahres haben. Zu gleich aber findet er das meiste Schlimme der Revolu-

Ein nationaler Charakter war Dämon:
 der, und er hatte unstreit'g viele von den

den in Wien'sen's Nachbarn gegründet, und denkt den
 sich seiner Schelmen und Andern vorzüglich dadurch ber-
 rühmte, daß er ihm Schuld giebt, hauptsächlich
 geschuldete, hauptsächlich um den Verlust des
 gemeinen Volks, des großen Haufens, ge-
 wichen zu haben: als ob jemals Menschen, die in einer
 Nothwendigkeit dinst zu thun
 schweben gewesen wären; als ob jemals weder für Ais-
 ticismus, noch für Ormefericismus, noch für Noas-
 ticismus, noch für einen Nation etwas ohne Despotismus
 aufgegeben worden wäre; als ob diese sich nicht immer
 nach Mäßigkeit der ruhigeren oder stürmischeren Zeitums-
 tände, mehr oder weniger hätte angreifen müssen; als
 ob nicht nicht bloß von dem Grade der Kultur in
 der Nation, sondern auch von dem individuellen Charakter
 abhängt, auch die Konsequenzen in Barbarei überge-
 henden Revolution käme, daß Mirabeau als Volks-
 Führer und Volkschristlicher noch so vieles sagte und
 that, und man mit beschäftigtem Interesse lesen und
 hören konnte, ohne ihm gemeinen Böbel, zum großen
 Schaden zu thun. Mirabeau's Antwort an den Ectes-
 rismus, Herrn von Breys, als dieser im Namen
 der Nationalversammlung, ehe sie sich noch

Eigenschaften, durch welche Menschengröße zu wirken und sich empor zu heben vermag, in

constituirt hatte, aus einander zu gehen verfuhr, würdige Herr A. keiner Erwähnung, und bedenkt nicht, wie viel noch der ganzen Einrichtung der menschlichen Natur in jedem Volkstypus, diese kühne Caimie, dieses eben so schnelle als folgenreiche Impromptu zum Ausbruch und zur Wendung der Revolution beitragen mußte. Er stellt die mehr schneidende als überzeugende Dialektik, die mehr stürmische als tiefe, mehr Einwurfs niederdrückende als widerlegende Beredsamkeit des Wesen von Mirabeau in eine nachtheilige Parallele mit den Englischen Parlamentarierden, als ob — die Verschiedenheiten des Nationalcharakters nicht einmal eingerechnet — die öffentliche Beredsamkeit eines seit einem Jahrhundert konstituirten Staats die mindeste Vergleichung mit der Staatsberedsamkeit eines in einer Revolution und Konstitution begriffenen Reichs zulasse; als ob es jemals einem vernünftigen Kopf einfallen könnte, Kronenreichs Reden kritisch und logisch zu analysiren. Mirabeau's Genie zeigte sich eben am meisten darin, daß er die revolutionäre Sprache am ehesten dem philosophischen Grundrissen der Revolution anzupassen wußte, und die notwendigen Widersprüche zwischen beiden am flüchtigsten wegzuräumen schien; dies eben machte ihn weniger zum

den nachlässig hohen Grad; ihm fehlte aber
 etwas, das freilich, wenn man es Tugend

bezeichnet, aber physischen als zum Revolutionärs-
 thum, womit er nun vom ersten gerade so viel Eigen-
 thum verband, als die Zeitumstände forderten; und
 das ihm ganz Mangel in der Hoffnung gegeben, daß er
 nicht auch am nächsten sein würde, den Verordnen der
 Revolution wider in die Quere, aus welcher er gelöst
 sein war, zurückzuführen. Noch begehrt Herr A. eine
 schäme Unvorsichtigkeit, Burke's Reden von Zeit
 zum Zeit zu lesen, der Klarheit, der Tiefe, u. s. w. Aber
 die Worte des Mannes von Mirabeau zu erheben, da die
 schmerzlichen Zweifel, die verli effoeta senectus
 in allen Parlamenten der ersten über die Französ-
 ischen Antriebe, doch nur durch die etwasige po-
 sitive Hochachtung, die Englische Nation aus einer
 politischen Position aufzuheben, entschuldigt wer-
 den, und die Vergleichung mit den frühern und un-
 geordneten Verfahren, mit den überraschenden
 Wunden, deren Gebrauch Mirabeau's größte Stärke
 war, das in seiner Rücksicht einen Augenblick aufhalten
 können. Die Leses in Lichtenharts Fabel, daß man dem
 Mann in das Versteck oder das Fesseltüchlein nicht be-
 kommen will, was er nicht hat, wenn man vor ihm bewacht
 um und warum will, weder auf jede Weise, in welcher

oder Nüchternheit nennt, in dem weiteren Wirkungskreise jener Eigenschaften oft untergeordnet scheinen kann; muthwillig aufgeopfert aber, sich fast als ein gewisses moralisches Kunstgeheim an den stolzeſten Werken der geprüften Helden rächt. Das Ziel ſeiner Handlungen war zu hoch aufgeſteckt, um dieſes Etwas,

man ſich bemühen könnte Mirabeau's Weisheit haben zu verkleinern, vollkommen anwendbar, wenn der Verfaſſer der Unterſuchungen über die H. K. ſich nicht auch überdies aller zufälligen und verführerischen Anekdotalen zu gewiſſenhaft enthalten hätte, um ſich anführen zu können, daß er auf ſeine Weiſe hätte Miſſdichriſteller ſegen wollen, und daher für reine trockne Wahrheit nicht in Anſpruch genommen werden dürfte. Auf dieſer Laufbahn würde er wenigſtens — die ohne Zweifel viel größere Pöblichkeit ſeiner Abſichten weggeſeinet — ſchwerlich anders als aus nothor traurigſter *jalousie de métier* mit Mirabeau wetzeln. Auch iſt im Ganzen gegen die engliſche Beſchränkung der unbeſangenen und — Gott wolle es! — beziehungloſen Urtheile, nichts Erpiſtlicheres zu ſagen, als Monſieur's altes Sprichwort: „daß ein Dieb denn doch endlich wohlgerathene Beine haben könnte.“

dem praktischen Genie immer als Instinkt
 gegeben war, zu entbehren. Ueberhaupt aber
 Dalmouriez kein Genie für die Französi-
 schen Revolutionen; er konnte in dieser, so zu sa-
 gen, die Ränke machen, aber keine Überwie-
 gend böse noch gute Rolle spielen. Auch
 es ausmacht, daß er aus derselben
 durch das Glück der Waffen die Veran-
 lassung ziehen wollte, sich in den beschränkteren
 Bereich der begonnenen ausländischer
 zu werfen, wo er eine nähere Be-
 friedigung seiner persönlichen Leidenschaften, ja
 vielleicht auch seiner Grundsätze, hoffen konn-
 te. Seine Talente, seine Anwendung dersel-
 ben, und ein Theil seiner Schicksale gaben
 ihm einige Aehnlichkeiten mit einem großen
 Mann des Alterthums, dem Themistokles.
 Wer Themistokles trank Gift, als er sein
 Leben lösen und dem Perres die Eroberung
 Athenlands erleichtern sollte. Verschiedene
 Analogieen in Dalmouriez's Charakter und
 Hande

Handlungen sichern ihm aber, zumal wenn sie isolirt betrachtet werden, einen nicht unansehnlichen Antheil in der heutigen Masse moderner Größe; und unter der eben bestimmten Einschränkung, verdient seine edle und humane Erscheinung in Brüssel, nach der Niederlage seiner Avantgarde bei Aldenhoven und Aachen, vielleicht noch besonders gehoben zu werden. Die Zweideutigkeiten und Intriguen, welche Augenblicke dieser Art für die Zeitgenossen entstellen, können sich ohne Nachtheil der Wahrheit in einem höheren Gesichtspunkte mehr verwischen.

Zu den wenigen Tugenden von entschiedenem moralischen Werth in der gegenwärtigen Zeit, gehört der Brief, durch welchen der Herzog von Köln dem General Dümouriez den Aufenthalt in seinen Ländern versagte. Es ist keine Sylbe dieses Briefs, worin der Deutsche Fürst, der Kaiserliche Prinz, und

der Ehrenmann nicht zusammen mit
 schmeichelt Festigkeit aufzutreten, und von der
 Höhe der Pflicht und des Rechts auf den wank-
 samen Demagogen, auf den in seinen eignen
 Muthen verkrachten Zweigüngler herabzusehen
 können.

Ein König, der für die Majestät seiner
 hohen Stelle bewaffnet, unaufhörlich von dem
 Volkthum begeistert scheint, wie sehr seine ed-
 len Eigenschaften das Glück und die Absicht
 seiner Waffen unterstützen; der mit seiner mu-
 thigen Unerblichkeit und seiner nie ver-
 ringerten Menschlichkeit noch siegreicher gegen
 die fanatischen Thronenstürzer zu Felde zieht,
 als mit seinen gelübten Heeren; dessen persön-
 liche Gegenwart, vom Segen dieser Heere be-
 gleitet, stets durch Schonung gegen nie ge-
 richtete, und überwundene Feinde, durch Will-
 kühn gegen Verletzte, durch Gerechtigkeit ge-
 gen Unschuldige bezeichnet ist; der Tapferkeit

und Edelmuth an Feinden nie verkannt, und immer königlich erwidert hat; der es um so furchtloser konnte, da vor der Mahometanischen Verbreitung ihres Glaubens bis in seine Nähe allgemeine Liebe ihn schützte; der Menschen, die Republikaner seyn wollen, bis das Glück der Waffen es entscheidet, auf dem Schlachtfelde als Held erscheint, außer dem Schlachtfelde aber sie darum nicht weniger als Mensch behandelt, und auf diese Weise oft nahe genug daran war, sie doppelt besiegt zu haben: — ein solcher König ragt glorreich in dem gegenwärtigen Zeitalter hervor, und ihn könnte das Schicksal ausgestattet haben, das moralische Gleichgewicht wieder herzustellen, das überall so fürchterlich zerstört ist.

Wie schmerz²lich wendet sich die Seele von diesen erfreulichen Gedanken zu so manchen traurigen Scenen der Rache und der Tyrannei, deren Vorbild selbst in allen Freveln, auf

ihre Schuld zurückgewälzt werden soll, vergeltet gesucht wird! Der Schutzgeist von Europa entflieht vor Gräueln, wie diejenigen sind, die von Gefangnentransporten nach den Gefängnissen der Türkei in Deutschen Zeitungen spöttelnd erzählt werden.

Unter dem Nonstrußen, wo nicht Großen der gegenwärtigen Zeit, zeichnet sich der aus der Französischen Revolution hervorgegangene, unermüdet und so geheime Bund der Jägers, besonders aus. Von Haß und Verschmähung genährt; unermüdetlich und unaufhaltsam; überall verbreitet und überall entschlipst; immer gesucht, wo sie nicht sind; immer zehnfach sanatischer wieder aufstehend, wenn sie sich am seligsten unter die Erde verkrochen zu haben scheinen; im Besitz aller Mittel, die nur die frechste Kühnheit und der niedrigste Hohn liegen; geschickt, jeden Widerstand zu reißen, auf welchen sie die Vers

größerung ihrer Gewalt bauen können, haben sich die Jakobiner durch Raub und Mord, durch die Macht des Bösen, deren ungleichartigste Elemente sie in den Mittelpunkt ihres Kreises zu bannen wußten, so zu sagen, zu den einzigen Unternehmern der Französischen Freiheit gemacht, mit deren immer wachsenden Gefahren sie die Nothwendigkeit ihrer Tyrannei unaufsöblich verwickeln. Als die damalige neueste Konstitution Frankreichs der Diskussion des Nationalkonvents unterworfen wurde, sprach Mercier gegen den Artikel, in welchem dekretirt wird, daß die Französische Republik mit keinem Feinde unterhandeln werde, der auf ihrem Gebiet stehe. Er fragte seine Kollegen: „ob sie denn einen Vertrag mit dem Siege geschlossen hätten?“ und von dem Räuberberg *) erscholl die Ant-

X 5

*) Oder la sainte montaigne, wie sich diejenige Seite

„... aber mit dem Tode!“ Wenn
 diese Versunkenheit jedes Einzelnen
 in der Gruppe, die diese Worte brüllen mochte,
 beobachtet, so läßt sich sicherlich keine ent-
 sprechende Parodie auf alle Größe denken.
 Man sieht aber, daß diese Menschen wirk-
 lich den verzweifeltsten Wund mit dem Unter-
 gang der ganzen Nation, mit dem Tod von
 Millionen Menschen — wenn auch schwerlich
 zu schließen — geschlossen haben; so ist
 in seinen jungen Ausstritten fast dieselbe Art
 der Größe, wie in Wiltons Pandämos.

Ein sehr unverdächtigter Schriftsteller hat
 in einer neuen Schrift *) die Menge und

den National-Convent selbst nennt, die sich zum ganz-
 ten National-Convent zu machen gewußt hat.

*) Mallet du Pan, Considérations sur la nature
 de la révolution de France et sur les causes

Kraft der Hilfsmittel dieser ungeheuren Verbindung mit der größten Beredsamkeit aus einander gesetzt, ohne den Nachtheil zu scheuen, den es zu haben scheint, wenn man die ganze und wahre Gefährlichkeit des Feindes, gegen welchen es zu siegen gilt, bekannt macht. Sein scheußlich getroffenes Bild wird Niemanden verführen; aber es kann dazu beitragen, in mehreren Köpfen die endlich gewiß wohlthätige Ueberzeugung zu befestigen, daß es gegen den Jakobinismus — wie platt dies auch für unsre Dilettanten der Politik, Taktik und Statistik lauten mag — kein besseres Mittel geben kann, als Rückkehr zur Moralsität und Humanität, kein schlimmeres aber als unrecht angebrachte und blinde Repressalien. Der Sieg des Jakobinergeistes ist endlich wohl unmöglich; aber der Aufschub sel-

qui en prolongent la durée. A Bruxelles,
1793.

Niederlage durch den leichtsinnigen Gebrauch seiner eignen Waffen ist für ihn beinahe schon ein Oleg.

Und mit dem Fortgange dieses Kampfs, ist nun wohl das fernere Schicksal der modernen Größe unertrennlich verknüpft.

Ende des zweiten Theils.

Inhalt.

I. Ueber Kritik, hauptsächlich in Beziehung auf den Zustand und den nationellen Charakter der schönen Litteratur in Deutschland. Seite 1.

II. Kritiken. (Aus der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung.) 17.

1. F. W. Klingers neues Theater. Erster Theil: Aristodemos. Roderico. Fragment. Zweiter Theil: Damokles. Die drei Freundinnen. 17.

2. Medea in Korinth, und Reden auf dem Konfession, zwei Trauerspiele von F. W. Klinger, 1791. 35.

3. Fausts Leben, Tharen und Hellenfaber, in fünf Büchern, 1791. 43.

4. Scenen aus Fausts Leben, von W. F. 1791. 4.

5. Der weibliche Jacobiner: Club, ein politisches Lustspiel in einem Aufzuge, von August von Koberger, 1791. 51.

6. Der Papagei, ein Schauspiel in drei Akten, von H. von Koberger, 1792. 55.

7. Die edle Lüge, ein Schauspiel in einem Aufzuge, von A. von Koberger. Fortsetzung von Menschenhaß und Neue, 1792. 59.

8. Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. Von E. M. Wieland, 1791. 61.

9. Hermanns Tod. Ein Bardier für die Schaubühne. 75.

10. Göthe's Schriften. Acht Bände. 79.

11. Göthe's neue Schriften. Erster Band, mit einem Kupfer, 1791. 110.

...auf Erbe, ein türkisches Drama von J.
... Mit einer Vorrede von J. J. Eichens
... nach einem Entwurf vom Verfasser, 1791. 113.

... von Gesche, oder die Sicilische Bräuer,
... auf Wulfgang, von Dagemeister, 1792.
120.

... Die Schatz der Liebe, in Erzählungen von August
... 1791. 123.

... Fictions morales par M. Mercier, III.
... 1792.

... Contes moraux, par M. Mar.
... 1791.

... Nouvelles nouvelles, par M. de Florian,
...

... in Erzählungen von August
... 1792. 127.

... ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von
... 1792.

... ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von
... 1792. 135.

... Gonsalve de Cordoue, ou Grenade re-
... par M. de Florian, II. T. 1791.

... 143.
... et ses trois filles, piece en
...

... en prose, par M. Mercier. 1792.
147.

... ein Originaltrickspiel
...

... ein tragisches Einzugsmährchen

- aus den Zeiten der Kreuzüge in fünf Akten. Von
Bernhard Stein, 1792. 149.
20. Capello und Turcii, oder was nicht nicht Siehe
und Narbe? Ein Schauspiel in vier Akten. 1792. 151.
21. Kirchengeschichte Mittelalters. 1791.
- Eda von Kohnburg, eine Geschichte aus der Welt
1791.
- Rudolf von Walsenburg. Eimen des zwölften Jahrhunderts.
Zwei Theile. 1792. 155.
22. Moritz und Luise, eine wahre Geschichte. Von dem
Verfasser der Amalie Kurland. 1791. 159.
23. Merkwürdigkeiten der neuen Deutschen Welt aus
allen Ecken und Lagen, in der Geschichte des Herrn
v. W... 1792. 162.
24. A simple Story. In four volumes, by
Mrs. Inchbald. 1791. 167.
25. Celestina, a novel in four volumes, by
Charlotte Smith. 1791. 178.
26. Anna St. Ives, a Novel by Thomas
Holcroft. VII. Volumes. 1792. 180.
27. Dramatik Sketches of the ancient Nor-
thern Mythology, by F. Sayers, Med. D.
184.
28. Jean Jaques Rousseau à ses der-
niers momens. Trait historique en un acte et
en prose. Par Mr. Bouilly. 1791. 201.
29. Calas ou le Fanatisme, Drame en quatre
actes, en prose, par Mr. le Mierre d'Argy.
1791. 207.

...und das Neue Englische Theater.
(...über das König.)

205.

...einem Schan-
...Kasseler (Hera.) im 3w

212.

...und Dichtern.

212.

...über moderne Größe.

296.

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

